

MECHTHILD BERESWILL

JOHANNA ZÜHLKE

# BIOGRAPHIEN (MIT-)TEILEN

Qualitative Evaluierung  
des Programms „Lebensweg inklusive“

Mechthild Bereswill  
Johanna Zühlke

# **Biographien (mit-)teilen**

Qualitative Evaluierung des Programms  
„Lebensweg inklusive“

Mit Gastbeiträgen von

Theresa M. Straub und Eva M. Welskop-Deffaa  
Birgit Mock und Monika Treber

Das dieser Publikation zugrundeliegende Vorhaben wurde mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) unter dem Förderkennzeichen 01FP1261 gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei den Autorinnen.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar

ISBN 978-3-7376-0102-3 (print)

ISBN 978-3-7376-0103-0 (e-book)

DOI: <http://dx.medra.org/10.19211/KUP9783737601030>

URN: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0002-401031>

Umschlaggestaltung: Lidija Nikolic, Kassel

© 2016, kassel university press GmbH, Kassel

[www.upress.uni-kassel.de](http://www.upress.uni-kassel.de)

## Inhaltsverzeichnis

Dank

1	Einleitung	7
2	„Lebensweg inklusive“ – das untersuchte KompetenzTandem-Programm	15
3	Die Längsschnittstudie zum KompetenzTandem-Programm	19
4	Die Ergebnisse der Begleitstudie	24
4.1	Zum Zusammenhang von Biographiearbeit, Frauenförderung und Inklusion	24
4.1.1	Frauenförderung und Inklusion – kontroverse Reflexionen	38
4.1.2	Biographische Erfahrungen im Widerspruch	49
4.2	Komplexe Beziehungsgeflechte	50
4.2.1	<i>„Ich würde mir eben wünschen, dass alles, was es an Extra für behinderte Menschen gibt, abgeschafft wird“</i> – Ute Onken und Melanie Schubert	51
4.2.2	<i>„Sie hilft mir mehr als ich ihr, aber ich hoffe, dass das irgendwie trotzdem klappt“</i> – Magdalena Ortwein und Ruth Gillen	69
4.2.3	<i>„Wir sind dann die Menschen miteinander und das ist das einzige, was dann wirklich eigentlich miteinander zwischeneinander lebt“</i> – Greta Pahl und Wanda Jakob	84
4.2.4	<i>„Weil die beiden haben einfach einen Drang nach Selbstverständlichkeit“</i> – Lena Isgard, Nicole Vogt und Chantal Wister	99
4.2.5	<i>„Weil das für sie alles neu war“</i> – Paula Christiansen und Nina Berens	128
4.2.6	<i>„Jetzt nicht nur fachliche Kompetenz sondern auch so Lebenskompetenz, Überlebenskompetenz“</i> – Christine Zennek, Friederike Ilmen, Olivia Ahrent und Nora Quast	144
4.2.7	Die intersubjektive Aushandlung und (De-)Konstruktion von Unterschieden und Gemeinsamkeiten	168
5	Zusammenfassende Schlussbemerkungen	175

## Gastbeiträge

Theresa M. Straub / Eva M. Welskop-Deffaa

Lebensweg inklusive – Der biographische Ansatz im Konzept der  
KompetenzTandems 180

Birgit Mock / Monika Treber

Empfehlungen für eine gendergerechte inklusive Hochschule 187

Literaturverzeichnis 196

Anhang 201

## **Dank**

Das Programm „Lebensweg inklusive“ über seine gesamte Laufzeit zu begleiten und aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive zu untersuchen, war für uns als Forscherinnen mit vielen persönlichen Begegnungen verbunden. Dies gilt nicht nur für die Interviewgespräche, die wir führen konnten und die die Basis unserer Erkenntnisse darstellen, sondern auch für die Kooperation mit den hauptamtlich und ehrenamtlich engagierten Frauen des Hildegardis-Vereins. Hinzu kommen viele Begegnungen während der Halbjahres- und Abschlusstreffen der beiden Gruppen und damit einhergehend auch intensive Diskussionen über unsere Vorträge zu laufenden Forschungen. So haben viele Dialoge und Reflexionen zum Gelingen des Forschungsprozesses beigetragen und wir bedanken uns bei allen beteiligten Personen für ihr Engagement, ihre Unterstützung und ihr Interesse an unserer Perspektive auf ihre Erfahrungen und auf die mit dem Programm verbundenen Fragen zu Frauenförderung und Inklusion.

Den InterviewteilnehmerInnen danken wir für ihre Zeit und die Bereitschaft, sehr persönlich über ihre Erfahrungen und Einschätzungen während des Programms zu erzählen. Ihre Offenheit, das Vertrauen und das Interesse, den eigenen akademischen Werdegang und die Bedingungen im Studium, aber auch lebensgeschichtliche Erfahrungen mitzuteilen, haben den Forschungsprozess maßgeblich unterstützt.

Auch danken wir allen TeilnehmerInnen, ReferentInnen und ProjektmitarbeiterInnen für die logistische Unterstützung der Studie, vor allem aber für das aufmerksame Zuhören und Nachfragen, für die Diskussionen über Zwischenergebnisse, den reibungslosen Ablauf von Präsentationen und für die vielen und interessanten Gespräche am Rande der Projektveranstaltungen des Hildegardis-Vereins.

Unser besonderer Dank gilt dem Vorstand und den Mitarbeiterinnen des Hildegardis-Vereins e.V., die diese Begleitstudie ermöglicht haben und uns die Aufgabe der Evaluation ein zweites Mal anvertraut haben. Die gute Vernetzung und der kontinuierliche Dialog zwischen Forschung und Praxis haben unsere Überlegungen und unseren Blick jedes Mal bereichert.

Auch danken wir dem Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), ohne dessen finanzielle Unterstützung die Begleitstudie der Universität Kassel nicht hätte realisiert werden können.

Ferner möchten wir uns bei allen MitarbeiterInnen, wissenschaftlichen Hilfskräften und Forschungspraktikantinnen des Fachgebiets Soziologie sozialer Differenzierung und Soziokultur der Universität Kassel bedanken für den Forschungsdialog, die aufmerksamen Rückmeldungen und den differenzierten Blick auf unsere Forschungsergebnisse. Auch danken wir Sabine Stange für das Lektorat und allen weiteren Personen, die uns bei der Erstellung der vorliegenden Monographie unterstützend zur Seite standen. Schließlich geht unser Dank an Lidija Nikolic, die das Cover des Buches für uns gestaltet hat.

Mechthild Bereswill und Johanna Zühlke

# 1 Einleitung

In ihrer Empfehlung „Eine Hochschule für alle“ vom 21. April 2009 konstatiert die Hochschulrektorenkonferenz, das gesellschaftliche Bild von Menschen mit Behinderung habe sich grundlegend gewandelt: „Im Mittelpunkt der Debatte steht nicht mehr der Ausgleich der als Defizit verstandenen individuellen gesundheitlichen Schädigung, sondern die Realisierung von chancengerechter Teilhabe durch die Gestaltung einer barrierefreien Umwelt“ (HRK 2009: 3; vgl. auch die Evaluation zur Umsetzung an den Hochschulen in: HRK 2013). Inklusion wird als menschenrechtlich normierter Anspruch auf die „freie Entfaltung an Hochschulen“ (Klein/Schindler 2016: 13) verstanden. Sie ist verbunden mit der Verpflichtung der Hochschulen, ihre Strukturen so umzugestalten, dass Menschen mit Behinderung und chronischer Krankheit sich nicht an unzulängliche Bedingungen anpassen müssen, sondern „ihre Rechte auf Teilhabe unter der Prämisse der Selbstbestimmung umsetzen können“ (ebenda). Die Umsetzung dieser Prämisse erfordert Maßnahmen auf allen gesellschaftlichen Ebenen und in allen Bereichen der Hochschule. Dass dies immer noch am Anfang steht, zeigt auch die Evaluation zur Umsetzung der Empfehlungen vier Jahre später (vgl. HRK 2013).

Die vorliegende Studie untersucht ein Programm, das Inklusion und Geschlechtergerechtigkeit verknüpft und sich dabei unmittelbar an Studentinnen sowie an bereits berufserfahrene Akademikerinnen und Akademiker mit und ohne Behinderung richtet. Diese begegnen sich im Rahmen des KompetenzTandem-Programms „Lebensweg inklusive“, das der Bonner Hildegardis-Verein initiiert hat und das mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) gefördert wurde (vgl. die ausführliche Beschreibung des Programms in Kapitel 2).<sup>1</sup>

Die qualitative Begleitstudie umfasst die gesamte Laufzeit des Projekts. Es handelt sich um eine qualitative Längsschnittstudie. Das bedeutet, dass leitfadengestützte offene Interviews während und nach Abschluss des Programms erhoben und in einem mehrschrittigen Verfahren ausgewertet wurden (vgl. die Ausführungen zur Methode und zur Untersu-

---

<sup>1</sup> Das Projekt wurde unter dem Titel „Führungskompetenz, Leistungseinschätzung und Erfolgsstrategien vor dem Hintergrund der Erfahrungen von Differenz. Ein Inklusionspartnerschaftsprojekt für Studentinnen und Akademikerinnen mit und ohne Behinderung“ gefördert (Kennziffer: 01FP1261).

chungsgruppe in Kapitel 3). Das zentrale Forschungsinteresse der Studie richtet sich also auf die Erfahrungen und die Deutungsmuster der Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Programms: Wie erleben sie den intersubjektiven Austausch und wie gestalten sie die komplexe methodische Anlage des Projekts im studentischen Tandem, in der Beziehung zwischen Studentinnen und Co-MentorInnen und in der gesamten über ein Jahr bestehenden Gruppe? Die Studie fokussiert dabei die Ergebnisse zur Gestaltung und den Potentialen des komplexen Wechselspiels zwischen den dyadisch angelegten studentischen Tandems und den Triaden aus zwei Studentinnen und insgesamt zwei verschiedenen Co-MentorInnen (jeweils eine/r für ein halbes Jahr). Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen damit zwei ineinandergreifende Dimensionen, die das Programm tragen: (1) *Relationalität* als Schlüsselbegriff für die biographisch orientierte, subjektbezogene und auf Intersubjektivität ausgerichtete Konzeption des Programms; (2) *Differenz und Ungleichheit* als strukturelle und erfahrungshaltige Ankerpunkte der Auseinandersetzung mit Geschlechtergerechtigkeit und Inklusion. Die damit verbundenen Forschungsfragen lauten: *Wie erleben und gestalten die TeilnehmerInnen des Programms ihren wechselseitigen Austausch? Welche Bedeutung gewinnen in diesen Prozessen Differenz- und Ungleichheitskategorien wie Behinderung und Geschlecht?* Damit verschränken wir die Frage nach intersubjektiven Lernprozessen systematisch mit der Frage nach der diskursiven Aushandlung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden im Kontext gravierender gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse. Es handelt sich um eine theoriegeleitete Untersuchungsperspektive, mit dem Ziel einer empirisch begründeten Theoriebildung. Theoretische Ansätze der Geschlechterforschung, der Intersektionalitätsforschung und der Disability Studies werden dabei als „sensibilisierende Konzepte“ (Blumer 1954) eingesetzt, ohne dass Theorie der Empirie einfach übergestülpt wird (vgl. Bereswill/Pax/Zühlke 2013: 22; Knapp 2013; Waldschmidt 2014; Bereswill 2015).

Aus einer sozialwissenschaftlichen Sicht sind Geschlecht und Behinderung komplexe soziale Kategorien (vgl. Bereswill 2008; Wansing 2014; Klein/Schindler 2016), die das gesellschaftliche Gefüge strukturieren und ihre Wirkung in Prozessen der Zuschreibung, Anerkennung und Stigmatisierung entfalten (vgl. Goffman 1999/1975). Dabei verschränken sich institutionalisierte Ungleichheitsrelationen, beispielsweise im

Wissenschaftssystem, mit einer interaktiven Konstruktion. Dies korrespondiert zudem mit der subjektiven Aneignung und eigensinnigen Gestaltung von Differenzkonstruktionen und Ungleichheitserfahrungen:

„Sowohl Geschlecht als auch Behinderung sind also gesellschaftliche Konstrukte. Sie enthalten nicht nur jeweils <in sich> eine hierarchische Bewertung (männlich/weiblich – behindert/nicht-behindert), sondern auch untereinander. Beide werden im Alltag, im Austausch mit anderen Menschen ständig hergestellt. Gender und Behinderung haben mit den gleichen Themen zu tun: dem Körper, der Ungleichheit, der Identität und der Sexualität. Im Gegensatz zum Geschlecht wird mit <behindert> allerdings keine homogene, klar abgrenzbare Gruppe von Menschen bezeichnet; vielmehr wirken hier gesellschaftliche Definitions- bzw. Ausgrenzungsprozesse, die an beeinträchtigten Körpern festgemacht werden und historischen und kulturellen Bedingungen – und damit auch Veränderungen unterworfen sind“ (Köbsell 2010: 21, Hervorheb. i. Orig.).

Wenn Swantje Köbsell zwischen Geschlecht und Behinderung differenziert, ist ihr grundsätzlich zuzustimmen, gleichwohl auch Geschlecht nicht auf Frauen und Männer als „homogene“ und „klar abgrenzbare Gruppen“, sondern auf komplexe Differenzierungs- und Hierarchisierungsprozesse innerhalb der Genusgruppen verweist (vgl. Becker-Schmidt 2013). Entscheidend ist an dieser Stelle, dass Geschlecht und Behinderung ähnlichen Mechanismen unterliegen, nicht aber als identisch wirkende Phänomene vorausgesetzt werden können. So fragt Gudrun Wansing beispielsweise, ob Geschlecht eine „eigenständige Strukturkategorie sozialer Ungleichheit“ sei (2014: 216). Abschließende Antworten auf solche grundlegenden theoretischen Fragen sind nicht zu erwarten. Das zeigen nicht zuletzt die gegenwärtigen Kontroversen über Intersektionalität, in denen darüber nachgedacht wird, wie die Überschneidung, Verflechtung und Überlagerung verschiedener Achsen der Differenz erfasst und untersucht werden kann (vgl. Bereswill/Degenring/Stange 2015; Waldschmidt 2014; Walgenbach 2012; Winker/Degele 2009). Vielmehr handelt es sich um fortlaufende Debatten, in denen theoretische Kontroversen verhandelt und bestehende Ansätze weiter ausdifferenziert werden. Hierfür bedarf es auch einer empirischen

Fundierung, in deren Mittelpunkt ein offenes Wechselverhältnis von Empirie und Theorie stehen sollte. „Für eine an Intersektionalität orientierte rekonstruktive Forschung bedeutet dies die fortlaufende Reflexion auf die problematische und aus unserer Sicht zugleich unvermeidliche Setzung von als getrennt gedachten relationalen Kategorien wie Geschlecht und Behinderung. Deren strukturierende Wirkung für soziale Ordnung und für Ungleichheitskonstellationen zu untersuchen, ohne von Masterkategorien auszugehen, und sie zugleich als soziale und kulturelle Konstruktionen aufzudecken“ (Bereswill/Zühlke 2016a: o. S.) ist ein anspruchsvolles Ziel. Die vorliegende Studie nähert sich diesem Ziel mit den Mitteln der rekonstruktiven Sozialforschung und nimmt Differenz und Ungleichheit auf der Ebene der subjektiven Erfahrungen und sozialen Konstruktionen in den Blick.

Wenn hier von Ungleichheitserfahrungen die Rede ist, wird davon ausgegangen, dass diese nicht nur Diskriminierungs-, sondern auch Privilegierungsmechanismen umschließen, die durchaus auch in ein und derselben gesellschaftlichen Konstellation zur Wirkung gelangen können (vgl. Waldschmidt 2014). Wird dieser abstrakte Gedanke auf das Verhältnis von Behinderung und Geschlecht bezogen konkretisiert, sehen wir beispielsweise, dass die TeilnehmerInnen der vorliegenden Untersuchung einen ausführlichen Diskurs darüber führen, ob es angemessen ist, dass das Programm ein Frauenförderprogramm ist und Männer mit Behinderung dadurch ausgeschlossen und benachteiligt werden (vgl. Bereswill/Zühlke 2016b). In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage, wie Diskriminierungserfahrungen angemessen erfasst werden können. Zur Überwindung additiver Sichtweisen, wie die ‚doppelte Benachteiligung von Frauen mit Behinderung‘ erweist sich das Konzept der „Mehrfachdiskriminierung“, das Maria do Mar Castro Varela im Rahmen einer Studie zu den Erfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans\* in Deutschland vorschlägt, als sehr hilfreich (vgl. LesMigraS 2012). Ihr Resümee, dass der Alltag von Menschen, die nicht gemäß der zweigeschlechtlichen Norm leben, durch Abwertungen und Beschämungen gekennzeichnet ist und diese Erfahrungen „von den Betroffenen zu einem großen Teil als Normalität wahrgenommen werden“ (ebenda: 22), weist deutliche Parallelen zu den alltäglichen Verletzungserfahrungen von Menschen mit Behinderung auf, wie sie auch in den hier untersuchten Interviews zur Sprache kommen.

Gegenwärtige Projekte, die sich im deutschsprachigen Raum für Inklusion engagieren, setzen sich neben der Beteiligung und den Rechten von Menschen mit Behinderung oft auch für die Rechte und Interessen weiterer Personengruppen ein, die aufgrund ihrer Herkunft, ihres Geschlecht, ihres Alters, ihrer sexuellen Orientierung oder ihrer finanziellen Ressourcen Benachteiligungen erfahren. Die Ziele reichen dabei von Antidiskriminierungsstrategien über Nachteilsausgleiche bis hin zur grundsätzlichen Überwindung und Vermeidung gesellschaftlicher Exklusion mithilfe von gesellschaftspolitischen Maßnahmen.

Inklusionsprojekte finden sich aktuell insbesondere in Bildungsinstitutionen wie Kindertageseinrichtungen und (Grund-)Schulen mit der Perspektive der Frühförderung, um vorzeitig Barrieren abzubauen und Begegnungsräume zwischen Kindern mit und ohne Beeinträchtigungen zu schaffen. Die hier entwickelten Empfehlungen und Konzepte bieten meist Orientierungshilfen für Lehrpersonal, Eltern und Schulleitung. Daran angegliedert gibt es eine Vielzahl von Projekten für SchülerInnen, die inklusive Lernsettings schaffen sollen.

Im Gegensatz zu dieser nachholenden Entwicklung im durch Sondersysteme gekennzeichneten deutschen Schulsystem kennt das deutsche Hochschulsystem „keine Sondersysteme für Menschen mit Behinderung. Hochschulbildung findet als gemeinsamer Prozess für Menschen mit und ohne Behinderungen statt“ (Klein/Schindler 2015: 7). Schon seit den 1970er Jahren sind (west-)deutsche Hochschulen gesetzlich verpflichtet, Studierende mit einer Behinderung nicht zu benachteiligen und haben entsprechende Maßnahmen wie räumliche Barrierefreiheit, Beratungsangebote und Regelungen zum Nachteilsausgleich entwickelt. Gleichwohl ist festzustellen, dass es sich immer noch überwiegend um Maßnahmen handelt, in denen Beeinträchtigungen als Defizite erscheinen, die im Verhältnis zur Norm ausgeglichen und angepasst werden müssen. Einen solchen Ausgleich zu erlangen, liegt zudem immer noch in der individuellen Verantwortung der Studierenden, die über entsprechendes Sonderwissen und Kenntnisse im Umgang mit bürokratischen Mechanismen verfügen müssen. Hinzu kommt, dass der Anspruch auf den Ausgleich immer damit verbunden ist, sich als beeinträchtigt, behindert oder krank zu ‚outen‘, was mit der Befürchtung und der konkreten Erfahrung von Stigmatisierungen verbunden ist.

Als Beispiel für die langjährige Entwicklung der systematischen Umsetzung einer inklusiven Perspektive an Hochschulen ist der Ansatz der TU Dortmund hervorzuheben. So zeichnen Birgit Rothenberg, Barbara Welzel und Ute Zimmermann (2016) die Entstehung, Konzeptionalisierung und Durchsetzung von Disability Mainstreaming als ein besonderes Qualitätsmerkmal von Hochschule nach. Der Ansatz der TU Dortmund blickt dabei auf eine in den 1970er Jahren entstandene „Graswurzelarbeit“ (ebenda: 20) zurück, die den Weg bereitete, Diversitätsmanagement zur Leitungsaufgabe zu erklären und ein Disability Management zu institutionalisieren. Der „Dortmunder Arbeitsansatz“ (ebenda: 27) verfolgt ein Konzept, das die Partizipation und Selbstbestimmung behinderter Studierender individuell sowie auf struktureller Ebene ermittelt und an deren Verwirklichung arbeitet.

Betrachten wir die gegenwärtige Hochschullandschaft insgesamt, orientieren sich politische Inklusionsmaßnahmen, die neben Beratung und Informationsweitergabe eine Teilhabe von Studierenden mit Behinderung ermöglichen sollen, an der Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention im Sinne von Barrierefreiheit und Chancengleichheit. In der Evaluation der eingangs zitierten Empfehlungen der Hochschulrektorenkonferenz von 2009 wird betont, dass insbesondere die Position der Beauftragten für Studierende mit Beeinträchtigungen deutlich gestärkt werden sollte, was u.a. die grundsätzliche Verankerung dieser Tätigkeiten als Hauptamt erfordert (vgl. HRK 2013: 33).

Projekte, die der konkreten Unterstützung und Sensibilisierung einzelner Zielgruppen dienen sollen und hier insbesondere beim akademischen Werdegang der Menschen ansetzen, sind recht selten und orientieren sich zumeist an klassischen Mentoringelementen (vgl. Bereswill/Pax/Zühlke 2013). Des Weiteren existiert eine Vielzahl an Eingliederungsprogrammen für die Teilhabe am Arbeitsmarkt, die sich sowohl an ArbeitgeberInnen als auch an Arbeitssuchende mit Behinderung richten.

Das „KompetenzTandem: Lebensweg inklusive“ des Hildegardis-Vereins e.V. hebt sich mit der Förderung von Studentinnen mit und ohne Behinderung deutlich von gegenwärtigen Förderprogrammen ab. Gerade mit dem biographischen Ansatz und dem inklusiven Tandemsetting unterscheidet sich das Programm von anderen Projekten, die vermehrt Behinderung zentrieren sowie Coaching- und Mentoringelemente aufgrei-

fen. Die Verknüpfung von Behinderung und Geschlecht vor dem Hintergrund des Wissenschaftsbetriebs wirft zudem spannende Fragen nach Zuschreibungen zu Leistung, Differenz und Konstruktionen des Normalen auf.

Wo ist das hier untersuchte Programm des Hildegardis-Vereins in dieser Landschaft verortet? Zunächst ist hervorzuheben, dass das Programm mehrere Alleinstellungsmerkmale aufweist. Es ist nicht an einer einzigen Universität oder Hochschule angesiedelt, sondern bundesweit ausgerichtet. Hinzu kommt, dass die Karriereperspektive, die in vielen Frauenfördermaßnahmen des akademischen Feldes im Zentrum steht, in diesem Programm ausdrücklich mit einem umfassenderen biographischen Ansatz verbunden und so geöffnet wird. Auch die Verknüpfung von Gleichstellungsperspektiven und Inklusion erfährt vor diesem Hintergrund eine spezifische Wendung, indem bei den unterschiedlichen und gemeinsamen Erfahrungen der Studentinnen und Co-MentorInnen angesetzt wird. Damit verbunden ist die ausdrückliche Erweiterung der Potentiale des klassischen Mentoring durch die Fokussierung des studentischen Tandems, das im Zentrum der komplexen Interaktionsstrukturen des Programms steht. Nicht zuletzt ist die inklusive Zusammensetzung der Tandems ein Ansatz, der den Austausch zwischen Studentinnen in unterschiedlichen Lebenslagen anstößt. Dies ruft entsprechend kontroverse Standpunkte zur Frage, wer aufgrund welcher Bedürfnisse welche Förderung erfährt, auf den Plan.

Im folgenden Abschnitt wird zunächst das Programm „Lebensweg inklusive“ vorgestellt (Kapitel 2). Anschließend wird das methodische Konzept der Begleitstudie beschrieben (Kapitel 3) und im vierten Kapitel stellen wir die zentralen Ergebnisse der Studie vor. Dieses umfangreiche Kapitel umfasst einen thematischen Quervergleich über alle Interviews hinweg, in dem die Bedeutung des biographischen Ansatzes und die Bedeutung von Geschlecht, Behinderung und Inklusion aus der Perspektive der TeilnehmerInnen des Programms rekonstruiert und in die Fragestellungen der Untersuchung eingeordnet werden. Im Anschluss daran stellen wir sechs ausführliche Fallanalysen vor, in denen die Struktureigentümlichkeiten von ausgewählten Tandem-Konstellationen und Kleingruppen untersucht und abstrahiert werden. Die Schlussbemerkung (Kapitel 5) bündelt die wesentlichen Erkenntnisse zu den Potentialen des Programms und diskutiert diese im Hinblick auf ihren generellen

Beitrag zu einer geschlechtergerechten und inklusiven Hochschule und Gesellschaft. Die Publikation schließt mit zwei Gastbeiträgen. Zunächst stellen Theresa Straub und Eva Welskop-Deffaa den biographischen Ansatz des Programms vor. Anschließend formulieren Birgit Mock und Monika Treber Empfehlungen für eine inklusive Hochschule, die auf den konkreten Erfahrungen im KompetenzTandem-Programm basieren.

Die Auseinandersetzung mit der Wirkmacht und der Zuschreibung von Differenzkonstruktionen erfordert einen reflexiven Umgang mit Sprache. Bezogen auf Geschlecht haben wir uns für das Binnen-I entschieden. Dieses kommt vor allem zum Einsatz, wenn wir über die Co-Mentorinnen und Co-Mentoren als Gruppe schreiben (Co-MentorInnen) oder über alle TeilnehmerInnen. Für die Studentinnen bleiben wir bei der binär codierten weiblichen Form, weil dies im Kontext der Auseinandersetzung mit Frauenförderung der Logik des Forschungsfeldes folgt. Dies gilt auch für die Benennung der Co-Mentorinnen im Einzelnen. Begriffe wie ‚Behinderung‘ und ‚Beeinträchtigung‘ haben wir ebenfalls aufgegriffen und bleiben damit sprachlich nah bei den Interviews, in denen ausführlich über ‚Frauen‘, ‚Männer‘ und über ‚Behinderung‘ und ‚Nichtbehinderung‘ gesprochen wird. Gleichwohl werden Bezeichnungen wie ‚Behinderung‘ oder ‚Beeinträchtigungen‘ von allen auch immer wieder als fragwürdige Konstruktionen von Normalität und Abweichung hinterfragt.

## **2 „Lebensweg inklusive“ – das untersuchte KompetenzTandem-Programm**

Der Hildegardis-Verein e.V. wurde im Jahr 1907 von Maria Schmitz und weiteren Frauen gegründet und ist der älteste katholische Frauenbildungsverein in Deutschland. Der Verein fördert christliche Frauen in ihrem akademischen Werdegang und in ihrer Weiterqualifizierung und vergibt hierfür u.a. Stipendien. Frauen sollen bei der Vereinbarkeit von Elternschaft und Beruf unterstützt und auf ihren Bildungswegen gerade dann ermutigt werden, wenn ihre Lebensläufe nicht linear strukturiert sind. Die bildungspolitischen Schwerpunkte des Vereins lauten „lebenslanges Lernen“, „Elternschaft und Ausbildung“ und „Umbrüche im Lebenslauf“.<sup>2</sup>

Im Jahr 2007 ließ der Verein eine Untersuchung zur Situation von Studentinnen mit Behinderung durchführen (Ahmann 2007). Basierend auf den Ergebnissen dieser Studie entwickelten die Frauen des Vereins das bundesweit erste Mentoring-Programm für Studentinnen mit Behinderung, das von 2008 bis 2013 durchgeführt und finanziell wie ideell von der Conterganstiftung für behinderte Menschen unterstützt wurde. Im Sinne eines klassischen *one-to-one* Mentoring wurde immer eine Studentin, die mit einer Behinderung lebt, über ein Jahr von einer Mentorin oder einem Mentor mit einem akademischen Werdegang auf ihrem eigenen Weg durch das Studium, während einer Promotion oder auf dem Übergang in den Beruf begleitet.<sup>3</sup> Das Projekt wurde in einer prozessbegleitenden Längsschnittstudie der Universität Kassel über die gesamte Laufzeit wissenschaftlich begleitet und evaluiert (Bereswill/Pax/Zühlke 2013). Die Erfahrungen des Programms und die Ergebnisse der Studie wurden bei der Konzeption des in dieser Monographie untersuchten inklusiven KompetenzTandem-Programms aufgegriffen und weiterentwickelt, wobei das besondere Augenmerk sich auf die Peer-Beziehung zwischen zwei Studentinnen richtete und diesmal Studentinnen mit und ohne Behinderung adressiert wurden. Das Ende 2013 vom Hildegardis-Verein e.V. gestartete Projekt „Führungskompetenz, Leistungseinschätzung und Erfolgsstrategien vor dem Hintergrund der

---

<sup>2</sup> Hildegardis-Verein e.V. <http://www.hildegardis-verein.de/>

<sup>3</sup> Hildegardis-Verein e.V. Mentoring-Programm für Studentinnen mit Behinderung. <http://www.hildegardis-verein.de/mentoring-programm.html>

Erfahrungen von Differenz. Ein Inklusionspartnerschaftsprojekt für Studentinnen und Akademikerinnen mit und ohne Behinderung“ kurz: „KompetenzTandem-Programm: Lebensweg inklusive“ wurde durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) gefördert und umfasste zwei Durchgänge von jeweils einem Jahr.

Das inklusive Setting soll den studentischen Teilnehmerinnen neben Fragen zu Studium und Beruf das Knüpfen von Kontakten ermöglichen und die Entstehung von Netzwerken fördern. Darüber hinaus verfolgt das Programm neben konkreten Unterstützungsangeboten auch persönlichkeitsstärkende Ansätze zur Bearbeitung und Prävention von Ungleichheitserfahrungen. Hervorgehoben wird die inklusive studentische Tandembeziehung, in der sich die Studentinnen „auf Augenhöhe“ begegnen und sich über ihre Erfahrungen im Studium sowie über ihre Lebensgeschichten austauschen.

#### *Zum Ablauf*

Das Programm sieht vor, dass in jeweils zwei Projektzyklen insgesamt 40 Studentinnen mit und ohne Behinderung oder chronischer Erkrankung für die Dauer von einem Jahr von berufserfahrenen AkademikerInnen, sogenannten Co-MentorInnen begleitet werden (teilgenommen haben schließlich 42 Studentinnen). Dabei bilden immer eine Studentin mit und eine Studentin ohne Behinderung für ein Jahr ein Tandem. Diese dyadische Tandembeziehung wird jeweils für sechs Monate von einer Co-Mentorin oder einem Co-Mentor unterstützt. So entsteht aus der studentischen Tandembeziehung zusammen mit der Co-Mentorin oder dem Co-Mentor eine Triade. Nach den ersten sechs Monaten findet ein Wechsel statt und die Triade wird nun mit einer neuen Co-Mentorin/Co-Mentor für die zweite Jahreshälfte besetzt. Das Matching, also die Zuordnung von Studentinnen und Co-MentorInnen, orientiert sich dabei an verschiedenen Kriterien, die im Vorfeld aus den Motivationsschreiben der TeilnehmerInnen herausgearbeitet wurden. Das können die gleiche Studiaausrichtung, berufliche Ziele, Regionalität oder eine ähnliche Behinderung oder Lebenssituation sein. Verantwortlich für das Matching ist ein Auswahlteam und es werden im Vorfeld ausführliche Telefonate mit den ausgewählten TeilnehmerInnen geführt.

Ein wichtiges Element des Programms ist das biographisch-narrative Interview, das den Studentinnen als Methode an die Hand gegeben

wird, um etwas über die Lebenswege und Lebensgeschichten ihrer Co-MentorInnen zu erfahren. Wie haben diese im akademischen Feld Fuß gefasst? Wie sind sie mit Chancen, Hürden und verschiedenen Möglichkeiten umgegangen? Welche Erwartungen und Wünsche hatten sie und wie haben sich diese möglicherweise verändert? Da das ursprünglich aus der Forschung stammende narrative Interview, auch wenn es als Bildungsmethode eingesetzt wird, größtmöglichen Raum für die Relevanzsetzungen der Erzählenden bietet, können sowohl berufliche als auch private Themen zur Sprache kommen. Im Mittelpunkt steht die Einbettung von einzelnen Erfahrungen in eine Lebensgeschichte.

Die Intensität der Kontaktaufnahmen innerhalb der Kleingruppe kann variieren und folgt keinen festgelegten Vorgaben. Daraus resultieren neben direkten Treffen und dem Schreiben von E-Mails auch Internet-telefonate im studentischen Tandem sowie in der Dreiergruppe. Auch ist es möglich, dass Co-MentorInnen über das komplette Jahr in Kontakt zum studentischen Tandem bleiben oder sich in einer Vierer-Konstellation vernetzen.

Darüber hinaus ist es gewünscht, dass zwischen den Studentinnen und den Co-MentorInnen konkrete Unterstützungsangebote entstehen, wie beispielsweise das Finden eines Praktikumsplatzes, der Beratung bei Bewerbungsverfahren oder bei der Konkretisierung von Zukunftsplänen. Im Projektverlauf wird das komplexe Kleingruppengerüst zusätzlich von einer externen Supervisorin unterstützt, die den Prozess begleitet und mit der Rücksprachen zur Beziehungsgestaltung oder über Unklarheiten und Konflikte gehalten werden können.

Auf der Programmebene wurden die zwei einjährigen Projektzyklen jeweils mit drei Treffen der gesamten Jahresgruppe begleitet, die das Netzwerk für die Tandems, Trios und Vierer-Konstellationen bildeten. Bei einer Auftaktveranstaltung lernten das studentische Tandem und die erste Co-Mentorin oder der erste Co-Mentor sich kennen. Nach einem halben Jahr fand dann das Mitteltreffen statt, bei dem die Studentinnen nun die zweite Co-Mentorin oder den zweiten Co-Mentor kennenlernten und gemeinsame Ziele und Erwartungen für die zweite Jahreshälfte absteckten. Zum Ende des jeweiligen Programmdurchlaufs fand ein Abschlusstreffen statt, in dem die Erfahrungen gemeinsam reflektiert wurden. Bei den Projektveranstaltungen spielte zudem die Vernetzung

in der Gesamtgruppe eine große Rolle und Studentinnen und Co-MentorInnen konnten sich in eigens dafür angeleiteten Gruppen über ihre verschiedenen Rollen und Erfahrungen austauschen. Externe Gäste, die zu Vorträgen und Diskussionsrunden eingeladen wurden, vermittelten zudem Perspektiven, die das Projekt in verschiedene gesellschaftliche Zusammenhänge einbetteten. Zudem wurde die Begleitforschung zu Beginn und während des laufenden Forschungsprozesses vorgestellt und es wurden Zwischenergebnisse in Form von Vorträgen mit den TeilnehmerInnen diskutiert.

### **3 Die Längsschnittstudie zum KompetenzTandem-Programm**

Im Zeitraum von 11/2013 bis 01/2016 evaluierte die Universität Kassel das KompetenzTandem-Programm „Lebensweg inklusive“ des Hildegardis-Vereins e.V. Der Forschungsfokus richtete sich dabei auf die Perspektiven der beteiligten Studentinnen, Co-Mentorinnen und Co-Mentoren. Im Mittelpunkt der qualitativen Längsschnittstudie stehen die Erfahrungen und Einschätzungen der TeilnehmerInnen. Wie verläuft aus ihrer Sicht inklusive Tandemzusammensetzung? Wie verläuft der gemeinsame Lernprozess im Tandem und im Austausch mit den Co-MentorInnen? Welche Schwerpunkte werden gesetzt? Welche Bedeutung erfahren Differenzkategorien wie Behinderung, Geschlecht und andere Ungleichheitsdimensionen im gemeinsamen Diskurs?

Es wurden leitfadengestützte Expertinnen- und Experteninterviews mit Studentinnen, Co-Mentorinnen und Co-Mentoren erhoben (vgl. Meuser/Nagel 2005; Bogner u.a. 2009). Unter Bezug auf einen weit gefassten Expertenbegriff zielt diese Erhebungsmethode auf die Artikulation von prozessuellem Erfahrungswissen, auf die Erschließung von zentralen Deutungsmustern, die für das untersuchte Feld charakteristisch sind, und auf die Erfassung von Sonderwissen, das die spezifische Expertise von Personen in diesem Feld repräsentiert.

Ziel war, mit jeder interessierten Person ein leitfadengestütztes Interview während der Programmlaufzeit und eines nach Abschluss des Programms zu führen. Die ersten Interviews wurden entweder kurz nach dem Programmstart oder nach dem MentorInnenwechsel nach dem Halbzeittreffen erhoben, die Längsschnittinterviews nach Abschluss der Teilnahme. Dieser idealtypische Ablauf wurde auch variiert, weil sich eine Reihe von TeilnehmerInnen erst nach Ende des Programms für ein Interview meldeten und es somit auch Erstinterviews gibt, die die Perspektive der bereits abgeschlossenen Teilnahme wiedergeben. Um weitere Stimmen aus der TeilnehmerInnengruppe zu gewinnen, wurde ergänzend die Interviewmöglichkeit über ein Internettelefonat angeboten.

Im Anschluss an die Kontaktaufnahme und Terminvereinbarung für ein Interview wurden die TeilnehmerInnen an einem Ort ihrer Wahl besucht. Nach einem kurzen Vorgespräch zum Ablauf des Interviews und

die Anonymität der Forschung sowie über die Einverständniserklärung wurde das Gespräch mit einem Aufnahmegerät dokumentiert, anschließend wörtlich verschriftlicht und anonymisiert.

Die leitfadengestützten Interviews beginnen mit einem offenen Erzählimpuls zur Motivation für die Teilnahme an dem KompetenzTandem-Programm. Anschließend wird zum Erzählen über die ersten Programmeindrücke eingeladen. Der Interviewleitfaden für das Erstinterview ( $t_1$ ) orientiert sich dabei an der Ausrichtung des Programms. Gefragt wird neben Teilnahmemotivation und zentralen Themen in der Gruppe nach der Wahrnehmung der Beziehungen zwischen Studentinnen und Co-MentorInnen sowie nach der Bedeutung, die Inklusion und Frauenförderung für die Interviewten haben. Im Längsschnittinterview nach dem Abschluss des Programms werden die Erzählungen aus dem ersten Interview und einige der Themen erneut aufgegriffen, um Prozesse der Kontinuität und der Veränderung zu erfassen (siehe Leitfäden im Anhang). Im Mittelpunkt der Interviews stehen die Erlebnisse und die Wissensbestände der TeilnehmerInnen, wobei die Leitfäden als eine strukturierende Unterstützung für die Generierung eines selbstläufigen Diskurses über die eigenen Erfahrungen dienen.

Die Ersterhebung ( $t_1$ ) in Gruppe A umfasst insgesamt 19 Interviews. Hier wurden 12 Interviews mit Studentinnen und sieben Interviews mit Co-MentorInnen geführt. Die in der folgenden Tabelle mit Sternchen (\*) markierten Angaben weisen auf den Erhebungszeitpunkt hin: Acht der Erstinterviews wurden erst nach Abschluss der Teilnahme geführt. Im Längsschnitt der Gruppe A ( $t_2$ ) haben vier Studentinnen und zwei Co-Mentorinnen, die bereits ein Erstinterview gegeben hatten, ein weiteres Mal über ihre Erfahrungen mit uns gesprochen. Im zweiten Programmjahr haben wir in Gruppe B insgesamt mit 18 Personen gesprochen ( $t_1$ ). Davon wurden 10 Erstinterviews mit Studentinnen und 8 Interviews mit Co-MentorInnen geführt. Im Längsschnitt ( $t_2$ ) wurde erneut mit 4 Studentinnen und einer Co-Mentorin gesprochen.

<b>Gruppe A</b>	Studentinnen	Co-MentorInnen	insgesamt
Ersterhebung (t <sub>1</sub> )	12 (6*)	7 (2*)	<b>= 19</b>
Längsschnitt (t <sub>2</sub> )	4	2	<b>= 6</b>

\*Erstinterview wurde zum Zeitpunkt des Längsschnitts erhoben

<b>Gruppe B</b>	Studentinnen	Co-MentorInnen	insgesamt
Ersterhebung (t <sub>1</sub> )	10	8	<b>= 18</b>
Längsschnitt (t <sub>2</sub> )	4	1	<b>= 5</b>

Dadurch, dass die TeilnehmerInnen frei entscheiden konnten, ob sie dem Aufruf der Forschung folgen wollten oder nicht, kommen in der Auswertung der Interviews sehr unterschiedliche Beziehungskonstellationen zum Vorschein. Eine Gesamtgruppe besteht im Programm aus zwei Studentinnen mit und ohne Behinderung sowie zwei Co-MentorInnen (für jeweils ein halbes Jahr). Durch das Sampling ist jedoch nicht gewährleistet, dass mit allen vier Mitgliedern dieser Gruppe gesprochen werden konnte. So kann es beispielsweise sein, dass zwei Studentinnen eines Tandems über ihre Erlebnisse gesprochen haben, nicht aber die dazugehörigen Co-MentorInnen. Oder, dass eine Studentin und eine Co-Mentorin über ihre Erfahrungen berichten, ohne dass die anderen beiden TeilnehmerInnen dieser Gruppe zu Wort kommen. Daraus ergeben sich für die Forschung komplexe Einblicke in Erfahrungsberichte von TeilnehmerInnen, die einen Ausschnitt aus dem laufenden Prozess und nur bestimmte Perspektiven der Gruppenerfahrung abbilden. Auch unterscheiden sich die Interviews aufgrund der Erhebungszeitpunkte: es gibt Erstinterviews während und nach Ende der Programmteilnahme und Längsschnittinterviews nach dem Abschluss des Programms.

<b>Beziehungskonstellationen</b>		
<b>Zusammensetzung der Einzelinterviews</b>	<b>Gruppe A</b>	<b>Gruppe B</b>
Gesamtgruppe (studentisches Tandem + beide Co-Mentorinnen)	1	0
Studentisches Tandem (beide Studentinnen)	2	1
Studentisches Tandem + 1. Co-MentorIn	0	1
Studentisches Tandem + 2. Co-MentorIn	1	1
Studentin + 1. Co-MentorIn	2	3
1.Co-MentorIn + 2. Co-MentorIn	0	1
Studentin (einzeln)	2	1
Co-MentorIn (einzeln)	2	1

Anschließend an die Erhebung und Anonymisierung wurden die Erst- und Längsschnittinterviews mit Methoden der qualitativen Sozialforschung ausgewertet. Diese folgen einem verstehenden und interpretativen Ansatz (vgl. Przyborski/ Wohlrab-Sahr 2008). Als Auswertungsverfahren wurde das Kodierparadigma der Grounded Theory genutzt (vgl. Strauss 1994). Unterstützend wurde hierzu die auf Basis der Grounded Theory entwickelte Computersoftware MAXQDA<sup>4</sup> eingesetzt, um das Textmaterial mithilfe eines Kodierleitfadens zu strukturieren. In dieser themenzentrierten Auswertung ging es neben der Wahrnehmung der Programmstrukturen auch um die Rolle von Inklusion und Frauenförderung. Welche Bedeutung erhalten dabei die Differenzkategorien Behinderung und Geschlecht? Wie wird mit Ungleichheitszuschreibungen umgegangen?

Zudem wurden Interviewpassagen in Anlehnung an die Sequenzanalyse der Objektiven Hermeneutik einer Feinanalyse unterzogen (Oevermann 1983; Wernet 2000). Hierzu wurden Eingangssequenzen und ausgewählte Passagen aus den Interviews in Auswertungsgruppen interpretiert. Die Ergebnisse der thematischen Kodierung und der sequentiellen Feinanalysen wurden fallvergleichend gebündelt und abstrahiert. Dabei

<sup>4</sup> MAXQDA: Programm zur qualitativen Datenanalyse. <http://www.maxqda.de/>

wurden insbesondere die Interviews, die die Längsschnittperspektive erschließen und die Interviews, die mit den Studentinnen aus einem Tandem oder aus einer Dreier- bzw. Viererkonstellation vorliegen, einer vertieften Analyse unterzogen. Hierfür wurden analytische Beschreibungen dieser Konstellationen angefertigt, die entlang von folgenden strukturierenden Fragen erstellt wurden: Wie wird die Beziehung und die Beziehungsqualität beschrieben? Zeigen sich Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Wahrnehmung und den Erwartungen an die Beziehung? Bleibt etwas offen? Welche Aspekte werden als förderlich für die Qualität der Beziehung erlebt? Wie wird die Programmstruktur wahrgenommen? Welche gemeinsamen Lernprozesse sind im Hinblick auf Inklusion erkennbar? Zudem ermöglicht die Längsschnittperspektive, Prozesse und Veränderungen abzubilden, die über die Zeit der Teilnahme entstehen, sowie Deutungs- und Handlungsmuster zu rekonstruieren. Wie werden die Erfahrungen im Tandem, in der Triade oder in der Vierergruppe nach Abschluss des Programms reflektiert? Welcher Zugewinn wird ausgemacht? Haben sich eingangs geäußerte Erwartungen oder Haltungen bestätigt oder verändert?

Im folgenden Kapitel stellen wir zentrale Ergebnisse der Untersuchung vor. Auf die genaue Darstellung der Untersuchungsgruppe wird aus Datenschutzgründen verzichtet. Alle erwähnten Namen sind Anonymisierungen.

## **4 Die Ergebnisse der Begleitstudie**

Das vorliegende Kapitel umfasst zunächst einen kürzeren Abschnitt zu ausgewählten Ergebnissen des thematischen Vergleichs quer durch alle Interviews (4.1). Wir konzentrieren uns dabei auf zwei ineinandergreifende Fragen: Wie wird der biographische Ansatz des Programms von den Teilnehmenden eingeschätzt? Wie diskutieren die Studentinnen und Co-MentorInnen die für das Programm charakteristische Verschränkung von Frauenförderung und Inklusion? Im Anschluss an diesen kurzen Einblick in zentrale Argumentations- und Deutungsmuster, die in den Interviews zur Sprache kommen, wechseln wir die Perspektive und wenden uns dem konzeptionellen Kern des KompetenzTandem-Programms zu: Untersucht wird die Gestaltung des komplexen Beziehungsgeflechts zwischen dem studentischen Tandem und den nach einem halben Jahr wechselnden Co-MentorInnen (4.2). In diesem Abschnitt stellen wir sechs ausführliche Fallstudien vor, die jeweils unterschiedliche Ausprägungen der Beziehungsgestaltung und Beziehungsqualität repräsentieren (4.2.1 – 4.2.6). Abschließend werden diese Ausprägungen im Hinblick auf die Potentiale und die Grenzen des Programms reflektiert (4.2.7).

### **4.1 Zum Zusammenhang von Biographiearbeit, Frauenförderung und Inklusion**

Die Erhebung des biographisch-narrativen Interviews mit den Co-Mentorinnen und Co-Mentoren setzt einen starken Impuls auch für die Studentinnen, sich mit ihren Lebensgeschichten auseinanderzusetzen und sich über diese auszutauschen. Die eigenen biographischen Erfahrungen werden mit denen der anderen verglichen und der eigene Werdegang wird in Relation zu den Wegen von anderen Menschen gesetzt. Dieser Prozess klingt schon im Titel des Projektes an: „Lebensweg inklusive“. Auf die Frage, wie sie diesen Titel für das Programm fände, antwortet eine Studentin im Forschungsinterview, dass sie ihn „einfach schön“ finde, weil er ihrer Ansicht nach den Eindruck vermittelt „du kriegst noch was dazu“.

Damit assoziiert sie die Präposition „inklusive“ im Kontext der alltags- und fachsprachlich durch kaufmännisches Denken geprägten Bedeutung des Begriffs: Das Programm bietet etwas an und dabei sind bestimmte Leistungen (und Kosten) bereits inbegriffen. Das einschließende Moment des programmatischen Konzepts ‚Inklusion‘ wird so durch die Übertragung des Substantivs in eine Präposition als ein attraktives Angebot wahrgenommen, das etwas Zusätzliches bereithält. Was aus ihrer Sicht „dazu“ kommt, führt sie in der nächsten Interviewsequenz aus:

„und das fand ich einfach schön, von daher ist es so ein gelungener Titel finde ich, und der umfasst glaube ich auch sehr gut, was das Programm halt ausmacht mit diesem Tandem und Lebensweg, genau, es geht viel um diese Biographieförderung“ (Xenia Gern, Studentin)

Der Titel „umfasst“ den Charakter des Programms, so wie Xenia Gern es sieht. Sie nennt das „Tandem“ und den „Lebensweg“ und fasst diese beiden Elemente des Programms schließlich in einen konzeptionellen Begriff: „diese Biographieförderung“. Das konkrete Bild des Lebenswegs, das der Hildegardis-Verein für den Programmtitel gewählt hat, wird so mit einem eher abstrakten Begriff assoziiert. Bemerkenswert ist, dass Xenia Gern einen eigenen Begriff der Förderung entwickelt, indem sie den Förderaspekt des Programms an die lebensgeschichtliche Perspektive, oder abstrakter formuliert, an den biographischen Prozess anbindet. Im Zusammenhang dieser Reflexion gewinnt ihre zuvor zitierte Überlegung, dass das Programm etwas Zusätzliches inkludiert, ihre spezifische Bedeutung. Sind es die lebensgeschichtliche Einbettung des Erfahrungsaustauschs und die Begleitung auf dem „Lebensweg“, die das Programm über andere Fördermaßnahmen hinaus zu bieten hat? Diese Lesart der Überlegungen von Xenia Gern korrespondiert auf jeden Fall mit den positiven Einschätzungen, die dem biographischen Austausch in vielen Interviews explizit zugeschrieben werden.

### *„So kleine Modelle“ – biographischer Austausch und wechselseitige Differenzierungen*

Die Studentin Antonia Oster formuliert einen ähnlichen Gedanken, wenn sie die Biographien, über die sie während des Programms etwas erfährt,

als „Modelle“ bezeichnet, die ihr Orientierungshilfen für den eigenen Lebensweg bieten. Dabei werden die fremden Biographien von ihr sowohl als Inspirationen als auch als Relativierungen der eigenen Vorstellungen verstanden:

„ich fand es spannend, eine Lebensgeschichte erzählt zu bekommen, ja so eine Vorstellung zu bekommen, wie könnte man dies oder jenes, wenn es darum geht, wie kriegt man Kinder und das waren mehr so Modelle, so kleine Modelle, wo ich einzelne so für mich so mitgenommen habe, wie man sein Leben planen oder auch gestalten kann“ (Antonia Oster, Studentin)

Das Hören einer Lebensgeschichte wird als anregend beschrieben, dadurch werden konkrete Vorstellungen geweckt, wie das eigene Leben gestaltet werden könnte, beispielsweise im Hinblick auf die Gründung von Familie. Die Narrationen und die Erfahrungen der anderen Menschen sind für Antonia Oster „kleine Modelle“ – was steckt in diesem markanten sprachlichen Bild? Ein Modell bezeichnet oft eine einheitliche Form, ein Abbild von etwas, das auch in Serie gehen könnte. Diese geschlossene Vorstellung von Lebensmodellen wird durch das Adjektiv „klein“ geöffnet – jede Geschichte eines anderen Menschen enthält Anregungen, ist aber kein geschlossenes Modell, das einfach nur nachgelebt werden muss. Die Modelle sind so eher Möglichkeiten, die in Erwägung gezogen werden: „wie könnte man dies oder jenes“?

Solche Vergleiche bringen neben Identifikationen auch Abgrenzungen hervor, beispielweise wenn bestimmte Lebenswege oder Entscheidungen als sehr konträr zu den eigenen Entwürfen erlebt werden. Festzustellen ist, dass Abgrenzungen selten zu separierenden Haltungen oder Bewertungen führen. Stattdessen wird häufig der Zugewinn aus dem Erfahrungsaustausch über Unterschiede betont. Jenseits von wahrgenommenen Gemeinsamkeiten oder Unterschieden beschreiben die Studentinnen generell, dass es wertvoll für sie ist, zu erfahren wie Co-MentorInnen mit Hürden umgegangen sind und wie sie diese möglicherweise überwunden haben. Diese Dimension des Austauschs wird als eine wichtige Lernerfahrung verstanden. Die folgende Passage aus einem Interview mit der Studentin Nora Quast steht exemplarisch für diesen Aspekt:

„beide haben erst mal eigentlich ganz andere Lebenswege als ich vor hab, aber ich finde das eigentlich auch total bereichernd, auch zu sehen wie andere Lebenswege gehen und was ich bei unseren Mentorinnen, auch bei beiden, gemerkt hab, ist, dass sie viel auch sich durch das Leben kämpfen mussten und es gab viele Hindernisse, die sie aber mit einer positiven Lebenseinstellung irgendwie überwunden haben“ (Nora Quast, Studentin)

Die Studentin spricht über die zwei Co-Mentorinnen ihres Kompetenz-Tandems. Beide sind ganz andere Wege gegangen als sie selbst es plant. Gerade diese Differenz findet sie „bereichernd“, vor allem aber ist sie von der Haltung der beiden Frauen beeindruckt, denn aus ihrer Sicht haben beide sich „durch das Leben kämpfen müssen“. Dabei steht für Nora Quast im Vordergrund, dass die Co-Mentorinnen eine „positive Lebenseinstellung“ vermitteln. Aus der Perspektive von Nora Quast ist es diese Einstellung, die dazu beigetragen hat, „Hindernisse“ zu überwinden. Der Umgang mit Hürden wird hier zum Anknüpfungspunkt für die Reflexion auf die Lebenswege der anderen Frauen und für Nora Quast ist weniger der konkrete Weg als vielmehr die persönliche Art und Weise diesen zu gehen eine Vergleichsgröße. Damit sind die Co-Mentorinnen Identifikationsfiguren, von denen sie sich zugleich abgrenzen kann: Sie will nicht das Gleiche tun oder werden, sie möchte sich aber möglicherweise eine bestimmte Haltung im Umgang mit sich selbst und anderen aneignen, die sie den beiden anderen Frauen zuschreibt. So wird die „positive Lebenseinstellung“ aus Sicht der Studentin zum Antrieb für einen optimistischen Umgang mit Widrigkeiten.

Wie die zuvor betrachtete Passage verdeutlicht, kann der Austausch über Biographien dazu beitragen, vielfältige Möglichkeiten der Lebensgestaltung anzuerkennen, ohne daraus allgemeingültige Handlungsrezepte für sich und andere abzuleiten. Diesen Gedanken, die Lebensgeschichte als eine von verschiedenen möglichen Vorlagen zu verstehen, greift die Co-Mentorin Dagmar Ditter in ihren Erzählungen auf, wenn sie über „Variationsmöglichkeiten“ spricht und die „gegenseitige Akzeptanz“ von Lebenswegen hervorhebt. Neben ihrem Plädoyer für eine Anerkennung der Vielfalt von Möglichkeiten, greift sie auch ihre Sicht auf die eigene Rolle als Co-Mentorin auf:

„also schon Variationsmöglichkeiten, aber nicht ‚du machst das falsch, du musst das so und so machen‘ oder ‚warum machst du das nicht so und so‘, das ist nicht meine Aufgabe, das würde ich auch nie machen und andersrum haben sie mich auch nie gefragt ‚warum bist du so lange zuhause geblieben‘, das war einfach eine gegenseitige Akzeptanz“ (Dagmar Ditter, Co-Mentorin)

Die verschiedenen Variationen, das eigene Leben zu leben, die im Austausch zu Tage treten, sollten aus Dagmar Ditters Sicht nicht dazu verleiten, normativ zu reagieren und den Studentinnen zu sagen, was sie ‚falsch‘ machen oder wie sie etwas machen sollten. Die mit solchen Übergriffen verbundenen Ansagen formuliert sie in der erlebnishaften wörtliche Rede und grenzt sich dann davon ab. So versteht sie ihre Aufgabe nicht. Dies gilt im Gegenzug auch für die Studentinnen, die ihren Lebensentwurf „nie“ hinterfragt haben.

*„Die karrierefördernde, vielleicht aber auch die inklusive Seite“ –  
Kompetenz als ambivalentes Ideal*

Die Auseinandersetzung mit dem eigenen und dem Lebensweg der anderen ist im Programmtitel mit dem Begriff KompetenzTandem verknüpft. Auch dieser Fokus beschäftigt die TeilnehmerInnen: Was sind Kompetenzen und wer legt das fest? Wessen Kompetenzen werden hier gefördert? Wer hat Anspruch auf eine solche Unterstützung? Welche Unterstützung, das bedeutet auch, welche Kompetenzen werden dabei von allen Beteiligten in den Prozess eingebracht? Innerhalb der Kleingruppen wird dieser Aspekt sehr unterschiedlich aufgegriffen und immer wieder vor dem Hintergrund von fremden und eigenen Leistungserwartungen und Leistungszuschreibungen diskutiert. Neben dem ausdrücklichen Wunsch, fachliche Förderung zu erfahren, um so für den Einstieg in das Berufsleben vorbereitet zu sein oder im Studium besser zurechtzukommen, den die meisten Studentinnen explizit formulieren, wird eine zu einseitige Orientierung an klassischer Karriereförderung von vielen aber kritisch eingeschätzt. So betont die Studentin Wanda Jakob zum Beispiel, dass das Programm ihr Interesse gerade deshalb wecken konnte, weil es kein herkömmliches Karriereförderprogramm sei. Im Gegensatz dazu hebt sie ihr besonderes Interesse an Projekten oder Förderkonzepten hervor:

„wenn sie mit in den Fokus nehmen, dass da Menschen sich mit bestimmten Biographien dafür interessieren, oder nicht nur aufgrund von irgendwelchen Begabungen oder was weiß ich, sondern auch aufgrund bestimmter Lebenswege“ (Wanda Jakob, Studentin)

Hier wird zwischen „bestimmten Biographien“ und „irgendwelchen Begabungen“ differenziert. Damit formuliert Wanda Jakob einen markanten Kontrast zwischen der konkreten Lebensgeschichte von Menschen, für die sie ein besonderes Interesse aufbringt, und nicht näher bestimmten „Begabungen“. Implizit spricht sie so die Orientierung des Wissenschaftssystems und seiner Förderstrukturen an, die sich in der Regel an den „Begabungen“, also den wissenschaftlich herausragenden Fähigkeiten von Nachwuchskräften orientieren und diese ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken. Wanda Jakob findet solche „Projekte“ nicht so interessant wie das des Vereins, das die Biographien der Studentinnen und MentorInnen ins Zentrum rückt und ihre „Begabungen“ damit in den Kontext lebensgeschichtlicher Erfahrungen einbettet. Damit plädiert Wanda Jakob implizit für ein Verständnis von wissenschaftlicher Begabung oder fachlicher Kompetenz, das die „Lebenswege“ von Menschen nicht ausblendet, sondern im Gegenteil als Teil, besser gesagt als Quelle ihrer Fähigkeiten und Leistungen begreift. Wenn sie zweimal davon spricht, dass es sich um ganz „bestimmte“ Wege und Lebensgeschichten handelt, deutet sich an, dass sie sich möglicherweise für außergewöhnliche Biographien interessiert und dies im Austausch mit anderen Studentinnen und Co-MentorInnen, die anders als sie selbst Erfahrungen mit einer Behinderung mitbringen, sucht.

Während offen bleibt, ob Wanda Jakob die Karriereorientierung des Wissenschaftssystems als grundsätzlich zu einseitig in Frage stellt, nimmt eine andere Studentin, Nele Neumann, den Begriff Kompetenz eher kritisch auf, weil sie eine Parallele zur „Eliteförderung“ im akademischen Feld assoziiert:

„ich habe glaube ich ein bisschen meine Probleme mit dem Titel KompetenzTandem und zwar, weil ich nicht so genau weiß, was mit dieser Kompetenz eigentlich gemeint ist, also ich glaube, gemeint ist damit vor allem die karrierefördernde Seite, vielleicht aber auch die inklusive Seite, also an sich ist der Titel vielleicht schon richtig

zutreffend, er hat so ein bisschen was von Eliteförderung und das gefällt mir jetzt persönlich nicht so gut“ (Nele Neumann, Studentin)

Hier zeigt sich die Ambivalenz, die mit dem Begriff Kompetenz verbunden ist. Findet Nele Neumann einerseits, dass „der Titel vielleicht schon richtig zutreffend ist“, wenn Inklusion angesprochen wird, ist sie gleichzeitig kritisch gegenüber der mit diesem Begriff verbundenen Konnotation, dass die Kompetenz der Besten und Leistungsstärksten hervorgehoben und weiter gefördert werden soll. Ihr knapper Einwand verweist implizit auf bildungspolitische Debatten und Kontroversen über Bildungseliten und Bildungsungleichheit. Dabei betont Nele Neumann, dass ihr einerseits unklar sei, was mit Kompetenz gemeint sein könnte. Andererseits hat der Begriff für sie aber auch eine positive Konnotation, wenn er mit dem Inklusionsgedanken assoziiert ist.

*„Dass mit Interesse nach bestimmten Lebenserfahrungen gefragt wird“  
– die biographische Narration als gemeinsamer Erfahrungsraum*

Neben der wiederkehrenden kritischen Auseinandersetzung oder auch ausdrücklichen Befürwortung der Karriereförderung durch das Programm „Lebensweg inklusive“ gibt es einen weiteren Diskurs, der das Verhältnis von Beruflichem und Privatem in den Tandembeziehungen betrifft. Das biographisch-narrative Interview mit den Co-MentorInnen öffnet grundsätzlich einen Raum für den Austausch nicht nur über fachlich-inhaltliche oder berufsbiographische Fragen, sondern auch über persönliche Themen. Diese Möglichkeit wird in den verschiedenen Vierergruppen unterschiedlich aufgegriffen und ausgehandelt. So gibt es Konstellationen, in denen persönliche Themen ausgeklammert bleiben, und andere, in denen viel persönliche Nähe entsteht. Dabei handelt es sich generell um einen vielschichtigen Balanceakt zwischen den verschiedenen Beteiligten, deren Haltungen in dieser Frage nicht immer übereinstimmen. Gelingt aus Sicht der Teilnehmenden eine Balance zwischen fachlichem und persönlichem Austausch, entsteht ein wechselseitiger Prozess des Erfahrungsgewinns, in dessen Verlauf berufliche und persönliche Aspekte in ihrer Verschränkung thematisiert und die eigene Entwicklung reflektiert werden kann. So berichtet beispielsweise die Co-Mentorin Katharina Weber:

„ich hab die schöne Erfahrung gemacht, dass mit Interesse nach den eigenen Lebenserfahrungen, bestimmten Lebensphasen gefragt wird und [ich] dadurch das Gefühl hatte, es gibt noch mal so ein anderes neues Erzählen der eigenen Biographie, so was manche Übergangssituationen angeht, und eine solidarische Kontinuität oder so würde ich es nennen, also in manchem haben es junge Frauen leichter und manche Fragen oder Themen genauso, Rahmenbedingungen mögen sich ändern, aber das Thema selbstbeherzt und zuversichtlich und selbstbewusst so den eigenen Wünschen, Zielen, Bedürfnissen zu folgen und das Leben so zu entwickeln, das bleibt natürlich“ (Katharina Weber, Co-Mentorin)

Hier wird das biographische Interview als ein retrospektiver Reflexionsraum beschrieben und die Erfahrung, von jüngeren Frauen etwas gefragt zu werden, positiv bewertet. In diesem Raum verändert sich der Blick auf die eigene Geschichte in Beziehung zu den Studentinnen. Katharina Weber nennt diese Situation „solidarische Kontinuität“ und stellt den persönlichen Austausch zwischen Frauen so in einen intergenerationalen politischen Kontext. Auch wenn gesellschaftliche Bedingungen sich gewandelt haben und manche „Rahmenbedingungen“ für junge Frauen leichter sein mögen, aus ihrer Sicht gibt es ein Kontinuum, dessen inneres Band ihre Lebensgeschichte mit der der Studentinnen verbindet. Es ist das „eigene Leben“, das „selbstbeherzt und zuversichtlich“ auf den Weg gebracht werden will. „Selbstbeherzt“ könnte eine Überlappung von ‚selbstbewusst‘ und ‚beherzt‘ sein. Selbstsicherheit und Entschlossenheit sind somit Haltungen, die Frauen allem Wandel zum Trotz entwickeln müssen, um ihr Leben gestalten zu können. Die eigene biographische Erzählung gibt den jungen Frauen hierfür etwas mit; deren Fragen und das eigene Erzählen verändern aber auch den Blick auf die eigene Geschichte. Eine solche Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebensweg verlangt zugleich ein hohes Maß an Selbstreflexion und Offenheit. Das betrifft alle TeilnehmerInnen und ihre Bereitschaft miteinander in Dialog zu treten. Die persönliche Offenheit kann die Qualität der Beziehung im Prozess verändern. So schildert die Studentin Melanie Schubert, dass sie es „sehr spannend“ fand zu erfahren, wie sich neben der Karriere auch das private Leben ihrer Co-Mentorin entwickelte:

„also wir [haben] uns auch bei ihr zuhause getroffen und auch viel mit ihr geredet über ihr Leben, über ihre Karriere, aber auch sehr über ihr Privatleben, also fand ich sehr spannend über so private Dinge auch zu reden, und auch wie sie ihr Studium gemacht hat, aber dann auch wie sie ihren Ehemann kennengelernt hat und solche Dinge“ (Melanie Schubert, Studentin)

Bemerkenswert ist, dass das Studium der Co-Mentorin hier in den Zusammenhang des Privaten eingeordnet wird und die Bildungsbiographie der Co-Mentorin als Teil ihrer persönlichen Erzählungen, auch im Wechselspiel mit anderen Themen wie Partnerschaft, zugänglich wird. Wird im Gegensatz zu solchen Annäherungen der mögliche Wunsch, mehr über die persönliche Geschichte der anderen Personen zu erfahren, nicht thematisiert oder bleibt er unerfüllt, kann das auch zu Verunsicherungen führen. So beschreibt die Studentin Nina Berens eine distanziertere Situation, auch während des biographischen Interviews mit einer der beiden Co-Mentorinnen:

„sie ist immer sehr im Jetzt geblieben und dass das jetzt ansteht und hat von ihrer Vergangenheit sehr wenig erzählt, das war eigentlich das Anliegen von diesem Gespräch, dass man so eine Biographie Vergangenheit, aber das wollte sie auch nicht“ (Nina Berens, Studentin)

„Im Jetzt“ zu bleiben, statt über vergangene Erfahrungen zu erzählen – diese Haltung der Co-Mentorin erfüllt aus Sicht der Studentin nicht „das Anliegen von diesem Gespräch“. Ihre vorsichtige Formulierung lässt offen, ob dies auch ihr persönliches Anliegen ist oder ob sie eher denkt, dass die vom Verein vorgeschlagene Aufgabe nicht angemessen erfüllt worden sei. Auf jeden Fall erlebt sie eine eindeutige Grenze von Seiten der Co-Mentorin („das wollte sie nicht“), die zu hinterfragen offenbar keine Option für sie zu sein scheint. Die Sequenz illustriert exemplarisch, dass unterschiedliche Vorstellungen und damit verbundene Unsicherheiten über die konkrete Ausgestaltung des Beziehungsgefüges verarbeitet werden müssen. Das gilt aber nicht nur für die Studentinnen, auch auf Seiten der Co-MentorInnen entstehen Verunsicherungen, wenn bestimmte Themen nicht angesprochen oder gemieden werden. Dies verdeutlicht die folgende Schilderung einer Co-Mentorin, die die zwei Studentinnen ihrer Gruppe als eher reserviert erlebt und sich des-

halb nicht sicher ist, ob sie persönliche Dinge erzählen soll. Sie probiert sich aus: „ich habe in das biographische Interview bewusst so ein paar Sachen einfließen lassen“. Im Anschluss an dieses Experiment nimmt sie sich allerdings zurück, weil sie den Eindruck hatte, „dass die Mädels nicht so gut damit umgehen konnten“ (Chantal Wister, Co-Mentorin). Die Verunsicherung liegt hier sehr deutlich bei der Co-Mentorin, die die Reaktionen der Studentinnen nicht einordnen kann und sich deshalb stärker zurückhält als sie es selbst möchte. Beide ausgewählten Passagen veranschaulichen die Ausbalancierung zwischen fachlichem und persönlichem Austausch, die mit der Konzeption des Programms grundsätzlich verbunden ist. Gibt es möglicherweise Tabu-Themen über die nicht gesprochen werden sollte? Wie viel Offenheit bringe ich ein? Welchen Stellenwert und welches Verhältnis erhalten fachliche und persönliche Themen? Und welche Rollenerwartungen gibt es? Dabei kommt in den Interviews auch die Frage zur Sprache, warum nur die Co-MentorInnen ihre Lebensgeschichten erzählen sollen:

„ich finde, vielleicht hätte man es auch so machen können, dass jeder von allen dieses narrative Interview hätte machen müssen, weil dadurch wäre ein besserer Bezug dazu gekommen, also ich finde es vielleicht im Nachhinein wichtig, dass auch der Mentor über unsere Biographie in Form dieser Methode was erfährt“ (Nina Berens, Studentin)

Die Studentin Nina Berens hinterfragt das methodische Konzept nicht grundsätzlich, findet es aber zu einseitig, dass nur die Co-MentorInnen methodisch geleitet über ihre Lebensgeschichten erzählen sollen. Ihr fehlt das Moment der Wechselseitigkeit, vielleicht auch ein Moment der Gleichrangigkeit im Kontakt zueinander. Ihr Vorschlag, dass alle ein biographisches Interview in den Prozess einbringen, ist mit der Idee verbunden, dass eine andere Form von Wechselseitigkeit die Qualität der Beziehungen verändert hätte. Damit unterstreicht sie zugleich, was in vielen Interviews hervorgehoben wird: zu erfahren, wie andere TeilnehmerInnen ihr Leben gestalten, ist ein wichtiges Motiv für die Teilnahme an dem Programm.

*„Diese typisch weiblichen Patchwork-Lebensläufe“ –  
Austauschbeziehungen zwischen Normalitätskonstruktionen und  
wechselseitigem Vergleich*

Auch die nachfolgende Sequenz aus dem Interview mit der Studentin Katja Penning unterstreicht, dass der Austausch mit anderen Frauen als ein Zugewinn erlebt wird und zeigt darüber hinaus, dass dadurch auch eine Auseinandersetzung mit den eigenen Normalitätsvorstellungen in Bewegung gesetzt wird:

„was mir gut getan hat, ist zu sehen, diese typischen weiblichen Patchwork-Lebensläufe, wo ich immer mich frage, wo stehe ich, wo soll es hingehen, was macht Sinn und mich auch manchmal unnötig ein bisschen zu sehr infrage stelle oder kleinmache, dass ich da merke andere haben irgendwie noch verrücktere Biographien“  
(Katja Penning, Studentin)

Katja Penning spricht in dieser Passage die Bedeutung, die die Auseinandersetzung mit Behinderung und Nichtbehinderung für die Austauschprozesse zwischen allen am Programm teilnehmenden Personen gewinnt, nicht explizit an. Wird das Kontextwissen über die spezifische Zusammensetzung der Tandems und der gesamten Gruppe zunächst ausgeblendet, verweist die Rede von den „typisch weiblichen Patchwork-Lebensläufe[n]“ vielmehr auf eine gesellschaftliche Geschlechterordnung, in die die normative Wirkung einer männlich konnotierten Normalbiographie tief eingeschrieben ist. Dies gilt insbesondere für das Wissenschaftssystem, dessen androzentrische Grundstruktur auch gegenwärtig nicht überwunden ist. Sich den damit einhergehenden impliziten Erwartungen einer geradlinigen, leistungsorientierten und aus Bindungen freigesetzten akademischen Laufbahn bewusst zu werden, die eigene ‚Normalität‘ und eigene Maßstäbe zu entdecken, dazu trägt aus der Sicht dieser Studentin der Vergleich mit anderen Frauen bei. Zugleich bleibt die Wirkmacht von Zuschreibungen der Abweichung auch weiterhin spürbar, wenn Katja Penning von „verrückten Biographien“ spricht. Wird an dieser Stelle erneut nach der implizit bleibenden Bedeutung von Behinderung für die Reflexionen der Studentin gefragt, bleibt in ihrer manifesten Aussage völlig offen, ob alle Frauen „verrücktere Biographien“ teilen oder ob sie hier auch auf mögliche Unterschiede zwischen Frauen mit und Frauen ohne eine Behinderung anspielt. Deut-

lich wird aber, dass die Studentin die Bedeutung von Geschlecht für ihre eigene Positionierung hervorhebt und dies mit ihrem Selbstempfinden und ihren Selbstzweifeln verbindet. Das Programm trägt aus ihrer Sicht dazu bei, solche „unnötige[n]“ Zweifel zu reflektieren und zu relativieren, indem andere Biographien die eigene einzuschätzen helfen. Eine andere Studentin betont die Vielfalt der Lebenswege, die ihr begegnet sind und beschreibt dies als „Buntheit des Lebens“:

„was kann ich mitnehmen, einfach diese, diese Buntheit des Lebens glaube ich, das glaube ich. ist so das, und diese Bestätigung auch, dass es einfach keinen graden Lebensweg gibt in dem Sinne, dass diese Vereinbarkeit von Familie und Beruf einfach immer die Herausforderung bleibt und dass, egal ob es ein Handicap gibt oder nicht, diese Förderung von klein auf extrem wichtig ist, also das hab ich jetzt einfach gemerkt bei verschiedenen anderen Tandempartnerinnen“ (Daniela Zimmermann, Studentin)

Der gerade Weg existiert nicht. Stattdessen müssen alle ihre eigenen Wege finden und sich immer wieder mit der Herausforderung auseinandersetzen, ihre verschiedenen Wünsche und Bedürfnisse und unterschiedliche Anforderungen zu vereinbaren. Dies bezieht die Studentin auf die in den Interviews immer wieder zur Sprache gebrachte Vereinbarkeitsfrage. Eine weitere Erkenntnis, die sie aus dem Programm mitnimmt, umfasst die Bedeutung von Förderung. Ihrer Ansicht nach ist eine Förderung „von klein auf“ wichtig für alle, nicht nur, wenn „es ein Handicap gibt“. Damit betont sie die Gemeinsamkeit der Teilnehmerinnen entlang von Geschlecht.

*„Weil man immer so denkt, ja machst du alles richtig?“ –  
die gemeinsame Auseinandersetzung mit eigenen und fremden  
Leistungsvorstellungen*

Der hoch geschätzte biographische Austausch verlangt zugleich die Offenheit aller TeilnehmerInnen, Situationen preiszugeben, die vielleicht nicht gelungen sind, oder die grundlegende Neuorientierungen zur Folge hatten. Das bedeutet ein hohes Maß an Selbstreflexion, um die eigenen Entscheidungen hinterfragen und einordnen und sich im Vergleich mit anderen positionieren zu können, ohne dabei in einseitigen Idealisie-

rungen oder Abgrenzungen stecken zu bleiben. Das fordert von Co-MentorInnen und Studentinnen die Bereitschaft ihre Erfahrungen weiterzugeben und sich auf teilweise auch schwierige oder ungewohnte Prozesse des Kennenlernens und des offenen Austausches einzulassen. Der Wunsch, Orientierung für den eigenen Werdegang zu finden, ist für die Studentinnen dabei zentral. Sie vergleichen sich miteinander und erfahren, wie es anderen Studentinnen in ähnlichen Situationen ergeht. Dies bringt neben der Orientierung auch Entlastung mit sich, wie in der nachfolgenden Sequenz deutlich wird:

„ich wollte sehr viel über die anderen Mädels erfahren, weil ich, weil man immer so denkt ‚ja machste alles richtig, könnt es nicht noch besonderer sein und musste nicht noch irgendwas miteinbauen in deinen Lebenslauf, fehlt dir noch irgendwas und kannst du irgendwie noch aufpeppen‘ und einfach mit dem Druck, man kann immer noch besser sein und man kann immer noch mehr machen und man kann immer noch mehr arbeiten und noch mehr Weiterbildung machen und wie die andern halt damit umgehen, mit so einem Druck, und ob die überhaupt so einen Druck haben und wie die eigentlich im Studium sind und wie die zu Entscheidungen kommen“ (Denise Vetter, Studentin)

Die Passage beeindruckt durch die fortlaufende Steigerung von Selbstaufforderungen zu noch mehr Leistung. Denise Vetter schildert einen inneren Dialog, der durch eine unerbittlich fragende Instanz dominiert wird: Ginge alles, was sie darstellt und leistet, nicht doch noch besser? Leistet sie überhaupt genug? Müsste sie sich nicht „noch mehr“ anstrengen, um ihre Entwicklung zu verbessern? Ihre durch Selbstzweifel gekennzeichnete Staffel von Fragen bündelt sie in dem Begriff „Druck“. Das Gefühl, unter Druck zu stehen, ist für sie ein zentrales Motiv, sich mit anderen austauschen zu wollen. Wenn Denise Vetter sagt, „ich wollte sehr viel über die anderen Mädels erfahren“, bringt sie ihren Wunsch zum Ausdruck, ihr individuelles Erleben zu reflektieren, indem sie herausfindet, ob andere Studentinnen einen ähnlichen „Druck haben“ und „wie die anderen damit umgehen“. Sie sucht den reflexiven Abstand zu ihrem inneren Dialog, indem sie den intersubjektiven Austausch über Leistungs- und Optimierungsdruck aufnimmt. Der Austausch über die eigenen und die biographischen Erfahrungen anderer – mit dem Fokus

auf Leistungsdruck und der Frage, wie mit Leistungsdruck umgegangen wird – erfährt hier die Bedeutung einer Relativierung und gleichzeitigen Konkretisierung der eigenen Möglichkeiten und Grenzen. Die Passage verweist zudem exemplarisch auf die Frage, wie individualisiert oder möglicherweise auch isoliert Studierende und NachwuchswissenschaftlerInnen Leistungsdruck erleben und wie sie sich auch über spezifische Programme wie das hier untersuchte hinaus wechselseitig unterstützen.

Neben dem zentralen Motiv der Weitergabe von Erfahrungen wird in den Interviews auch der erlebte Zugewinn aus den Lebensgeschichten der „anderen Frauen“ thematisiert. Dabei wird einerseits auf gesellschaftliche Leistungserwartungen angespielt, andererseits werden die unverwechselbaren und eigensinnigen „Geschichten“ der beteiligten Frauen als eine Leistung jenseits solcher Normen betont. Mögliche Unterschiede zwischen Studentinnen und Co-Mentorinnen treten dabei in den Hintergrund und in den Vordergrund treten die Neugier und das Interesse an den „anderen Frauen“:

„ich finde ja nicht nur meine eigene Biographie spannend, ich finde das auch bei den anderen Frauen immer sehr sehr sehr interessant, wie viele Frauen wirklich so viel geschafft haben, das ist vielleicht nicht unbedingt Karriere, aber das ist auch nicht unbedingt die glückliche Familie oder es ist vielleicht auch nicht den genialen Job gefunden zu haben, aber die haben teilweise unglaubliche Geschichten zu erzählen“ (Ulrike Wiegand, Co-Mentorin)

Ähnlich wie weiter oben, in der Passage zu den „Patchwork-Lebensläufen“, werden die biographischen „Geschichten“ der anderen Teilnehmerinnen als wesentlicher Erfahrungsgewinn betrachtet, da sie festgefügte Vorstellungen von Erfolg, Leistung und gutem Leben relativieren. Wobei auch diese Passage verdeutlicht, wie wirkmächtig die Konstruktion einer in allen Lebensbereichen erfolgreichen und glücklichen Normalbiographie ist. Dass Frauen „teilweise unglaubliche Geschichten zu erzählen haben“, bleibt vor diesem Hintergrund ambivalent, weil das Besondere, das damit hervorgehoben wird, der dominanten Norm nicht entkommt.

#### **4.1.1 Frauenförderung und Inklusion – kontroverse Reflexionen**

Die Konstellation, dass die Wege von Frauen nicht die Norm stellen, wird auch damit in Verbindung gebracht, dass akademisch qualifizierte und erfolgreiche Frauen, die mit einer Behinderung leben und deren Lebensgeschichten als Gegenentwürfe zu dominanten Normen und Normalitätsvorstellungen begriffen werden können, nicht leicht zu finden sind. Dies stellt eine Co-Mentorin fest und entwickelt dabei einen komplexen Vergleich zwischen Frauen, behinderten Frauen und Männern:

„also selbstständige Frauen, die findet man noch irgendwie, behinderte Frauen, die wirklich was geworden sind, schon deutlich schwieriger, es ist ja schon mit behinderten Männern schwieriger, zumindest mit solchen, die sichtbar behindert sind, die schon immer behindert waren, mit Frauen ist noch schwieriger und mich interessierte tatsächlich einmal wie die anderen Mentorinnen und auch wie das bei den Mentees ist, wie die das machen“ (Kristin Nahle, Co-Mentorin)

Kristin Nahle thematisiert hier einen grundsätzlichen Mangel und differenziert dabei verschiedene Ausprägungen. Auch wenn es möglich sei, „selbstständige Frauen“ zu finden, werde es „deutlich schwieriger“ Frauen zu finden, die mit einer Behinderung leben und „wirklich was geworden sind“. Mit diesem Vergleich verdeutlicht die Co-Mentorin ihre Einschätzung, dass erfolgreiche und unabhängige Frauen generell keine Selbstverständlichkeit darstellen und dies sich verschärft, wenn Geschlecht, besser gesagt Weiblichkeit, und Behinderung miteinander verknüpft sind. Dabei formuliert Kristin Nahle schließlich explizit, was vorher bereits implizit mitschwingt: Männlichkeit, Selbstständigkeit und Erfolg liegen deutlich näher beieinander als dies für Weiblichkeit, Selbstständigkeit und Erfolg gilt. Sie differenziert erneut und stellt fest, dass es durchaus auch schwierig sei, behinderte Männer zu finden, die Suche nach Frauen sich aber deutlich „schwieriger“ gestaltet. Umso wichtiger ist für sie die Gelegenheit, in Austausch mit Frauen zu treten und zu erfahren, wie diese mit ihrer Situation umgehen. Erfahren zu wollen, wie es anderen Co-Mentorinnen und Studentinnen auf ihren akademischen Wegen ergeht, verdeutlicht den Wunsch nach Austausch und Vernetzung zwischen Personen, die im akademischen Feld eine Minderheit darstellen. Kristin Nahle bezieht dies explizit auf Geschlecht und geht da-

von aus, dass Frauen gegenüber Männern weniger Chancen haben, einen beruflich erfolgreichen und persönlich unabhängigen Weg zu beschreiten. Ihre Differenzierung umfasst zudem die Einschätzung, dass Frauen mit einer Behinderung diesen Weg noch seltener gehen als Männer mit und Frauen ohne eine Behinderung. Damit spricht sie die Wirkung von Mehrfachdiskriminierungen oder Mehrfachbenachteiligungen aufgrund von Geschlecht und Behinderung an, ohne dass Männer gegenüber Frauen immer privilegiert sind, denn auch deren Position wird durch den gesellschaftlichen Umgang mit Behinderung eingeschränkt.

*„Dieses Erzwingen finde ich nicht so toll“ – Frauenförderung im Diskurs*

Fragen wir in den Interviews nach der speziellen Ausrichtung des Hildgardis-Vereins auf die Förderung von Frauen mit Behinderung, lassen sich kontroverse und widersprüchliche Differenzierungen erkennen. Dies betrifft immer wieder grundsätzliche Fragen der Zentrierung oder Dezentrierung von Behinderung und Geschlecht. Wann ist welche Gruppe von Menschen aufgrund welcher sozialen Kategorisierungen benachteiligt? Wie sehr ist dies auch vom jeweiligen Kontext, beispielsweise von den Chancen und Grenzen in Institutionen, abhängig? Wer sollte deshalb durch spezielle Maßnahmen gefördert werden? Wie inklusiv sollten und können solche Maßnahmen sein?

Fördermaßnahmen werden dabei keinesfalls ungebrochen positiv eingeschätzt. So lehnen verschiedene Co-Mentorinnen in den Interviews eine besondere Förderung aufgrund von Behinderung ab, weil sie dies als kontraproduktiv für Inklusionsprozesse einschätzen. Geschlecht als Bezugspunkt für Förderung wird hingegen insbesondere von den jungen Frauen, also den Studentinnen, in Frage gestellt. Für sie ist es einerseits bedeutsam, sich nicht aufgrund des Geschlechts als benachteiligt zu erleben. Andererseits plädieren sie mit Nachdruck dafür, Studenten mit Behinderung zu unterstützen. So ist eine Studentin beispielsweise überzeugt, „dass dieses Programm sich für Männer sicher genauso gut entwickeln würde, also es gibt auch Männer mit Beeinträchtigungen, die sicher auch interessiert sind an einem Austausch“ (Nele Neumann, Studentin). Eine andere Studentin stellt in Frage, ob es gegenwärtig noch angemessen ist, Frauen zu fördern:

„könnte es auch eine Förderung für beide Geschlechter sein, also sehe ich jetzt heutzutage eigentlich nicht mehr so sehr eng und warum man jetzt eigentlich nur die Frauen fördern sollte“ (Rebekka Illbruck, Studentin)

„Heutzutage“ ist es möglich, über „Förderung für beide Geschlechter“ nachzudenken. Wenn Rebekka Illbruck sagt, sie würde das „nicht mehr so eng“ sehen, kann dies in mehrere Richtungen verstanden werden. Zum einen könnte sie die Frauenförderung damit als eine in der Vergangenheit notwendige und für die Gegenwart überflüssige Maßnahme halten. Es ist aber auch möglich, dass sie die Ansätze der Frauenförderung als „zu eng“ einschätzt und vor diesem Hintergrund für ein erweitertes Verständnis von Förderung plädiert. Ob sie dabei insbesondere Männer mit einer Behinderung durch ein zu enges Verständnis ausgeschlossen sieht oder generell für heterogene Programme plädiert, bleibt offen. Des Weiteren schwingt in der Zurückweisung von Frauenförderung auch eine Abgrenzung von dem damit immer wieder assoziierten Malus mit. Dieser Malus bezieht sich auf die Unterstellung, Frauen würden nur aufgrund ihres Geschlechts und nicht aufgrund ihrer Qualifikation gefördert. Die latente Befürchtung, selbst solchen Zuschreibungen ausgesetzt zu sein, klingt auch in den folgenden Überlegungen einer Studentin an:

„dieses von wegen wir brauchen so und so viel Prozent in der Führungskraft und dieses Erzwingen finde ich nicht so toll, weil die Frauen, die das wollen, die schaffen das und die machen dann vielleicht Abstriche und sagen, sie kriegen keine Kinder, oder sie machen Abstriche und sagen, sie bekommen Kinder, aber lassen sich dafür mehr Zeit, also das ist eher glaube so ein innerliches Umdenken“ (Lena Isgard, Studentin)

Lena Isgard spricht sich hier deutlich gegen das umstrittene Instrument der Quote aus. Sie lehnt Zwang ab, vor allem aber betont sie, dass Frauen, „die das wollen, die schaffen das“. Für die eigene Karriere „Abstriche“ zu machen, ist aus dieser Sicht das Resultat der persönlichen Abwägung und bewussten, individuellen Entscheidung. Veränderung knüpft sie folgerichtig an die Haltung der Frauen selbst, von denen sie „ein innerliches Umdenken“ erwartet. Gleichzeitig verdeutlicht der Begriff „Abstrich“ den Verzicht, den Lena Isgard entweder in Bezug auf

Kinder oder in Bezug auf einen linearen Karriereweg voraussetzt. Unter dem Strich bleiben schließlich nur schwierige Alternativen, die alle eine Negativzuschreibung beinhalten: als Quotenfrau, als Nein zur linearen Karriere oder als Karrierefrau ohne Kind.

*„Weil das für mich einen ganz besonderen Rahmen eröffnet“ –  
die Frauengruppe als Reflexionsraum*

Dabei ist es gerade die Frage der möglichen Familienplanung, die von Studentinnen häufig untereinander und mit den Co-Mentorinnen besprochen und als ein exklusives Thema zwischen Frauen identifiziert wird:

„weil das für mich einen ganz besonderen Rahmen eröffnet, wenn man manche Fragen und Themen bespricht und diskutiert, die man sonst nicht besprechen würde, grade zum Beispiel Familienplanung ist doch überraschend häufig ein Thema“ (Antonia Oster, Studentin)

Für Antonia Oster ist Familienplanung ein Beispiel dafür, dass im Austausch zwischen Frauen Fragen und Themen zur Sprache kommen, die „sonst“ nicht besprochen werden. Sie umschreibt diese Erfahrung mit dem Bild eines „ganz besonderen Rahmens“ und entwirft damit einen Raum, der sich öffnet und in dem sie neue Erfahrungen mit sich und anderen macht. Zu erfahren, wie der Co-Mentorin die Vereinbarkeit von Familie und Beruf gelungen ist, kann eine Orientierung und weitere Differenzierung für den eigenen Werdegang bieten. Eine Studentin erzählt, dass die Ausrichtung auf Frauen für sie auch einen anderen Umgang mit Themen ermögliche und sie offener über „persönliche Dinge“ sprechen könne: „wenn jetzt mein Kompetenzpartner ein Mann wäre, dann würde ich auch mit ihm ganz anders über ganz andere Dinge reden“ (Nele Neumann, Studentin). Die Vermutung „ganz anders über ganz andere Dinge“ zu sprechen, veranschaulicht, dass Geschlecht, genauer gesagt Weiblichkeit fraglos als Gemeinsamkeit vorausgesetzt und Männlichkeit als generell „anders“ wahrgenommen wird. Diese Konstruktion einer eindeutigen Zweigeschlechtlichkeit und damit zusammenhängend die Vorstellung von geschlechtsgebundenen Themen und Haltungen spiegelt dominante gesellschaftliche Diskurse über die Geschlechter. Damit

verbunden ist auch die Fortschreibung von Familie und Kinderwunsch als genuin weibliche Angelegenheiten. Zugleich verweist die positive Ausdeutung eines weitgehend als „Frauenraum“ gestalteten Begegnungsrahmens auf die Bedeutung, die der wechselseitige Austausch über Lebensentwürfe und Lebenslagen von Frauen mit und ohne Behinderung auch gegenwärtig für die Reflexionsprozesse von angehenden und bereits berufserfahrenen Akademikerinnen hat. Vor diesem Hintergrund spiegeln die kontroversen und widersprüchlichen Standpunkte zur Frauenförderung gesellschaftlich ungelöste Fragen und Geschlecht erfährt die Bedeutung einer Kippfigur, die mal als Malus und mal als gemeinsamer Identifikationspunkt und nicht zuletzt als hoch individualisierte Ressource ausgedeutet wird.

*„Dass es keine Projekte mehr speziell für behinderte Menschen geben sollte“ – Inklusion als widersprüchliche (De-)Thematisierung von Behinderung*

Auch Inklusion wird sehr kontrovers eingeschätzt. Während die einen Inklusion als eine zwingende Notwendigkeit begreifen, sehen andere das Konzept als einen überflüssigen und lediglich etwas erweiterten Integrationsbegriff. Im Mittelpunkt stehen dabei Fragen nach der Überwindung von Diskriminierungen und defizitären Zuschreibungen. Dies korrespondiert mit einem Diskurs über die Stärken, die Potentiale und die Leistungsfähigkeit von Menschen mit Behinderung. In der folgenden Passage aus einem Interview mit einer Co-Mentorin wird dies exemplarisch deutlich:

„ich denke am besten wird die Inklusion, um jetzt wieder bei dem Begriff zu bleiben, gelingen, wenn man wirklich die, bei den Leuten anfängt, was für Stärken haben die, und nicht immer gucken, wo sind die Defizite, wo ist das, was derjenige nicht kann, oder, und einfach mal sagt, ob eine behinderte Frau oder überhaupt ein behinderter Mensch, unabhängig jetzt von Frau, gut ist, das das kann er durch Leistung zeigen und jeder Mensch hat seine Schwerpunkte“ (Ursula Conus, Co-Mentorin)

Inklusion sollte bei den „Stärken“ der Menschen ansetzen und damit die vorherrschende Fixierung auf Defizite aufgeben. Wenn Ursula Conus

sagt, „nicht immer gucken, wo sind die Defizite“, beschreibt sie auf pointierte Weise die aus ihrer Sicht vorherrschende Auffassung und Praxis im Umgang mit Behinderung. Statt immer wieder zu fragen, „wo ist das, was derjenige nicht kann“, bedarf es ihrer Ansicht nach einer Umorientierung, die an der individuellen Leistungsfähigkeit von Menschen ansetzt. Wenn sie sagt, „jeder Mensch hat seine Schwerpunkte“, plädiert sie für einen Leistungsbegriff, der die Möglichkeiten und Fähigkeiten der einzelnen Person ins Zentrum rückt und schlägt einen Perspektivwechsel vor. Ihre Überlegungen setzen bei einem leistungsfähigen Individuum an. „Leistung“ und „Defizite“ bilden starke Gegenbegriffe. Die damit verbundene Polarisierung zwischen Anerkennung durch individuell zurechenbare Leistung und Abwertung durch Zuschreibungen von Nicht-Können verdeutlicht, dass einseitige defizitäre Diskurse den gesellschaftlichen Umgang mit Behinderung dominieren. Der Vorschlag, bei der Leistungsfähigkeit des Individuums anzusetzen, wechselt dabei auf die andere Seite des Diskurses, indem Einschränkungen durch Leistung überwunden werden sollen.

Die Auseinandersetzung mit Leistungsanforderungen, Leistungsmaßstäben und den eigenen Leistungsfähigkeiten ist zentral für einen akademischen Werdegang. Wissenschaftliche Leistungen werden insbesondere während des Studiums durch standardisierte Prüfungsformate gemessen. Dies berührt unmittelbar Fragen der unterschiedlichen Ausgangsbedingungen von Studierenden, die im Rahmen von allgemein festgelegten Klausurzeiten, Abgabefristen für Hausarbeiten oder Vorbereitungen für Präsentationen unsichtbar bleiben. Vor diesem Hintergrund spricht eine Studentin im Interview darüber, dass die formalen Bedingungen für Inklusion zwar geschaffen sind, wenn sie mehr Zeit für eine Prüfung beanspruchen kann. Aus ihrer Sicht fehlt aber die selbstverständliche Anerkennung solcher Maßnahmen:

„eine gute Inklusion wäre möglichst wenige Barrieren und auch möglichst viel Akzeptanz, dass jetzt nur, weil ich meine Zeitverlängerung in der Klausur brauche, der Dozent jetzt nicht denkt, ich wäre deswegen nicht fähig mein Studium zu bewältigen und eben diese Denkweise müsste sich halt ändern“

(Rebekka Illbruck, Studentin)

Rebekka Illbruck erlebt eine Situation, die ihr ermöglichen soll, die Leistungsanforderungen eines Studiums angemessen erfüllen zu können, als potentielle Verstärkung von Diskriminierung: „weil“ sie mehr Zeit für eine Klausur in Anspruch nimmt, „denkt“ der Dozent, sie wäre nicht leistungsfähig genug, um ein „Studium zu bewältigen“. Die Möglichkeit, Ausgleiche wie Zeitverlängerungen im Studium zu nutzen, verkehrt sich aus dieser Perspektive in eine weitere Ausgrenzung, indem die eigenen Leistungen abgewertet erscheinen. Die Überlegungen von Rebekka Illbruck veranschaulichen zum einen, dass strukturelle Maßnahmen und die Veränderung von Haltungen eng korrespondieren. Zum anderen verdeutlicht ihre Kritik das hartnäckige Vorurteil, Leistung und Beeinträchtigung würden sich tendenziell ausschließen. Darüber hinaus wird nachvollziehbar, dass das Einfordern von Ausgleichen und angemessenen Prüfungs- und Arbeitsbedingungen im Alltag der Hochschulen nicht selbstverständlich ist und für Studierende eine entsprechend zusätzliche Belastung darstellt. Letztlich spricht Rebekka Illbruck über verfestigte Stigmatisierungsprozesse, die durch die ‚Sichtbarkeit‘ und die manifeste Thematisierung von Beeinträchtigung zugespitzt werden. Vor diesem Hintergrund wird in den Interviews immer wieder über die Auflösung von Konstruktionen des „Besonderen“ nachgedacht. So wünscht sich eine Co-Mentorin in der folgenden Passage „für die Zukunft“, dass Projekte „speziell für behinderte Menschen“ sich erübrigen:

„dass ich mir wünsche für die Zukunft, dass es keine Projekte mehr speziell für behinderte Menschen geben sollte, sondern dass es selbstverständlich wird, dass unsere Institutionen, unsere Hochschulen, unsere Arbeitgeber das sozusagen in die Normalität integrieren und das nicht als was Besonderes betrachten“ (Celine Oswald, Co-Mentorin)

Auch Celine Oswald verweist auf die Situation, dass Menschen mit Behinderung „als was Besonderes“ angesehen werden und sie spricht über eine widersprüchliche Situation: Einerseits braucht es Projekte, die die Inklusion gezielt fördern, und damit wieder „besondere“ Räume, Maßnahmen und Angebote schaffen. Andererseits soll das Besondere im Allgemeinen aufgehen und in Zukunft nicht mehr als abweichend hervorgehoben werden. Die sprachlichen Wendungen der Passage verdeutlichen die Gratwanderungen, die mit Vorstellungen von Inklusion ver-

bunden sind. Es sollte kein gesellschaftliches ‚Dinnen‘ und ‚Draußen‘ mehr geben, die Vorstellungen und auch Realitäten von Integration versus Ausgrenzung sind aber nicht erledigt.

*„Man würde vielleicht auch bei Inklusion eher denken, es ist gut für den Behinderten, wenn er mit Nichtbehinderten in Kontakt kommt“ –  
die fehlende Inklusion von Menschen ohne Behinderung*

Damit verbunden ist auch die Frage, wer sich durch Inklusionsmaßnahmen wie adressiert fühlt. In der folgenden Feststellung beschreibt eine Studentin Inklusion im Rahmen des KompetenzTandems als eine Einladung an Menschen, die keine Erfahrung mit Behinderung haben:

„es ging ja auch um Inklusion, von daher fand ich das für die nicht behinderten Studenten einfach auch eine tolle Möglichkeit Behinderte kennenzulernen, weil einfach viele auch vorher keinen Kontakt damit hatten und das macht schon Sinn“ (Nina Berens, Studentin)

Folgen wir dieser Perspektive, gelingt Inklusion, wenn Menschen ohne Behinderung Einblick in das Leben von Menschen mit Behinderung gewinnen, genauer gesagt in Beziehung zu diesen treten. Damit betont Nina Berens, dass solche Begegnungen im gesellschaftlichen Alltag fehlen und sie geht davon aus, dass Menschen ohne Behinderung unerfahren und unwissend sind. Entsprechend sieht sie diese als AdressatInnen von Inklusion, im Gegensatz zu sich selbst:

„ich glaube, man würde vielleicht auch bei Inklusion eher denken, es ist gut für den Behinderten, wenn er mit Nichtbehinderten in Kontakt kommt durch das Projekt und das war jetzt für mich nicht relevant, weil ich einfach in meinem Alltagsleben sehr gut inkludiert bin“ (Nina Berens, Studentin)

Hier steht nicht die eigene Inklusion als Studentin mit einer Behinderung im Zentrum der Projektteilnahme. Ganz im Gegenteil, das Einbringen der eigenen Erfahrung mit einem Leben mit Behinderung wird als Horizonterweiterung für Menschen ohne Behinderung bewertet. Nina Berens positioniert sich als „in meinem Alltagsleben gut inkludiert“ und betont damit, dass ihre Teilnahme am Programm nicht aus einer Per-

spektive des Mangels erfolgt und sie sich im Gegenteil als wichtiges Gegenüber für diejenigen begreift, denen Erfahrungen und Wissen für gelungene Inklusion fehlen. Zugleich erscheint Inklusion als ‚Modewort‘, das etwas Neues verspricht, obwohl dies im eigenen Leben schon länger existiert. Zugespitzt ist Inklusion aus diesem Blickwinkel eine Bildungserfahrung für Menschen, die bislang keine Barrieren durch eine Behinderung erlebt haben. Dies wirft auch die Frage auf, wie sehr Behinderung im Fokus des TandemProgramms stehen sollte. Mit dieser Frage setzt sich die Studentin Lena Isgard innerhalb ihrer Kleingruppe auseinander:

„ein Punkt ist, weil wir grade bei Inklusion waren, war das mit Behinderung, dass das ja auch mehr in den Mittelpunkt kommt, und dass wir nicht mehr so ausgegrenzt werden sollen und ich war immer der Meinung, dass Inklusion total das blöde Ding ist, was Behinderung betrifft und habe auch ehrlich damit gerechnet, dass das der größte Teil sieht der Menschen mit Behinderung, unsere Mentorin sieht das aber vollkommen anders, die findet das toll“  
(Lena Isgard, Studentin)

Für Lena Isgard ist Inklusion mit der Fokussierung von Behinderung verbunden – „dass das ja auch mehr in den Mittelpunkt kommt“ – und sie spricht in der Wir-Form über sich und andere Menschen mit Behinderung. Dabei stellt sie überrascht fest, dass ihre negative Einschätzung zu Inklusion von anderen Menschen mit Behinderung nicht unbedingt geteilt wird. Wenn sie sagt, „unsere Mentorin sieht das völlig anders“, ist zu vermuten, dass sie über ihre verschiedenen Meinungen und Einschätzungen diskutieren und die Wir-Perspektive sich an dieser Stelle weiter ausdifferenziert. Dieser Austausch in der Kleingruppe führt dazu, dass Lena Isgard letztlich resümiert: „durch meine Mentorin bin ich so ein bisschen am Überdenken meiner Einstellung zu Inklusion“ (Lena Isgard, Studentin).

Wenn Lena Isgard im Zusammenhang der Inklusionsdebatte in der Wir-Form über sich und andere Menschen mit Behinderung spricht, bleibt offen, wie die Auseinandersetzung sich zwischen den TeilnehmerInnen, die mit einer Behinderung leben und denen, die ohne diese Erfahrung leben, verläuft. An dieser Stelle kommt erneut Geschlecht ins Spiel, denn das Programm des Hildegardis-Vereins lädt dazu ein, Inklusion aus

einer geschlechtersensiblen Perspektive zu reflektieren. Vor diesem Hintergrund soll abschließend eine Co-Mentorin zu Wort kommen, die über die Unterschiede und die Gemeinsamkeiten der beiden Studentinnen spricht, deren Tandembeziehung sie begleitet hat:

„da hab ich eben auch festgestellt, da ist es auch wichtig mit Vorurteilen aufzuräumen, es ist nämlich auch falsch zu glauben, dass Frauen ohne Behinderung und auch Frauen ohne Kinder in Deutschland Karriere machen können, das ist falsch und deshalb gibt es eigentlich sehr viel Gemeinsamkeiten, die den beiden gar nicht so bewusst sind und womit sie sich auch beide sehr schwergetan haben, weil die behinderte Studentin immer erwartet hat, dass die andere auf sie Rücksicht nimmt und die andere immer erwartet hat ‚boah bei dir ist das so eindeutig, dass du behindert bist, alle helfen dir, warum hilft mir keiner‘ also das war sehr sehr stark spürbar in dem Tandem“ (Ulrike Wiegand, Co-Mentorin)

Ulrike Wiegand nimmt zunächst einen geschlechterpolitischen Standpunkt ein und stellt fest, dass die Situation von Frauen, „die Karriere machen können“ falsch eingeschätzt wird. Es handelt sich aus ihrer Sicht um Vorurteile, mit denen sie „aufräumen“ möchte, um den Studentinnen ein realistischeres Bild zu vermitteln. Darüber hinaus ist es ihr Anliegen, dass den Tandempartnerinnen bewusst wird, dass sie viele Gemeinsamkeiten haben – als „Frauen“, die immer noch nicht selbstverständlich Karriere machen und gleichzeitig Kinder haben können. Im Gegensatz zu dieser Gemeinsamkeit nimmt Ulrike Wiegand die zwei Studentinnen so wahr, dass sie ihre Unterschiede fokussieren und dabei miteinander in Konflikt geraten. Dabei tritt die Bedeutung von Behinderung in den Vordergrund und verstellt den gemeinsamen Bezug auf Geschlecht. Behinderung verknüpft die Co-Mentorin dabei mit der Erwartung von Rücksichtnahme und Nichtbehinderung mit der Erfahrung, weniger Unterstützung zu erhalten als jemand mit einer Behinderung. Die damit verbundenen Spannungen waren für sie „spürbar in dem Tandem“, es bleibt also offen, ob diese zur Sprache kamen, gleichwohl Ulrike Wiegand die Enttäuschung der Studentin ohne Behinderung paraphrasiert. Der auf Behinderung fokussierte Konflikt und der Wunsch der Co-Mentorin, die Studentinnen mögen sich stärker ‚als Frauen‘ aufeinander beziehen, bleiben so nebeneinander stehen. Dies korrespondiert

damit, dass Geschlecht und Behinderung als getrennte und nicht als ineinander verschränkte Dimensionen der Differenzierung und Hierarchisierung wahrgenommen werden, die in letzter Konsequenz beide keinen gemeinsamen Identifikationspunkt für alle drei Frauen darstellen.

Die stärkere Betonung oder Fokussierung einer der beiden Differenzkategorien ist in vielen der Interviews zu finden. So zeigt sich in der folgenden Passage, dass die Auseinandersetzung mit Behinderung den Bezugsrahmen für die Studentin Nele Neumann bildet, die über das Programm sagt, es sei „ein guter Schritt in die richtige Richtung“ und damit einen Prozess beschreibt, der für sie selbst ganz am Anfang ist:

„weil man tauscht sich aus mit einem Menschen, mit dem man sich sonst vielleicht nicht treffen würde oder den man unter andern Umständen nicht kennenlernen würde, der aber trotzdem, egal ob Behinderung oder nicht, ein ganz normaler Mensch ist wie jeder andere auch“ (Nele Neumann, Studentin)

Nele Neumann bestätigt, was die Studentin Nina Berens weiter oben ausgeführt hat: Begegnungen zwischen Menschen mit und Menschen ohne Behinderung sind keineswegs alltäglich und so hat sie ‚einen Menschen‘ getroffen, den sie unter anderen Umständen nicht hätte kennenlernen können. Mit dieser Formulierung hebt Nele Neumann die Bedeutung des studentischen Tandems hervor. Zudem unterstreicht sie die ‚Normalität‘ ihres Gegenübers und verweist darauf, dass die Begegnung für sie persönlich einen Austausch mit einer anderen Studentin ermöglicht hat, der für sie neu war. Die Betonung von ‚Normalität‘ steht in Relation zum verfestigten Bild der Abweichung und es ist zu vermuten, dass Nele Neumann hier auch ihr eigenes Bild korrigiert und wenn sie das Programm als „einen Schritt“ bezeichnet und damit implizit darauf hinweist, dass ihre Erfahrung nur ein erster Schritt in Richtung von Inklusion ist. Für sie tritt Behinderung in diesem Zusammenhang in den Vordergrund der Reflexion, Geschlecht wird hingegen im allgemeinen Begriff „normaler Mensch“ neutralisiert.

#### **4.1.2 Biographische Erfahrungen im Widerspruch**

Die Interviews der Begleitstudie veranschaulichen, dass der biographische Ansatz des Programms Räume für wechselseitige Zuordnungen und Abgrenzungen schafft. Der biographische Austausch bietet (neue) Orientierungen und schafft Entlastung im Umgang mit Unsicherheiten und bei der Suche nach eigenen Maßstäben. Die Co-MentorInnen werden dabei einerseits als leistungsstarke Identifikationsfiguren beschrieben, andererseits aber auch als Persönlichkeiten, die Erfolg und Scheitern in ihre Biographien integrieren konnten. Dies trägt auch dazu bei, überzogene Vorstellungen von Leistung und Erfolg zu hinterfragen und umfassender darauf zu reflektieren, was ein zufriedenstellendes Leben ausmacht. Dieser Austausch wird getragen durch den wechselseitigen Vergleich im studentischen Tandem, wo die ähnliche Lebenssituation als Studierende den Ausgangspunkt für die gemeinsamen Differenzierungen bildet. Solche Prozesse verlangen ein hohes Maß an Offenheit und die persönliche Bereitschaft, sich und seinen Werdegang zu reflektieren und Erfahrungen weiterzugeben.

Die Bedeutung von Geschlecht und Behinderung und die Einschätzung von Inklusionsmaßnahmen changieren zwischen der Zurückweisung von Benachteiligung, verbunden mit der Erfahrung als Andere und Besondere wahrgenommen und behandelt zu werden, auf der einen Seite und dem Anspruch auf Selbstermächtigung und Anerkennung aufgrund von Geschlecht und Behinderung auf der anderen Seite. Damit wird in den Interviews ausführlich und sehr differenziert verhandelt, was als ein Kernproblem von Geschlechterpolitik und Inklusion betrachtet werden kann: Wie kann die Dekonstruktion von gesellschaftlichen Zuschreibungen gelingen, wenn diese Kategorien zugleich bedeutsame Ankerpunkte für konkrete Maßnahmen und Interventionen darstellen? Die damit verbundenen Widersprüche lassen sich nicht in eine Richtung auflösen, das zeigen die Interviews eindrucksvoll.

Ein Thema, das sich ebenfalls wie ein roter Faden durch die Interviews zieht, betrifft die Auseinandersetzung mit Leistung. Leistung hat dabei unterschiedliche Bedeutungen: als Gegenbegriff zu Defiziten; als Anspruch auf Anerkennung; als Maßstab für die eigene Person und als hoch individualisierte Fähigkeit, die zum Erfolg führen soll. Alle diese Konnotationen werden im Kontext des akademischen Feldes ausgehan-

delt und stehen zudem im Zusammenhang einflussreicher gesellschaftlicher Diskurse über Karrierefrauen, Powerfrauen, Mädchen als Leistungsgewinnerinnen, behinderte Menschen als kreatives Potential und die Verantwortung des Individuums für den eigenen Erfolg. Im Rahmen dieser Diskurse ist es umso bedeutsamer, dass die studentischen Tandems und die Co-MentorInnen in einen reflexiven Diskurs eingetreten sind, in dem Leistungsnormen hinterfragt und Selbstsorge thematisiert werden können. Diese Dynamik wird im folgenden Abschnitt weiter vertieft. Untersucht werden sechs verschiedene Beziehungsgefüge und die sich darin entfaltenden Qualitäten der wechselseitigen Wahrnehmung.

## **4.2 Komplexe Beziehungsgeflechte**

Im Mittelpunkt der folgenden sechs Analysen steht die Rekonstruktion der Strukturen, die sich im Beziehungsgefüge der studentischen Tandems und in ihrem Austausch mit den beiden Co-MentorInnen herausgebildet haben. Wir stellen sechs Konstellationen vor, die unterschiedliche Verläufe und Lernprozesse repräsentieren. Im Mittelpunkt der Analysen stehen zwei miteinander korrespondierende Untersuchungsperspektiven: zum einen die Struktureigentümlichkeiten der jeweiligen Beziehungskonstellation, zum anderen die Bedeutung, die der biographische Austausch und Dimensionen von Differenz und Ungleichheit in diesen Beziehungen entfalten. Wie wird über den Wechsel zwischen dyadischen und triadischen Relationen erzählt? Wie ist die Auseinandersetzung mit dem biographischen Ansatz des Programms in diese Relationen eingebettet? Wie korrespondieren diese intersubjektiven Prozesse mit Deutungsmustern von Geschlecht, Behinderung und Inklusion? Diese Fragen leiten die folgenden Falldarstellungen. Vorgestellt werden zunächst die Interviews mit einer Co-Mentorin und einer Studentin (4.2.1), anschließend kommen zwei Studentinnen zu Wort, die über ihre Tandembeziehung erzählen (4.2.2). Die dritte Konstellation basiert wieder auf den Interviews mit einer Co-Mentorin und einer Studentin (4.2.3). Die vierte Analyse beschäftigt sich mit den Interviews von zwei Studentinnen und einer Co-Mentorin (4.2.4). Anschließend berichten zwei Studentinnen über ihre Erfahrungen miteinander und in der Gesamtgruppe (4.2.5). Bei der letzten Fallvorstellung handelt es sich um eine Vierer-Konstellation, in der beide Studentinnen und die Co-

MentorInnen Interviews über ihre Erlebnisse gaben (4.2.6). Abschließend werden die Struktureigentümlichkeiten der vorgestellten Konstellationen zusammenfassend diskutiert.

#### **4.2.1 „Ich würde mir eben wünschen, dass alles, was es an Extra für behinderte Menschen gibt, abgeschafft wird“-**

Ute Onken und Melanie Schubert

Die folgende Analyse beruht auf einem Erstinterview mit der Co-Mentorin Ute Onken, die mit einer Behinderung lebt, und zwei Interviews mit der Studentin Melanie Schubert während und nach ihrer Teilnahme am Programm. Sie lebt ohne Behinderung. Die Beziehung zwischen der interviewten Co-Mentorin und den Studentinnen wird als sehr offen beschrieben. Sie tauschen sich über fachliche als auch private Themen aus. Während die Co-Mentorin sich zu Beginn stärker mit der zweiten Studentin Lea Gruber, mit der keine Interviews geführt wurden, identifiziert, die ebenfalls mit einer Behinderung lebt, verändert sich das im Verlauf und sie spricht davon, mehr Gemeinsamkeiten mit Melanie Schubert zu erleben. Inhaltlich spielt für Ute Onken besonders die Ablösung negativer Zuschreibungen bei der Betrachtung von Behinderung eine wesentliche Rolle.

Die studentische Tandembeziehung durchläuft aus Sicht von Melanie Schubert zwei unterschiedliche Phasen. Während die erste Jahreshälfte von ihr als sehr persönlich und vertrauensvoll erlebt worden ist, habe der Kontakt zur zweiten Co-Mentorin Wiebke Haag, mit der ebenfalls keine Interviews geführt wurden, das Verhältnis der Studentinnen zueinander verändert. Hier rückten vermehrt die Zentrierung von Behinderung und damit verbundene Defizitzuschreibungen in den Fokus. Diese Verschiebung wirft für Melanie Schubert Fragen nach der eigenen Rolle und den Anteilen in diesem Beziehungsgefüge auf.

##### *Die Sicht der Co-Mentorin Ute Onken*

Ute Onken ist in der ersten Jahreshälfte des KompetenzTandem-Programms Co-Mentorin. Als Grund für ihre Teilnahme bezieht sie sich auf aktuelle Inklusionsdebatten und erzählt „zu einer Zeit, in dem es den Begriff Inklusion noch gar nicht gab, in gewisser Weise inklusiv

aufgewachsen“ zu sein. Inklusion ist demnach etwas Selbstverständliches für sie, ein Teil ihrer Lebensgeschichte. Dies konkretisiert sie, wenn sie sagt, „ich habe einen so genannten normalen Kindergarten, normale Grundschule normales Gymnasium besucht“. Die wiederholte Bezeichnung der Bildungsinstitutionen als „normal“ enthält den starken Gegenbegriff ‚abweichend‘. Behinderung wird im Bildungssystem auch gegenwärtig noch als Abweichung konstruiert, als der besondere im Gegensatz zum allgemeinen Fall. Indem sie betont, sie habe „normale“ Bildungseinrichtungen besucht, nimmt Ute Onken unweigerlich auch Bezug darauf, dass diese Situation für die meisten Menschen mit Behinderung, die zu ihrer Generation zählen, eben nicht „normal“ war. So entsteht der Eindruck, sie sei ein Einzelfall und das „inklusive“ Aufwachsen sei eine Ausnahme gewesen. Dass Ute Onken die damit verbundene Spannung zwischen gleichzeitiger Privilegierung und Ausgrenzung nicht übergeht, wird deutlich, wenn sie sich von den gängigen Zuschreibungen Normalität und Abweichung abgrenzt und von einer „so genannten“ Normalität spricht. Sie findet nicht richtig, dass ihre Laufbahn eine Ausnahme darstellt und wünscht sich entsprechende Veränderungen:

„ich hab eine akademische Laufbahn trotz meiner Schwerbehinderung oder mit meiner Schwerbehinderung, wie man ja besser sagt, und wünsche mir, dass mehr Menschen mit Behinderung die Chance haben so einen Lebensweg zu gehen wie ich“

Entwirft Ute Onken ihre Schwerbehinderung zunächst als etwas, das der akademischen Laufbahn widerständig entgegenzustehen scheint („trotz“), holt sie erneut Anlauf und korrigiert ihre Formulierung in „mit meiner Schwerbehinderung“. Ihr Kommentar, „wie man ja besser sagt“ nimmt möglicherweise Bezug auf Diskurse, die die Sicht, Behinderung sei eine Hürde, kritisieren.

Ihre biographischen Erfahrungen sind für Ute Onken ein positives Beispiel, das anderen Orientierung bieten kann. Deshalb möchte sie ihre Erfahrungen weitergeben und sich für die Chancengleichheit von Menschen mit Behinderung einsetzen. Der Begriff „Chance“ verweist erneut darauf, dass etwas nicht selbstverständlich ist – auf eine oder mehrere Möglichkeiten, die genutzt werden sollten. Gleichzeitig braucht es dazu Personen und Institutionen, die solche Chancen eröffnen.

### *Die studentische Tandembeziehung aus Sicht von Ute Onken*

Ute Onken schildert ihre Erinnerungen an das erste Kennenlernen der Studentinnen sehr positiv und erzählt, ihr seien mit Melanie Schubert und Lea Gruber ihre „Wunsch-Mentees“ zugeteilt worden. Gleichzeitig geht sie davon aus, ebenfalls die „Wunschkandidatin“ der Studentinnen gewesen zu sein. Der wechselseitige positive Eindruck während der ersten Begegnung prägt also ihr generelles Bild des Beziehungsgefüges. Zugleich differenziert sie dieses Gefüge weiter aus und resümiert, sich zuerst mit der Studentin, die mit einer Behinderung lebt, identifiziert zu haben: „ach, wir waren uns so ähnlich“. Bei der Studentin, die ohne Behinderung lebt, fragt sie sich hingegen, ob sie einen Zugang zu ihr finden könne. Diese Befürchtung resultiert allerdings nicht aus der Wahrnehmung von ‚behindert‘ – ‚nichtbehindert‘, sondern aus Zuschreibungen, die das Geschlecht betreffen:

„bei der nichtbehinderten Studentin hab ich erst gedacht ‚uh die macht so einen technischen Beruf und die ist vermutlich ja so ein männlicher Typ‘ und wo ich erst dachte ‚na, da bin ich gespannt wie ich ein Zugang zu der finde“

Ute Onken assoziiert Technik mit Männlichkeit und ist verunsichert, ob es ihr gelingen wird, einen Kontakt zu Melanie Schubert herzustellen. So entwirft sie zunächst ein Kontrastbild zwischen den Studentinnen. Während Lea Gruber aufgrund ihrer Behinderung erst einmal als „ähnlich“ und damit bekannt wahrgenommen wird, wird Melanie Schubert als fremd und möglicherweise unzugänglich konstruiert. Dabei bleibt offen, ob die Co-Mentorin fürchtet, sie könne jemanden aus einem technischen Studienbereich nicht angemessen begleiten, oder ob die Bedeutung von Geschlecht für sie im Vordergrund steht.

Ihre anfängliche Verunsicherung löst sich jedoch nach den ersten Gesprächen auf und Ute Onken reflektiert, schließlich viel mehr Gemeinsamkeiten mit Melanie Schubert als mit Lea Gruber erlebt zu haben. Der Kontrast verschwindet also nicht, vielmehr dreht er sich um. Diese Veränderung hängt für Ute Onken mit der Bedeutung von Behinderung zusammen. Sie vergleicht ihr eigenes Aufwachsen und ihren eigenen Umgang mit Behinderung mit Lea Grubers Leben und sieht deutliche Unterschiede:

„weil ich von meinen Eltern ganz anders sozialisiert wurde und einen ganz anderen Impuls mitbekommen habe, wie ich mit meiner Behinderung in der Gesellschaft umgehe, und insofern führe ich viel mehr dieses Leben der nichtbehinderten Studentin“

„Ganz anders“ ist eine starke Betonung, die zweimal formuliert wird, um einen Unterschied zu verdeutlichen. Diesen macht Ute Onken daran fest, was ihre Eltern ihr mit auf den Weg gegeben haben. Deren „Impuls“ hat aus ihrer Sicht dazu beigetragen, dass sie heute ein Leben führt, das dem einer nichtbehinderten Studentin näher ist als dem von Lea Gruber. Entsprechend erlebt sie sich als Impulsgeberin für Melanie Schubert, insbesondere im Hinblick auf ihren beruflichen Werdegang und die damit verbundene Leistungsfähigkeit:

„diese nichtbehinderte Studentin, glaube ich, nimmt von mir diese Impulse ganz viel auch an, da vermutlich sie jetzt ohne ihre Behinderung Berge ausreißen kann, wenn ich das schon alles schaffe“

Hier bringt Ute Onken eine weitere Differenzierung ins Spiel, die sie aus der Perspektive von Melanie Schubert entwickelt. Weil sie als Frau mit einer Behinderung „schon alles schaffe“, müsse die Studentin „jetzt ohne ihre Behinderung Berge ausreißen“. Die Formulierung „ohne ihre Behinderung“ irritiert, weil sie aufgrund des besitzanzeigenden Fürworts zunächst so klingt, als habe Melanie Schubert, die ja keine Erfahrungen mit einem Leben mit Behinderung hat, in der Vergangenheit „ihre Behinderung“ gehabt und diese nun verloren. Dadurch entsteht eine grundlegende Differenz zu Ute Onken, die ihre Impulse für Melanie Schubert als sehr einflussreich einschätzt – diese nimmt „ganz viel an“ und dies könnte aus Sicht der Co-Mentorin dazu führen, dass sie über das Ziel hinaus schießt, ihre Kräfte also überschätzt. Dabei vermischt sich das sprachliche Bild „Bäume ausreißen“, das auf ungebremste, überschießende Kräfte verweist, mit dem Bild „Berge versetzen“, das auf die Fähigkeit von Riesen anspielt und eine Metapher für große Taten ist. Im Hintergrund der sich überlagernden Metaphern wirkt die Relation von behindert/nichtbehindert als Maßstab für Leistungsfähigkeit. Dabei vermutet Ute Onken, dass Melanie Schubert meint, sie müsse sie übertrumpfen, weil sie ohne Behinderung noch mehr leisten könne als ihre Co-Mentorin dies schon mit einer Behinderung realisiert.

Das leistungsorientierte und unabhängige Bild, das Ute Onken von sich selbst hat, bleibt allerdings nicht ungebrochen und ihre Beziehung zu Lea Gruber setzt auch hierüber entsprechende Reflexionen in Gang:

„diese Unterschiede, die ich zu der Mentee mit Behinderung spüre, sind natürlich auch Anteile, die ich in meiner Person auch habe, wo ich zweifel und hadere und wo ich schlechte Tage habe, aber die weitaus weniger Raum einnehmen als bei ihr“

Die spürbaren Unterschiede sind letztlich „Anteile“ der eigenen Person, es handelt sich also um erlebte Zweifel und krisenhafte Stimmungen, die für Ute Onken allerdings „weitaus weniger Raum einnehmen“ als sie dies bei Lea Gruber wahrnimmt. Ob sie den Raum für eigene Unsicherheit aktiv eingrenzt oder grundsätzlich weniger Zweifel erlebt als die Studentin wird nicht ausgesprochen. Deutlich wird aber die vielschichtige Hin- und Herbewegung zwischen Identifikation und Abgrenzung. Auch bei diesen Reflexionen der Co-Mentorin wirkt die Auseinandersetzung mit Behinderung im Hintergrund weiter: Wie geht sie mit dieser Erfahrung um und wie die Studentin? Legt die Beziehung zu Lea Gruber bei Ute Onken Unsicherheiten frei, die üblicherweise keinen Raum in ihrem Leben haben? Auf jeden Fall reflektiert sie in ihren Erzählungen über ihre Beziehung zu den beiden Studentinnen verschiedene Aspekte ihres eigenen Lebens, wobei in den untersuchten Passagen ein starker Kontrast zwischen großer Leistungsfähigkeit und ausgeprägter Unsicherheit hervortritt. Dabei durchkreuzen sich die Leistungsfähigkeit der Co-Mentorin mit einer Behinderung und die der Studentin ohne eine Behinderung und bilden zusammen einen starken Kontrast zu der Studentin, die mit einer Behinderung lebt. Dieses Muster reflektiert Ute Onken immer wieder und bleibt ihm gleichzeitig verhaftet. Die tatsächliche Kommunikation der drei Frauen hat aus ihrer Sicht trotz der ausgeprägten Unterschiede gut funktioniert. Es finden regelmäßige Kontakte zu dritt über Internettelefonate statt und beide Studentinnen besuchen sie in ihrer Heimatstadt, wo sie ein Wochenende gemeinsam verbringen. Bei den Internettelefonaten seien sowohl „fachliche akademische Laufbahnfragen“ als auch Ungewissheiten bei der Berufswahl und Persönliches besprochen worden.

Wie bereits deutlich wurde, setzt Ute Onken sich kritisch mit der Zuschreibung von Defiziten bei einer Behinderung auseinander. Gerade

aus diesem Grund betont sie auch die Bedeutung von Unterstützung auf dem eigenen Lebensweg durch andere Menschen, die ihre Leistungen wertschätzen und damit einen wichtigen Kontrapunkt zu Erfahrungen von „Ablehnung“ setzen:

„dass ich Förderer und Förderinnen in meinem Lebensweg habe, die zu mir stehen und mich in meinen Stärken unterstützt haben, und genauso habe ich auch in meinem Leben erfahren, wie mir mit Ablehnung entgegengetreten wurde und auch teilweise wird und deswegen weiß ich es umso mehr zu schätzen, dass es in meinem Leben eben Personen gibt, die bedingungslos zu mir halten und meine ja auch fachlichen Leistungen zu schätzen wissen“

Die Passage vermittelt eine Spannung zwischen der Erfahrung, dass die eigenen Fähigkeiten unterstützt werden und andere Menschen sie nicht im Stich lassen, wie auch der gegenteiligen Erfahrung, auf Ablehnung zu stoßen. Ute Onken spricht hier über ihre Verletzungsoffenheit in der Begegnung mit anderen Menschen. Die beschriebene Spannung zwischen Anerkennung und Ablehnung hält Ute Onken aus, weil es Menschen gibt, die uneingeschränkt zu ihr „halten“ und ihr Fachwissen anerkennen. Dabei wird zum einen nachvollziehbar, dass die Wertschätzung als Person und die Anerkennung der eigenen Fachlichkeit eng miteinander verbunden sind. Zum anderen verdeutlicht die Passage alltägliche Erfahrungen von Diskriminierung und deren Verarbeitung mit Hilfe von persönlichen Bindungen („zu mir halten“). Vor dem Hintergrund ihrer eigenen Erfahrungen ist es Ute Onken wichtig, dass die Potentiale von Menschen mit Behinderung im Arbeitsleben sichtbar werden. Sie argumentiert damit, dass es sich um einen Zugewinn für ein Team handelt, wenn „ein Mensch mit Behinderung nicht als defizitär empfunden wird, sondern als Bereicherung“. Dabei bezieht sie sich auch auf den ökonomischen Diskurs über den Nutzen, den eine größere Diversität von Humanressourcen für die Gesellschaft hat, und sagt, „dass eben größtmögliche Diversität eben auch den größtmöglichen intellektuellen Anreiz darstellt“.

Spezielle Fördermaßnahmen für Menschen mit Behinderung findet Ute Onken nicht sinnvoll und meint, dass es besser wäre, „wenn man das als Frauenförderungsprogramm oder Förderung von Akademikerinnen sieht und gar nicht mehr fragt, ob jemand eine Behinderung hat oder

nicht“. In dieser Argumentation tritt die Bedeutung von Geschlecht für Benachteiligung vor die von Behinderung, auch wenn das Bild von der doppelten Benachteiligung ‚als Frau‘ und ‚als behindert‘ zwischen den Zeilen noch mitschwingen könnte. Manifest wird die Wirkung von Behinderung aber neutralisiert und demgegenüber Geschlecht als eine für Frauen wirksame Ungleichheitsdimension markiert. Der Impuls, die Wirkmacht von Behinderung zu entkräften, indem alle „Extras“, also alle Maßnahmen, die sich ausdrücklich an Menschen mit Behinderung richten, abgeschafft werden sollten, zeigt sich auch in der folgenden Passage:

„ich würde mir eben wünschen, dass alles, was es an Extra für behinderte Menschen gibt, abgeschafft wird und die Gelder, die dadurch frei würden, in ein gemeinsames Lernen geschafft werden, also selbstverständlich Kinder mit Behinderung mit ihren Nachbarkindern in den Kindergarten gehen und nicht in Extra-Kindergarten, wo vermeintlich die beste Förderung ist“

Für Ute Onken beginnt Teilhabe bereits im Kindergartenalter durch gemeinsames Lernen und Aufwachsen. Die Separierung von Menschen mit Behinderung durch „extra“ Förderungen und Einrichtungen beschreibt sie dagegen kritisch als „vermeintlich beste Förderung“, eine Unterstützung also, die nicht wirklich zum Ziel führt. Zwar betont sie, dass manche Menschen, die mit einer Behinderung leben, auch mehr Unterstützung benötigen. Dies sollte aber nicht zu mehr Ausgrenzung führen, sondern stattdessen gleiche Chancen der Teilhabe ermöglichen. Aus ihrer Sicht kann dies nur realisiert werden, wenn Menschen ohne eine Behinderung und Menschen mit einer Behinderung sich begegnen:

„wenn ich als nichtbehinderter Mensch kaum Berührungspunkte mit Menschen mit Behinderung hab, dann weiß ich auch nicht, was sind die Bedürfnisse dieser Menschen mit Behinderung und wie gehe ich auf sie zu, wie schüttel ich ihnen die Hand wenn sie keine Hand haben, oder wie kommuniziere ich mit ihnen, wenn sie eine Hörbehinderung haben und so weiter, und wenn wir das aber von klein auf durch gemeinsames Aufwachsen lernen würden, dann würden sich ganz viele Fragen von selbst beantworten“

Unsicherheiten, die nichtbehinderte Menschen erleben, wenn ihre alltäglichen Kommunikationsgewohnheiten irritiert werden, sind aus Sicht von

Ute Onken das Resultat von separaten gesellschaftlichen Räumen, die keine „Berührung“ erlauben. Das sprachliche Bild „Berührungspunkte“ verknüpft sich in dieser Passage mit Beispielen konkreter Berührungen und Verständigungen zwischen unterschiedlichen Körpern: „Hände schütteln“ ohne die erwartete Hand, miteinander „kommunizieren“ ohne die als Normalität vorausgesetzte Hörfähigkeit des Gegenübers. Ute Onken veranschaulicht mit körperbezogenen Beispielen, dass Inklusion für sie im alltäglichen Zusammenleben durch die selbstverständliche Auseinandersetzung mit und die Überwindung von Irritationen beginnt. Damit verbunden ist die Entwicklung eines größeren Spektrums der wechselseitigen Interaktion. Aus ihrer Sicht kann nur das Schaffen von gemeinsamen Räumen solche Möglichkeiten der Begegnung herstellen und dazu beitragen, dass sich viele Fragen von selbst erledigen.

Solche grundlegenden Veränderungen können nur durch den Einsatz von einflussreichen Personen erreicht werden und Ute Onken sieht hier den Platz von „Frauen mit Behinderung in Schlüsselfunktionen, die auch Entscheidungen treffen können“. Im gleichen Zug grenzt sie sich davon ab, dass „Menschen ohne Behinderung vermeintlich über die Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung entscheiden“, und plädiert dafür, „dass eben Entscheidungsträger auch Behinderungen haben“. Die Erfahrung von Behinderung ist aus dieser Sicht unverzichtbar für Entscheidungsprozesse, die die Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung betreffen. Im Gegensatz zu vorherigen Passagen, in denen Ute Onken einen inklusiven Prozess einfordert, in dessen Verlauf die Bedeutung von Behinderung sich relativiert, hebt sie hier die Bedeutung von Behinderung für Entscheidungspositionen hervor und verweist so auf das strukturelle Ungleichgewicht, dass über die „Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung“ von Menschen entschieden wird, die keine Erfahrungen mit Behinderung haben. Damit wird deutlich, wie widersprüchlich inklusive Szenarien sind, wenn sie einerseits auf die Überwindung von Zuschreibungen und besonderen Positionen setzen, diese aber andererseits aufgreifen müssen, um zu mehr Partizipation zu gelangen. Diese Widersprüchlichkeit tritt auch immer wieder auf, wenn die Bedeutung von Frauenförderung angesprochen wird. So vertritt Ute Onken den Standpunkt, dass es „idealerweise“ möglich sein sollte, dass „Männer sich genauso paritätisch für die Förderung von Frauen einsetzen“. Sie begrüßt deshalb die Entscheidung des Vereins, dessen erklärtes Ziel die

Förderung von Frauen ist, in das Programm „Lebensweg inklusive“ auch Männer einzubeziehen. Aus der Perspektive von Ute Onken wäre es „geradezu Verschwendung von Energie, wenn es kompetente Männer gibt, die der Frauenförderung offen gegenüberstehen, wenn wir die nicht mit ins Boot holen würden“. Sie plädiert also dafür, ganz bestimmte Männer gezielt in die Frauenförderung einzubinden und die damit verbundenen Potentiale zu nutzen, um Akademikerinnen auf ihrem Weg zu begleiten und gezielt zu unterstützen.

Ute Onken reflektiert in dem während der Laufzeit des Programms geführten Interview ausführlich auf ihre eigenen Erfahrungen und auf mögliche Strategien der gesellschaftlichen Inklusion. In Auseinandersetzung mit ihrer Beziehung zu den beiden Studentinnen wechselt sie immer wieder die Perspektive, wenn sie sich einerseits deutlich von bestimmten Bildern und Haltungen zu Behinderung abgrenzt und sich selbst als leistungsstark und jenseits solcher Vorstellungen sozialisiert positioniert, andererseits aber auch über ihre Verletzungsoffenheit und Ausgrenzungserfahrungen spricht. Zudem bezieht sie klare Standpunkte im Hinblick auf Förderkonzepte und Inklusion, wobei sie differenzierte Überlegungen zu spezifischen Benachteiligungssituationen von Menschen mit Behinderung im Arbeitsleben formuliert, die aus ihrer Sicht nur dadurch verändert werden können, wenn diese Menschen selbst an Entscheidungsprozessen beteiligt sind. Dass Frauenförderung ein selbstverständlicher Bestandteil ihres Denkens ist, wird deutlich, wenn sie die Beteiligung von Männern befürwortet, die der Frauenförderung gegenüber aufgeschlossen sind.

#### *Die Sicht der Studentin Melanie Schubert*

Melanie Schubert steht zum Zeitpunkt der Teilnahme gerade am Ende ihres Studiums. Sie wurde über einen Newsletter auf das Programm aufmerksam und berichtet, dass sie vor der Projektteilnahme keinen Kontakt zu Menschen mit Behinderung gehabt habe. Sie hätte aus Neugier teilgenommen und um den Umgang mit Menschen mit Behinderung kennenzulernen. Besondere Erwartungen hatte sie nicht, da sie sich einfach auf das Projekt einlassen wollte.

Während sie die erste Jahreshälfte und die Kontakte zur ersten Co-Mentorin Ute Onken sowie zu ihrer studentischen Tandempartnerin Lea

Gruber als sehr positiv und bereichernd erlebt, gestaltet sich für sie die zweite Jahreshälfte deutlich konflikthafter. Sie stellt sich Fragen nach der eigenen Rolle im studentischen Tandem und nach der Fokussierung von Behinderung. Den Kontakt zur zweiten Co-Mentorin Wiebke Haag hinterfragt sie kritisch. Im Längsschnittinterview stellt sich heraus, dass Melanie Schubert nur den Kontakt zur ersten Co-Mentorin Ute Onken weiterhin halten möchte.

### *Die studentische Tandembeziehung aus Sicht von Melanie Schubert*

Melanie Schubert erzählt, dass ihr Kontakt zu Lea Gruber recht überschwänglich begonnen habe. Bereits vor dem persönlichen Kennenlernen beim Auftakttreffen schreiben sie sich E-Mails und tauschen sich über persönliche und berufliche Themen aus. Später kommen regelmäßige Internettelefonate und der Austausch über das Handy hinzu. Melanie Schubert beschreibt sich und die andere Studentin als sehr engagiert und interessiert. Sie hätten sich auf Anhieb sehr gut verstanden und der Kontakt sei zunächst „eng“ und vertrauensvoll gewesen. Dabei differenziert sie aber zugleich zwischen ihrer eigenen Haltung im Umgang mit persönlichen Themen und der Haltung von Lea Gruber:

„dass ich irgendwie so ein bestimmtes Level an Vertrautheit brauche, um das zu besprechen oder besprechen zu wollen, aber da kannte Lea von Anfang an keine Scham und hat gesagt na ja, wenn du mich alles fragen kannst, kann ich dich ja auch alles fragen und ich glaube, deswegen, aus diesem Grund, sind wir auch sehr schnell sehr eng aneinander gekommen“

Während Melanie Schubert sich selbst als eher zurückhaltend im Umgang mit vertrauensvollen Themen beschreibt, erlebt sie Lea Gruber im Gegensatz dazu als offensiv und fordernd. Diesen Unterschied verknüpft sie mit dem Gefühl „Scham“ und meint, dass ihre Tandempartnerin dieses Gefühl „von Anfang an“ nicht hatte – womit sie zugleich nahelegt, dass ihre Schamgrenze eine andere ist als die von Lea Gruber, die von ihr fordert, sich wechselseitig „alles fragen“ zu dürfen. Zu der Ambivalenz im Umgang mit den unterschiedlichen Haltungen, passt es, dass Melanie Schubert sagt, sie seien „eng aneinander gekommen“ – eine sprachliche Wendung, die verschiedene Bedeutungen transportiert:

„eng zusammen gekommen“ oder „eng aneinander geraten“. Im ersten Fall wird eine nahe persönliche Verbindung betont, im zweiten Fall schimmert ein Konflikt im Umgang mit unterschiedlichen Vorstellungen und Haltungen durch.

Ein weiterer Unterschied zwischen den beiden Studentinnen, den Melanie Schubert ausführlich thematisiert, betrifft das Leben mit und das Leben ohne eine Behinderung. Hierbei reflektiert sie, was es bedeutet, mit einer Behinderung zu studieren und ist beeindruckt davon, wie Lea Gruber ihr Studium strukturiert:

„diesen Aufwand zu betreiben für sie, die ganzen Dinge, ihr Studium zu managen, das zu organisieren, also ich finde, sie ist da immer ein bisschen wie so ein Kleinunternehmen noch nebenher, also sie hat da irgendwie einige Assistenten, die sie koordinieren muss“

Das Studium mit einer Behinderung muss ‚gemanagt‘ werden – dieser Begriff bündelt den „Aufwand“, den Melanie Schubert wahrnimmt. Ihr Vergleich mit einem „Kleinunternehmen“ weckt Assoziationen eines durch Planung, Rationalität, aber auch Risiko bestimmten Lebens, das Lea Gruber selbst „organisieren“ und „koordinieren“ muss. Bemerkenswert ist, dass die persönliche Assistenz, die Lea Gruber in Anspruch nimmt, aus dieser Perspektive weniger ein Ausdruck von Hilfebedürftigkeit und Abhängigkeit ist als vielmehr eine der verschiedenen Planungsaufgaben für einen funktionierenden Studienalltag ist. Zugespitzt gesagt, managt die Kleinunternehmerin auch das Personal des Unternehmens, indem sie entsprechende Abstimmungen vornimmt. Ebenfalls auffallend ist, dass Melanie Schubert „diesen Aufwand“ ihrer Tandempartnerin als etwas Zusätzliches beschreibt, das aus dieser Sicht nicht integraler Bestandteil des Lebens von Lea Gruber ist, sondern im Verhältnis zum Studium „noch nebenher“ bewältigt werden muss. Damit spricht sie einerseits die Situation an, dass Studieren gegenwärtig unter nicht-inklusiven institutionellen Bedingungen stattfindet und die Bedürfnisse und Interessen von Studierenden mit Behinderung in der Regel von diesen individuell thematisiert und durchgesetzt werden müssen. Zugleich wird aber deutlich, dass der Lebensentwurf von Lea Gruber für Melanie Schubert ungewohnt ist und der Alltag ihrer Tandempartnerin aus ihrer Sicht durch zusätzliche Belastungen geprägt ist, die sie selbst nicht kennt. Das Leben und Studieren mit einer Behinderung interpre-

tiert sie dabei einerseits als eine Leistung, von der sie sehr beeindruckt ist. Andererseits ist diese Leistung eine zusätzliche Belastung, mit der sie sich selbst nicht konfrontiert sieht. Dies wird auch deutlich, wenn sie beschreibt, dass die Behinderung von Lea Gruber oft auch deren Aktionsradius und Entscheidungsspielraum einschränken würde. Sie setzt diese Situation ins Verhältnis zu den eigenen Planungen: „für mich ist das nicht die Frage ‚kann ich da mitmachen‘ sondern ‚will ich da mitmachen‘“. ‚Können‘, besser gesagt ‚nicht können‘, ist mit möglichen Einschränkungen durch eine Behinderung verknüpft, die Entscheidungen begrenzen können. Es steht im Gegensatz zum ‚Wollen‘, das die Entscheidungsfreiheit, den Willen des Individuums in den Vordergrund rückt. So entsteht ein starker Kontrast zwischen eingeschränkten und freien sowie abhängigen und unabhängigen Handlungsmöglichkeiten. Behinderung ist demnach an Einschränkungen und Abhängigkeiten gebunden. Dies unterstreicht Melanie Schubert, wenn sie ihre Lebenssituation mit der von Lea Gruber vergleicht und sagt, „natürlich kann ich viel selbstständiger agieren als Lea, also sie braucht immer jemanden“.

Das zunächst sehr persönliche Verhältnis zwischen den Studentinnen löst sich in der zweiten Jahreshälfte beinahe auf. Dies führt Melanie Schubert im Längsschnittinterview nach Abschluss des Programms auf den Kontakt zur zweiten Co-Mentorin zurück. Die zweite Co-Mentorin Wiebke Haag habe ihre Tandempartnerin von Anfang an ins Zentrum ihrer Aufmerksamkeit gerückt und zudem einen defizitären Blickwinkel auf Behinderung eingenommen. Durch diese Verschiebung der Aufmerksamkeit veränderte sich der Kontakt zu ihrer Tandempartnerin ihrer Ansicht nach grundlegend, was Melanie Schubert wie folgt beschreibt: „wenn man das ganz böse sagen möchte, oder ich, dann es ging ja die ganze Zeit um sie, also sie hat ja jetzt dann die volle Aufmerksamkeit bekommen“.

Diese „volle Aufmerksamkeit“ der zweiten Co-Mentorin Wiebke Haag für Lea Gruber und das damit verbundene Ungleichgewicht belastet die Beziehung zwischen den Studentinnen und führt zu einer Distanzierung. Dies verdeutlicht, dass Melanie Schubert sich eine ausgewogene Studentinnen-Mentorinnen-Beziehung gewünscht hätte, in der beiden Studentinnen ein ähnliches Maß an Beachtung geschenkt wird. Dass ihre eigenen Themen im zweiten Halbjahr nicht weiter aufgegriffen werden, erlebt sie als konflikthaft. Ihre Unzufriedenheit mit der eigenen Positio-

nierung im Beziehungsgefüge und Einschätzung des Ungleichgewichts seien aber von ihrer studentischen Tandempartnerin nicht also so gravierend gesehen worden. Lea Gruber habe dies auch gegenüber der Co-Mentorin nicht ansprechen wollen:

„ich hab ihr das dann mal gesagt und dann hat sie gesagt ‚ja das sei schon so, aber na ja es sei ja nicht so schlimm‘ und dann ist es auch ein bisschen zum Zwiespalt zwischen mir und meiner Partnerin gekommen, weil ich gesagt hab ‚also ich bin halt nicht in der Position eigentlich unserer Mentorin zu sagen, dass es sich hier viel zu sehr um die Behinderung in so einer Art ‚oh wie toll dass du aus dem Haus gehst‘ Mentalität ist, das müsstest du machen weil wenn ich es sag, dann kommt das so von der falschen Person“

Melanie Schubert richtet die Erwartung an Lea Gruber, dass diese sich kritisch äußern und die Sichtweise der Co-Mentorin hinterfragen soll. Sie selbst hält sich nicht für die richtige Person, wenn es darum geht, die Haltung der Co-Mentorin im Umgang mit Behinderung zu problematisieren. Diese Aufgabe soll die andere Studentin übernehmen, weil diese aus der Perspektive von Melanie Schubert mit unangemessenen Zuschreibungen konfrontiert wird. Es handelt sich um eine verwickelte Situation, in der das Erleben von ungleich verteilter Aufmerksamkeit und die Ablehnung von bestimmten Haltungen gegenüber Menschen mit einer Behinderung sich überlagern. Schlussendlich interveniert keine der beiden Studentinnen und es bleibt der „Zwiespalt“ zwischen ihnen beiden als ungelöster Konflikt. Ihre divergierenden Haltungen im Umgang mit der Situation führen zu einer Spaltung ihrer Beziehung, für die Melanie Schubert in letzter Konsequenz die zweite Co-Mentorin verantwortlich sieht. Eine Begründung dafür, dass Lea Gruber sich vielleicht auch nicht getraut habe, die Situation anzusprechen, könnte auch im Altersunterschied zu suchen sein. Melanie Schubert sagt, „ich glaube da war der Respekt vor dem Alter sehr groß“ und verweist auf den deutlichen Altersunterschied zwischen den Studentinnen und Wiebke Haag. Dieses Deutungsmuster relativiert die Enttäuschung über die ausgebliebene Auseinandersetzung etwas und rückt die zwei Studentinnen im Tandem wieder näher zueinander.

### *Die erste Co-Mentorin aus Sicht von Melanie Schubert*

Den Kontakt zu Ute Onken beschreibt Melanie Schubert als bereichernd. Der Wochenendbesuch und das gemeinsame Essen bei ihr zu Hause gefallen ihr sehr gut, besonders, weil Ute Onken nicht nur über ihren akademischen Werdegang erzählt, sondern den Studentinnen Einblick in ihr Alltagsleben gewährt. Sie sprechen auch über „private Dinge“ und lernen den Partner von Ute Onken kennen. Die Offenheit der Co-Mentorin findet Melanie Schubert „spannend“ und sie betont, sich durch Ute Onken „bestätigt“ gefühlt zu haben:

„Ute kennenzulernen und mit ihr zu reden, das hat mich dann nochmal bestätigt so in dem ‚ja so möchte ich auch sein‘, das ist jetzt ein bisschen groß, aber das finde ich gut, diese Einstellung zum Leben, und auch zu sehen, mit so einer Einstellung kann man glücklich sein und man kann Erfolg haben und man kann weit kommen oder so weit wie man möchte eben“

Hervorgehoben werden die Gespräche und das Identifikationsangebot, das die Co-Mentorin macht. Dies betrifft vor allem deren Lebenseinstellung und den Eindruck Melanie Schuberts, dass es sich um ein glückliches Leben handelt. Besonders bemerkenswert ist die feine Unterscheidung zwischen „man kann weit kommen“ und „so weit wie man möchte eben“, die den eigenen Maßstab für Erfolg und für ein zufriedenstellendes Leben in den Blick rückt.

Der bevorstehende Mentorinnenwechsel nach einem halben Jahr führt dazu, dass Melanie Schubert sich im ersten Interview noch mal mit der Beziehung zu Ute Onken auseinandersetzt und den Wechsel als einen möglichen Verlust antizipiert. Sie sagt, „wir fühlen uns mit sehr viel Glück versehen, dass wir Ute hatten als Mentorin“ und fragt sich „ob jetzt der zweite Mentor wieder sich so viel Zeit und Mühe“ geben wird, wie sie dies bis dahin erlebt haben. Dazu passt, dass der Kontakt zu Ute Onken auch in der zweiten Jahreshälfte des Programms nicht abbricht und auch über das Projektende hinaus gehalten wird: „ich habe noch Kontakt mit meiner ersten Mentorin und mit sonst keinem“ reflektiert Melanie Schubert im Längsschnittinterview und gewichtet damit diese Beziehung im Verhältnis zu den anderen als die mit der größten Beständigkeit.

### *Die zweite Co-Mentorin aus Sicht von Melanie Schubert*

Wie bereits weiter oben im Zusammenhang mit der Tandembeziehung nachvollziehbar wurde, erlebt Melanie Schubert den Kontakt zur zweiten Co-Mentorin Wiebke Haag von Anfang an als belastend. Sie sagt, es habe „menschlich von vornherein nicht funktioniert“ und führt dies auf die Kennenlernsituation zurück, in der sie sich abgewertet fühlte: „schon einer ihrer ersten Sätze war ‚hier gibt es so viele Frauen, die so komische Dinge studieren, zum Beispiel [Studienfach]‘ und genau das bin ich gewesen“. Die allgemeine Bemerkung der Co-Mentorin trifft Melanie Schubert persönlich, weil ihre Studienfachwahl als „komisch“ bewertet wird. Ohne dass deutlich wird, ob sie sich gegen diese Bewertung gewehrt hat, kommt verschärfend hinzu, dass sie von Anfang an den Eindruck gewinnt, die Co-Mentorin würde sich einseitig auf Lea Gruber und deren Behinderung konzentrieren. Damit verbunden ist das Gefühl, nicht gesehen und gehört zu werden: „nur, weil ich keine Behinderung habe, heißt das nicht, dass ich nicht auch viele Themen habe, die mich beschäftigen“. Melanie Schubert fühlt sich nicht unterstützt – dies ist ein starker Kontrast zu den Erzählungen über die erste Co-Mentorin, mit der sie sich eng verbunden und durch die sie sich bestätigt gefühlt hat. Der Verlust von Aufmerksamkeit, den sie für das zweite Halbjahr beschreibt, führt dazu, dass sie sich stärker mit ihrer eigenen Rolle im Tandem auseinandersetzt. Fragen nach der eigenen Position, nach Gerechtigkeit und nach den eigenen Unterstützungsbedürfnissen werden aufgeworfen: Um wen sollte es in dieser Unterstützungsbeziehung gehen? Wie viel Aufmerksamkeit steht mir zu? Melanie Schubert hat das Gefühl, dass die eigenen Gesprächsinhalte im Kontakt mit der zweiten Mentorin an Bedeutung verlieren, dass sie nicht ernst genommen werde: „dann sagte sie ‚ach ja, aber Sie haben ja ihr Leben immer so schon so gut gemeistert, da werden Sie schon eine gute Lösung finden““. Die Anerkennung, die in der manifesten Rede der Co-Mentorin kommuniziert wird, empfindet Melanie Schubert als floskelhafte Abwehr ihres Wunsches nach einer Rückmeldung. Sie sagt, „das ist so ein Kalenderspruch für mich“ und unterstreicht damit ihre Kritik an den Kommunikationsmustern der Co-Mentorin. Trotz dieser zwischenmenschlichen Differenzen findet sie die Lebensgeschichte von Wiebke Haag spannend, verweist diese positive Einschätzung aber sofort in die Vergangenheit, wenn sie meint, „als sie jung war, muss sie auch noch mal

total abgefahren gewesen [sein]“ und sagt zugleich, dass ihr gegenwärtiger Eindruck ein anderer ist.

*Die Bedeutung von Behinderung und Geschlecht aus Sicht von  
Melanie Schubert*

Bezogen auf ihre eigene Auseinandersetzung mit dem bis dahin für sie eher unbekanntem Thema Behinderung zieht Melanie Schubert eine positive Bilanz. Diese bezieht sich auf die Offenheit sowohl von Ute Onken, der ersten Co-Mentorin, als auch von ihrer Tandempartnerin Lea Gruber. Beide habe sie alles fragen dürfen, auch sehr private Fragen, die sie aber „nicht gleich am Anfang gestellt“ habe. In den Interviews wird deutlich, dass die unbekanntere Lebenssituation der anderen Frauen bei Melanie Schubert viele Fragen auslöst und es für sie keine Selbstverständlichkeit ist, dass darauf auch geantwortet wird: „da hab ich doch viel Glück gehabt, dass Lea und auch unsere Mentorin da ganz offen sind“. Es sind sehr lebenspraktische Aspekte, über die sie nichts weiß: „da hab ich wirklich viel gelernt über Assistenz und Geld verdienen und Pflegestufen“. Hier greifen zwei Momente ineinander: die bis dahin nicht existierende lebensweltliche Erfahrung, mit Menschen über deren Behinderung zu kommunizieren und dabei auch neugierig und vor allem unwissend sein zu dürfen, sowie die Tatsache, dass das Wissen über rechtliche Fragen oder Assistenz kein gesellschaftliches Allgemeinwissen, sondern eine spezifische Expertise darstellt. Insgesamt kommt Melanie Schubert für sich selbst zu dem Ergebnis, dass sie weder in einer „inklusiven Gesellschaft“, noch in einem „inklusiven Freundeskreis“ lebe. Das sei „Wunschdenken“, aber vielleicht komme sie „durch dieses Programm ein Stück näher oder werde da bewusster mit Dingen“.

Im Gegensatz zu ihrer intensiven Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Lebenssituationen von Menschen mit und ohne Behinderung nimmt Melanie Schubert kaum Unterschiede in der Behandlung von Männern und Frauen wahr. Sie siedelt Unterschiede hier eher auf der Verhaltensebene an und meint, Frauen seien eventuell nicht so selbstsicher wie Männer. Zudem verknüpft sie Frauen wie selbstverständlich mit Kindern und Familie. Dass „Jungs“ nicht an dem KompetenzTandem-Programm teilnehmen können, bedauert sie:

„ist halt schade, aber werde ich eines Tages denken, es war ist richtig weil Männer ja scheinbar irgendwie so bevorteilt also bevorzugt werden also so die Idee [des] Frauenmentoring ist ja auch, dass Frauen irgendwie selbstsicherer werden oder so, aber so von meiner jetzigen Perspektive denke ich mir, „das hab ich noch nicht so viel erlebt, dass Männer so große Vorteile haben““

Die Grundannahme der Frauenförderung, dass Männer gegenüber Frauen Vorteile haben, bleibt für Melanie Schubert hypothetisch. Ob sie dies jemals im eigenen Leben spüren wird, erscheint ihr fraglich. Gegenwärtig dominiert auf jeden Fall ihre Einschätzung, dass Männer keine „großen Vorteile“ gegenüber Frauen haben. Deshalb denkt sie, dass auch Männer im Rahmen des Programms „Lebensweg inklusive“ etwas Wichtiges lernen könnten, „also könnten das gebrauchen und grade zu so einem Thema“. Damit unterstreicht sie erneut ihre eigene Erfahrung, etwas gelernt zu haben, das für sie selbst wertvoll, aber auch im übergeordneten Sinn nützlich ist.

### *Das Beziehungsgefüge zwischen studentischem Tandem und Co-Mentorinnen*

Sowohl die Co-Mentorin Ute Onken als auch die Studentin Melanie Schubert thematisieren, dass das Beziehungsgefüge sich im Lauf der Zeit verändert hat. Während Ute Onken feststellt, dass ihre anfängliche Identifikation aufgrund der Gemeinsamkeit, Erfahrungen mit Behinderung zu haben, sich im weiteren Prozess verändert und sie mehr Gemeinsamkeiten mit Melanie Schubert sieht als mit Lea Gruber, resümiert Melanie Schubert einen Wendepunkt im Beziehungsgefüge. Dieser Umschwung ist für sie maßgeblich mit dem Wechsel der Co-Mentorinnen verbunden, den sie auch als Grund dafür begreift, dass ihre Beziehung zu Lea Gruber sich wandelt. Während sie sich in der Beziehung mit Ute Onken und Lea Gruber gut aufgehoben fühlt, empfindet sie den Kontakt mit Wiebke Haag als wenig hilfreich. Sie fühlt sich zurückgestellt und missachtet und hinterfragt zudem die Sichtweise, die die zweite Co-Mentorin auf Behinderung zum Ausdruck bringt. Hierbei entsteht auch ein bis zum Schluss ungelöster Konflikt zwischen den Studentinnen, die sich nicht darüber verständigen können, ob und wer von ihnen die Kritik gegenüber der zweiten Co-Mentorin zur Sprache

bringt. Dabei bleibt aufgrund der Tatsache, dass uns nur die Erzählungen von Ute Onken und Melanie Schubert zugänglich sind, völlig offen, wie die Studentin Lea Gruber und die Co-Mentorin Wiebke Haag die Situation erlebt haben.

Ute Onken beschreibt ihre eigene Sozialisation als Mensch mit Behinderung als eine inklusiv gestaltete Ausnahmesituation, die bis heute dazu beiträgt, dass sie sich kritisch von Sichtweisen, die Behinderung mit Leiden verknüpfen, abgrenzt. Zugleich reflektiert sie ihre eigenen Belastungserfahrungen und spricht über ihre Verletzungsoffenheit gegenüber Ausgrenzung ebenso wie über die Erfahrung, durch andere Menschen gehalten und anerkannt zu werden. Behinderung ist für Ute Onken kein Grund, Menschen von der Arbeitswelt oder anderen Zusammenhängen fernzuhalten und sie hat die Vision, dass alle Extra-Angebote aufgegeben werden können. Dies überträgt sie allerdings nicht auf Geschlecht, wenn sie ausdrücklich für die gezielte Förderung von Akademikerinnen plädiert. Ebenso deutlich fordert sie, dass Menschen mit Behinderung in Entscheidungspositionen gelangen sollen, um beispielsweise eine angemessene Personalpolitik zu gestalten. Ihre Argumentationsmuster changieren insgesamt zwischen einer radikalen Inklusionsperspektive, der gezielten Förderung von Menschen mit Behinderung, der Vielfalt im Kontext von Humanressourcen und der stärkeren Gewichtung von Geschlecht gegenüber Behinderung.

Trotz des Konflikts, der Melanie Schubert im Längsschnittinterview spürbar beschäftigt, schreibt diese ihrer Teilnahme am Programm einen großen Lerneffekt zu. Die Möglichkeit, alle ihre Fragen stellen zu dürfen und Antworten zu erhalten, die ihre Sicht auf das Leben insgesamt verändern, erlebt sie als bereichernd. Dabei vermitteln ihre Erzählungen sehr eindrucksvoll, dass alltägliche Begegnungen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung nicht die Regel darstellen, und es sich um Lebenssituationen handelt, die entsprechend different wahrgenommen werden. Vor diesem Hintergrund bezieht Melanie Schubert sich sehr intensiv auf diejenige Co-Mentorin, mit der sie ohne große Tabus über Behinderung, aber auch über ihre eigenen Anliegen, Unsicherheiten und Lebensfragen sprechen kann. Ihre Identifikation und ihr konkreter Kontakt mit dieser Co-Mentorin währen über die Laufzeit des Programms hinaus. Somit hat diese Beziehung für Melanie Schubert die stärkste Tragkraft.

#### **4.2.2 „Sie hilft mir mehr als ich ihr, aber ich hoffe, dass das irgendwie trotzdem klappt“ –**

Magdalena Ortwein und Ruth Gillen

Im Mittelpunkt dieser Fallanalyse steht ein studentisches Tandem. Betrachtet werden das Interview mit der Studentin Magdalena Ortwein, die mit einer Behinderung lebt, sowie das Gespräch mit der Studentin Ruth Gillen. Mit Magdalena Ortwein haben wir in einem Erst- und Längsschnittinterview gesprochen. Das Gespräch mit Ruth Gillen fand im Rahmen eines ersten Interviews nach dem offiziellen Abschluss des Programms statt, ihre Sichtweisen sind also ausschließlich retrospektiv.

In allen drei Interviews wird die studentische Beziehung als zentral für den gesamten Lernprozess hervorgehoben. Beide Studentinnen sprechen von einem freundschaftlichen und harmonischen Kontakt. Sie kommunizieren über persönliche Themen, aber auch über Fragen, die das Studieren betreffen und betonen in den Interviews, dass es sich um ein wechselseitiges Unterstützungsverhältnis handelt. Eine Gemeinsamkeit, die sich in den Interviews mit den beiden Studentinnen zeigt, ist ihre explizite Abgrenzung gegenüber Zuschreibungen von Benachteiligung aufgrund von Geschlecht oder Behinderung.

Die Beziehung zwischen Magdalena Ortwein, Ruth Gillen und den beiden Co-Mentorinnen gestaltet sich auf einer fachlichen und berufsbezogenen Ebene und bietet hierbei die Möglichkeit zur gegenseitigen Identifikation. Auch hier ähneln sich die Einschätzungen der beiden Studentinnen, für die ihre Tandembeziehung deutlich mehr Gewicht hat als die Begegnungen mit den Mentorinnen. Im Folgenden wird zunächst die Sicht von Magdalena Ortwein und anschließend die von Ruth Gillen herausgearbeitet. Abschließend vergleichen wir die Perspektiven der beiden Studentinnen.

##### *Die Sicht der Studentin Magdalena Ortwein*

Magdalena Ortwein wird durch ihre Hochschule auf das KompetenzTandem-Programm des Hildegardis-Vereins aufmerksam. Im ersten Interview äußert sie als Wunsch, durch die Teilnahme Kontakte für das spätere Berufsleben knüpfen zu können. Zudem erhofft sie sich eine Stärkung ihres Selbstbewusstseins. Im zweiten Interview, nach Abschluss

des Programms, reflektiert Magdalena Ortwein ihre anfänglichen Erwartungen in Bezug auf die Thematisierung von Behinderung:

„meine anfänglichen Bedenken waren eigentlich wirklich, dass ich halt auf andere Behinderte treffe, die halt wirklich nur über ihre Behinderung reden wollen und halt jetzt bemuttert werden wollen, und da hatte ich echt ein bisschen Schiss, also da hatte ich keine Lust so drauf, weil ich eigentlich eher aktiv bin und mir beigebracht worden ist, dass meine Behinderung eher zweitrangig ist“

Nachträglich reflektiert Magdalena Ortwein ihre Befürchtungen, dass sie in eine Situation hätte geraten können, in der Behinderung im Zentrum des Tandems steht und mit Hilfebedürftigkeit und Abhängigkeit assoziiert ist. Von diesem Diskurs über Behinderung grenzt sie sich mit Nachdruck ab – sie hat „keine Lust“ darauf und positioniert sich im Gegensatz dazu als „aktiv“. Sie beschreibt einen Lernprozess, der dazu geführt hat, dass ihre eigene Behinderung nicht im Vordergrund steht („zweitrangig ist“). Diese Selbstverortung der Studentin ist mit einer Polarisierung von aktiv-passiv verknüpft, in der Aktivität und Unterstützungswünsche scheinbar nicht zusammengehen.

Ihre Bedenken haben sich aber nicht bestätigt und sie betont im weiteren Verlauf des zweiten Interviews, dass sie sich mit den anderen TeilnehmerInnen identifizieren konnte, da diese eher ihre eigene „Mentalität“ hätten und „ich am Anfang auch gedacht hab, dass ich halt eine von wenigen bin die so denkt“. Wird diese Sequenz mit der zuvor untersuchten Interviewpassage zusammen betrachtet, gewinnt Magdalena Ortweins Abgrenzung noch eine weitere Bedeutung: Sie schildert hier, dass sie ihre Vorstellung, mit ihrer Sichtweise zu einer Minderheit von Menschen mit Behinderung zu zählen, im Verlauf des Programms revidieren konnte. Vor diesem Hintergrund verweisen die in der zuvor zitierten Passage erkennbaren Formulierungen auf frühere Auseinandersetzungen mit der eigenen und der Behinderung anderer Menschen. So wird die Erfahrung, dass andere TeilnehmerInnen ihre Perspektive teilen, zu einer zentralen Erkenntnis.

### *Die studentische Tandembeziehung aus Sicht von Magdalena Ortwein*

Das Tandem definiert sich größtenteils über die studentische Beziehung. Obwohl die Co-Mentorinnen präsent sind, steht im Vordergrund der Erzählungen von Magdalena Ortwein ihre Tandempartnerin Ruth Gillen. Die Kontakte finden größtenteils über Internettelefonate statt, die relativ regelmäßig alle zwei Wochen erfolgen. Diese Gespräche werden von privaten Themen bestimmt, wie beispielsweise Partnerschaft und Freundschaften, wobei es zu Beginn vor allem um Magdalena Ortweins Lebensgeschichte geht. Daher stellt sie im Erstinterview ein gewisses Ungleichgewicht fest, wobei es auch hier um das Thema Hilfe geht:

„also, wir ergänzen uns da so ein bisschen gegenseitig und probieren uns da auch so ein bisschen zu helfen so im Augenblick, also sie hilft mir mehr als ich ihr, aber ich hoffe, dass das irgendwie trotzdem klappt“

Hier schwanken die Einschätzungen der Studentin zwischen wechselseitiger Ergänzung und Ungleichgewicht. Obwohl beide Tandempartnerinnen sich aus ihrer Sicht „ergänzen“ meint Magdalena Ortwein zugleich, dass sie mehr Hilfe von der anderen in Anspruch nehme als diese von ihr. Damit legt sie nahe, dass eine reziproke Austauschbeziehung für sie auch mit einem ausgeglichenen oder gleichgewichtigen Verhältnis von Unterstützung verbunden ist. Dieses Ideal sieht Magdalena Ortwein noch nicht verwirklicht und sie erweckt den Eindruck, als würde sie fürchten, dass die Tandembeziehung dadurch belastet werden könnte. Wenn sie sagt, „ich hoffe, dass das irgendwie trotzdem klappt“, wird nachvollziehbar, dass sie unsicher ist, ob und wie weit die Wechselseitigkeit trägt. Dabei führt sie das von ihr wahrgenommene Ungleichverhältnis einerseits auf einen höheren Erfahrungsschatz der Tandempartnerin zurück, meint andererseits aber auch, dass ihr das Zuhören schwer falle und sie sich oft gegenüber anderen zurücknehmen müsse, damit die Gesprächsanteile ausgeglichen seien. Diese Fähigkeit, sich zurück zu nehmen, möchte Magdalena Ortwein im Verlauf der Teilnahme weiter entwickeln.

In dem Interview nach Abschluss des Programmes erzählt Magdalena Ortwein über die positive Wirkung der Tandembeziehung in der Prüfungszeit. Die Gespräche über private Themen seien zunächst in den Hintergrund gerückt und beide hätten sich in den Lernphasen gegensei-

tig motiviert und kontrolliert. Dadurch relativiert sich rückblickend das anfängliche Gefühl des Ungleichgewichts. Da es nach dem ersten Kennenlernen vor allem um die Lernstruktur ging, bei der vorrangig Magdalena Ortwein Ruth Gillen unterstützen konnte, thematisiert Ruth Gillen später zunehmend ihre Partnerschaft und nimmt Ratschläge von Magdalena Ortwein an. Entsprechend beurteilt diese den gemeinsamen Prozess im Längsschnitt als „ausgeglichen“ und nimmt damit ihre Einschätzung aus dem ersten Interview („sie hilft mir mehr als ich ihr“) weitgehend zurück.

Die Beziehung zu Ruth Gillen wird auch deshalb als positiv erlebt, da diese Magdalena Ortwein motiviert, sich mehr zuzutrauen und selbstbewusster zu sein. Weiterhin erzählt sie, dass sie in Situationen, in denen sie sich benachteiligt fühlt, sehr verärgert und impulsiv reagieren würde. Der Austausch in der Tandembeziehung habe ihr geholfen, gelassener mit solchen Situationen umzugehen.

Zusätzlich zu den Internettelefonaten finden mehrere persönliche Treffen statt, zu denen Magdalena Ortwein ihre studentische Partnerin in ihrem Heimatort besucht. Sie beschreibt die Beziehung als freundschaftlich und auch über das Tandemprojekt hinausgehend. Was sie miteinander verbinde, sei vor allem die Bereitschaft andere Menschen kennenlernen zu wollen:

„wir wollen halt auch Menschen irgendwie außerhalb von unserm Dunstkreis irgendwie kennenlernen und sind halt dafür auch mal bereit, irgendwie die Vorurteile, die man halt so hat, irgendwie über Bord zu schmeißen“

Kontaktfreudigkeit und Offenheit sind hier mit der Bereitschaft verbunden, die eigenen Vorstellungen und Vorurteile aufzugeben. „Über Bord schmeißen“ ist ein schwungvolles Bild für den Abbau von Zuschreibungen und diskriminierenden Vorstellungen, das die Bereitschaft vermittelt, etwas aufzugeben und sich von Ballast zu befreien. Diese Haltung teilen beide Studentinnen, das wird durch die Wir-Form unterstrichen. Zugleich bedeutet dies, dass aus der Sicht von Magdalena Ortwein die beschriebene Offenheit auch die Beziehung zwischen den Tandempartnerinnen charakterisiert.

Ihre Behinderung spielt im Austausch eher weniger eine Rolle und wird erst bei den konkreten Besuchen wichtig. Magdalena Ortwein meint,

dass Ruth Gillen lediglich am Anfang verunsichert gewesen sei und bezieht das auf konkrete Hilfsangebote durch ihre Tandempartnerin. In diesem Zusammenhang betont sie, dass sie selbst sagen würde, wenn sie Hilfe benötige. Die Kommunikation im Tandem darüber wird von ihr als selbstverständlich und unproblematisch erlebt und im Umgang mit Behinderung nimmt sie sich und ihre Tandempartnerin als lösungsorientiert wahr. So würden auftauchende Schwierigkeiten oder Barrieren offen angesprochen und gemeinsam nach einer Lösung gesucht, beispielsweise bei der Überwindung von Treppenstufen. Zudem motiviert Magdalena Ortwein ihre Tandempartnerin dazu, selbst zu erleben, welche Barrieren im öffentlichen Raum gemeistert werden müssen:

„also Ruth hat mich auch schon mal gefragt, wie das halt so ist im Rollstuhl zu sitzen, und da habe ich Ruth halt auch gesagt irgendwie, dass sie sich halt einfach mal reinsetzen soll und fahren soll“

Das Interesse ihrer Tandempartnerin an der Fortbewegung im Rollstuhl greift Magdalena Ortwein auf einer ganz praktischen Ebene auf, indem sie sie auffordert, dies selbst einmal auszuprobieren und so eigene Erfahrungen zu machen. Diese Bereitschaft und Neugier von Ruth Gillen im Umgang mit einer für sie fremden Situation erlebt Magdalena Ortwein als Teil einer wechselseitigen Wertschätzung.

### *Die Beziehungen zu den Co-Mentorinnen aus Sicht von Magdalena Ortwein*

Die Beziehungen zwischen den beiden Studentinnen und den beiden Co-Mentorinnen gestalten sich für Magdalena Ortwein recht unterschiedlich. Während sie die erste Co-Mentorin, Doreen Zacke, die ohne eine Behinderung lebt, sehr stark im Hinblick auf deren Selbstbewusstsein und Durchsetzungsvermögen beschreibt, tritt bei der zweiten Co-Mentorin, Carmen Quart, die Auseinandersetzung mit der Bedeutung von Behinderung etwas stärker in den Vordergrund.

Wird zunächst betrachtet, was Magdalena Ortwein über Doreen Zacke erzählt, zeigt sich, mit welchen Fragen sie im Hinblick auf ihre eigenen Fähigkeiten und deren Weiterentwicklung beschäftigt ist. So beschreibt sie eine ausgesprochen selbstbewusste Person und hebt dabei sowohl die Bedeutung von Geschlecht als auch die von Autorität hervor:

„das, was ich so mitgekriegt hab, würde ich halt sagen, dass Doreen wirklich richtig richtig selbstbewusst ist, auch so gegenüber Männern und Autoritätspersonen, wo ich auch immer noch dran zu üben habe“

Soweit Magdalena Doreen Zacke kennengelernt hat, erscheint sie ihr „richtig richtig selbstbewusst“ also auffallend oder herausragend sicher im Hinblick auf ihre eigene Person, ihre Position und ihre Durchsetzungsfähigkeit. Die Beispiele unterstreichen diese Eigenschaften, indem bekannte Bilder von hierarchischen Beziehungen mit Blick auf Geschlecht herangezogen werden. Für Magdalena Ortwein verfügt die Co-Mentorin damit über eine Fertigkeit, die sie selbst meint noch „üben“ zu müssen. Die damit verbundene Identifikation mit der Co-Mentorin wird deutlich, wenn Magdalena Ortwein resümiert: „also ich glaub- so muss ich irgendwann – also so will ich werden“. Interessant ist dabei die Art der Formulierung. Während sie zunächst davon ausgeht, so werden zu ‚müssen‘, findet eine sprachliche Verschiebung statt, und Magdalena Ortwein sagt, „so will ich werden“. Während das Müssen für eine von außen auferlegte Pflicht stehen könnte („Frauen müssen selbstbewusst sein“), wird mit dem Wollen der eigene Wunsch hervorgehoben, sich zukünftig in hierarchischen Beziehungen besser behaupten zu können.

Über das biographische Interview und den Austausch von Berufsperspektiven hinaus habe kein weiterer Kontakt zwischen den beiden Studentinnen und Doreen Zacke stattgefunden. Vielmehr sei dieser bereits vor dem Halbjahrestreffen weniger geworden und auch über das Projekt hinaus nicht mehr vorhanden gewesen. Somit verdeutlicht die Erzählung von Magdalena Ortwein exemplarisch, dass die Intensität des wechselseitigen Austausches und die damit verbundenen Impulse der (Selbst-)Reflexion nicht davon abhängen, wie häufig oder in welchem Zeitraum solche Begegnungen stattfinden. Die Interviews mit Magdalena Ortwein zeigen, dass die Qualität einer Beziehung maßgeblich von der wechselseitigen Offenheit und dem jeweiligen Selbstbezug der Beteiligten abhängt.

Im Vergleich zu den Erzählungen über die erste Co-Mentorin setzt das Kennenlernen der zweiten Co-Mentorin Carmen Quart sofort eine Auseinandersetzung mit der Bedeutung von Behinderung in Gang, die zunächst an die weiter oben bereits untersuchten anfänglichen Befürch-

tungen von Magdalena Ortwein erinnert, wenn sie ihren ersten Eindruck von Carmen Quart wiedergibt:

„ich hab sie halt gesehen und dachte so ‚uh das ist jetzt bestimmt so ein Behinderter der gerne leidet der gerne darüber erzählt wie er leidet‘ und ich bin überhaupt nicht so der Freund davon mit solchen Leuten zu sprechen“

Als Ausgangspunkt für ihre Befürchtungen, mit einer Person in Kontakt treten zu müssen, die möglicherweise „gerne darüber erzählt“, wie sie „leidet“, beschreibt Magdalena Ortwein eine Situation, in der sie die andere Frau sieht. Dieser optische Eindruck ist es, der den Impuls für ihre zunächst abwehrende Reaktion setzt. Deutlich wird aber, dass es die Behinderung der Co-Mentorin ist, die sie zurückschrecken lässt. Für die erste Begegnung beschreibt sie das weiter:

„es war schon so ein kleiner, so ein kleiner Schock, dass es Carmen geworden ist, weil für mich war halt die Behinderung, und das war auch irgendwie, also es war so ein, so ein klitzekleiner Schock (leicht auflachend) war es schon, nee, aber es war dann halt cool, weil man dann halt nach und nach im Gespräch halt mitgekriegt hat, dass sie halt ganz locker damit umgeht“

Bemerkenswert ist, wie Magdalena Ortwein ihr Zurückschrecken im Nachhinein kommuniziert. Während sie zunächst von einem „kleinen Schock“ spricht, schwächt sie dies im Verlauf der Erzählung weiter ab zu einem „klitzekleinen Schock“ und nimmt ihre emotionale Reaktion und ihre Bewertung der Situation damit nachträglich zurück. Es wird aber immer noch nachvollziehbar, dass die Wahl der Co-Mentorin bei ihr zunächst auf Abwehr gestoßen ist. Diese Abwehr ist unmittelbar an die Behinderung von Carmen Quart gebunden, die dann auch den Bezugspunkt für die positive Wendung der Erzählung bildet, wenn Magdalena Ortwein betont, es sei „cool“ gewesen, zu erleben, wie „locker“ die Co-Mentorin im Gespräch mit ihrer Behinderung umgegangen sei. Die Passage veranschaulicht, wie die Bedeutung von Behinderung zwischen festen Zuschreibungen, die Magdalena Ortwein von sich fern halten möchte, und der Irritation solcher Zuschreibungen im unmittelbaren Austausch zu schwanken beginnen. Zugleich wird nachvollziehbar, dass die Begegnung mit der zweiten Co-Mentorin eine Auseinandersetzung mit Behinderung in Gang setzt.

## *Die Bedeutung von Behinderung aus Sicht von Magdalena Ortwein*

Es wurde bereits deutlich, dass Magdalena Ortwein ihr Leben nicht von ihrer Behinderung bestimmt wissen will. So stellt sie fest, sie stoße in ihrem Alltag zwar auf Hindernisse, aber dass sie auf einen Rollstuhl angewiesen sei, mache ihre Person nicht aus, darüber würde sie sich nicht definieren. Zudem ist ihr Anliegen, das Bild von Menschen mit Behinderung zu verändern, auch im Rahmen ihrer Teilnahme am Programm „Lebensweg inklusive“. Hier möchte sie selbst auch ein positives Beispiel sein:

„also, so wie ich das jetzt bei dem Programm vorhabe zu machen, dass ich halt einfach mal zeigen kann, dass es halt cool ist und dass halt dieses Trauermäntelchen um den behinderten Rollstuhlfahrer gar nicht so vonnöten ist, und ja vielleicht auch, dass ich halt einfach mal zeigen kann, dass halt jetzt doch im Arbeitsleben auch Behindertsein jetzt nicht so das das Manko ist, um jemanden einzustellen“

Magdalena Ortwein begreift das Programm als einen Ort, an dem sie etwas bewegen, etwas „zeigen“ kann, was gemeinhin übersehen oder falsch eingeschätzt wird: dass das Leben mit einem Rollstuhl kein Anlass für Zuschreibungen von Leid ist. Damit spricht sie Vorstellungen von Normalität und Abweichung an, deren Auswirkungen sie weiter konkretisiert. Sie bezieht sich auf den Arbeitsmarkt, stellt die dort vorherrschende Einschätzung, Behinderung sei ein „Manko“, in Frage und möchte dies durch ihr Mitwirken am Programm des Vereins entkräften.

Das Anliegen, die Assoziation von Behinderung mit Leid zu durchbrechen, zieht sich wie ein roter Faden durch die zwei Interviews mit Magdalena Ortwein und wird besonders am Beispiel des Arbeitsmarkts verhandelt. Hier formuliert sie auch die Sorge, auf Behinderung reduziert zu werden, und sich aufgrund dessen nicht richtig „präsentieren“ zu können. Zugleich changieren ihre Äußerungen bei der Wahrnehmung von Behinderung zwischen Empowerment und Benachteiligung. Dies wird besonders gut nachvollziehbar, wenn Magdalena Ortwein sich mit anderen Teilnehmerinnen vergleicht:

„also, ich hab das auch auf dem Halbjahrestreffen festgestellt, dass ich ganz froh sein kann mit meiner Behinderung, weil ich damit

auch gar nicht so viel zu organisieren habe, und ich bewundere immer die Leute, die das schaffen trotz einer relativ schweren Behinderung zu studieren und irgendwie ihren Lebensalltag zu meistern, und das hätte ich gar nicht gedacht, dass mir das das Projekt zeigt, aber ich bin doch recht dankbar mit meiner Behinderung so“

Der Vergleich ruft ein Gefühl der Erleichterung hervor, indem die eigenen Einschränkungen im Verhältnis zu denen der anderen als weniger schwer wahrgenommen werden. Mit diesem Vergleich ist eine deutliche Abgrenzung zwischen verschiedenen Ausprägungen von Behinderung verbunden und Magdalena Ortwein spricht aus einer Perspektive, die sie an anderen Stellen grundsätzlich hinterfragt: Behinderung ist als eine Belastung zu sehen, die gemeistert werden will, und sie wirkt sich auf den Lebensalltag von Menschen aus. Dies wird ihr erst während ihrer Teilnahme am Programm bewusst. Sie selbst fühlt sich davon aber nicht unmittelbar betroffen und grenzt sich von den Belastungen ab, wenn sie feststellt, sie habe nicht „so viel zu organisieren“ und sei bezogen auf ihre Behinderung „dankbar“.

Insgesamt hat die Auseinandersetzung mit der eigenen und mit den Behinderungen anderer Menschen, die ihr während des Prozesses begegnen, einen hohen Stellenwert für Magdalena Ortwein. Auffallend ist, dass sie immer wieder polarisierte Bilder von Behinderung entwirft – als Opfer- und Leidensperspektive, die sie ablehnt, auf der einen und als pragmatische Alltagsherausforderung, die bewältigt werden kann, auf der anderen Seite. Diese Gegensätze korrespondieren mit der Bedeutung von Hilfe und Unterstützung, die mit passiv-abhängigen Beziehungsmodalitäten und Lebenshaltungen in Verbindung gebracht werden. Im Verlauf des Programms beginnt Magdalena Ortwein wahrzunehmen, dass Studieren und das Angewiesensein auf Unterstützung sich nicht ausschließen, gleichwohl sie ihre eigene Situation immer noch scharf davon abgrenzt.

#### *Die Sicht der Studentin Ruth Gillen*

Ruth Gillen hat über einen Newsletter von dem KompetenzTandem-Programm „Lebensweg inklusive“ erfahren. Als Teilnahmemotivation hebt sie den Wunsch hervor, sich mit anderen austauschen zu können

und dadurch Lerneffekte für ihr Studium zu erzielen. Der Abgleich ihrer Lebenssituation mit „Dritten“ ist dabei besonders zentral und wird von Ruth Gillen als „neutral“ und „weniger wertend“ als im eigenen unmittelbaren Lebenszusammenhang begriffen. Zudem möchte sie Klarheit über ihre eigene Person und den eigenen Lebensentwurf erlangen: „Das wichtigste Thema für mich war eben, wer wer möchte ich sein und wer bin oder wer bin ich denn als Frau schon“. Im Mittelpunkt steht demnach die Auseinandersetzung mit Fragen zu ihrer gegenwärtigen und zukünftigen Identität, was Ruth Gillen unmittelbar mit Geschlecht verbindet („als Frau“). Die Geschlechterperspektive ist ihr ein wichtiges Anliegen und sie wirft Fragen nach Gleichberechtigung und Benachteiligungen auf.

### *Die studentische Tandembeziehung aus Sicht von Ruth Gillen*

Wie für ihre Tandempartnerin steht die studentische Beziehung gegenüber der Beziehung zu den Co-Mentorinnen auch für Ruth Gillen im Vordergrund. Sie erzählt, dass es in den ersten Gesprächen im Tandem zunächst vor allem um die Themen von Magdalena Ortwein ging:

„am Anfang war, da erinnere ich mich so sehr gut dran, war es stark so, dass es viel um ihr Leben und ihre Geschichte ging so und weniger um meine, weil, ich glaube, ich am Anfang auch meine Rolle nicht missverstanden habe, aber bisschen einseitig meine eigene Position“

An die einseitige Form des Austauschs zu Beginn des Tandems erinnert Ruth Gillen sich „sehr gut“. Damit unterstreicht sie das Ungleichgewicht, leitet dies aber zugleich damit ein, dass dies den „Anfang“ betroffen habe und deutet so schon darauf hin, dass die Situation sich verändert hat. Den Grund für die einseitige Kommunikation sucht sie bei sich, wenn sie andeutet, sie habe ihre Rolle ein „bisschen einseitig“ ausgefüllt. Warum sollte sie die Rolle der Zuhörerin für ihre Tandempartnerin übernehmen? Diese Frage bleibt offen. Sie legt aber nahe, dass Ruth Gillen sich zunächst zurücknimmt, weil sie den Lebenserfahrungen ihres Gegenübers mehr Gewicht beimisst als den eigenen. Auch wenn die Erfahrung von Behinderung hier gar nicht thematisiert wird, drängt sich die Frage auf, ob die Tatsache, dass Ruth Gillen diese Erfahrung im

Gegensatz zu Magdalena Ortwein nicht mitbringt, dazu führt, dass sie sich zunächst zurücknimmt.

Später wird dieses Ungleichgewicht in einem Gespräch offen thematisiert. Daraufhin gelingt es Ruth Gillen sich ebenfalls mehr zu öffnen und von sich selbst zu berichten. Die Beziehung wird von ihr aber besonders dann als ausbalanciert beschrieben, als sich der Austausch vermehrt auf Studienfragen bezieht.

### *Die Beziehung zu den Co-Mentorinnen aus Sicht von Ruth Gillen*

Ihren Kontakt zu den beiden Co-Mentorinnen beschreibt Ruth Gillen als wenig intensiv. So schildert sie ihre Beziehung zu Doreen Zacke zwar als gut, aber über das biographische Interview hinaus habe es kaum Kontakte gegeben. Dennoch schätzt Ruth Gillen den Kontakt mit ihr als wichtige Begegnung und das Gespräch als lehrreich:

„weil wir uns auch gut mit ihr identifizieren konnten und sie auch irgendwo sehr sie war, was heißt ein Vorbild, weiß, kann man nicht vielleicht nicht so sagen, aber wir haben sie beide als eine sehr starke Frau empfunden, die aber trotzdem über ihre Schwäche spricht und da auch kein Problem sieht und sich auch als Frau, aber auch einfach als Mensch versteht, und das war einfach auch ein Thema für uns beide, einmal dieses Selbstbewusstsein als Frau oder als Mensch und wir uns gut mit ihr identifizieren können und haben aber auch das Gefühl gehabt, dass wir was von ihr lernen können“

Hier spricht Ruth Gillen in der Wir-Form über ihre Erfahrungen mit der Co-Mentorin des ersten Halbjahres und resümiert diese Erfahrung für sich und ihre Tandempartnerin, indem sie von einer gemeinsamen Identifikation mit der Mentorin ausgeht. Diese bietet sich aus ihrer Sicht als Identifikationsfigur an, weil sie sie als „sehr starke Frau“ wahrnimmt, die zugleich in der Lage ist, über „ihre Schwäche“ zu sprechen. Dabei schwankt Ruth Gillen zwischen „Frau“ und „Mensch“ und nimmt so die Geschlechtsgebundenheit ihrer Überlegungen wieder zurück. Damit bleibt offen, ob das Thema Selbstbewusstsein für sie selbst mit Geschlecht, genauer mit Weiblichkeit zusammenhängt oder nicht. So wird auch die Co-Mentorin zuerst als „starke Frau“ bezeichnet, wodurch die

Bedeutung von Geschlecht hervorgehoben wird. Anschließend relativiert sie dies, wenn sie sie „einfach als Mensch“ bezeichnet. Diese Hin- und Herbewegung zwischen Geschlechterdifferenzierung und Neutralisierung verweist möglicherweise auf eine Ambivalenz in Bezug auf die Thematisierung von Geschlecht, genauer die Thematisierung der eigenen Konflikte im Umgang mit gesellschaftlichen Weiblichkeitserwartungen und Zumutungen.

Gegenüber der Co-Mentorin des zweiten Halbjahres, Carmen Quart, war Ruth Gillen zunächst skeptisch, da diese für sie zunächst nicht den Eindruck vermittelte, dass sie ihre Rolle als Co-Mentorin ausfüllen wolle. Dieser Eindruck entsteht vor allem während der ersten Begegnung, wo sie die Co-Mentorin als „nicht so präsent“ in Erinnerung hat:

„weil Carmen viel an ihrem Handy hing und irgendwie nicht so präsent war, weil, ich glaube, sie wusste selber noch nicht so richtig, was sie da jetzt eigentlich soll, also sie wurde eben eingeladen als Mentorin, sie hat sich nicht selbst beworben und das war, glaube ich, so der erste Eindruck“

Die Co-Mentorin wird in dieser Passage als vom Geschehen abgewandt beschrieben. Allerdings mildert Ruth Gillen die darin mitschwingende und deutlich erkennbare Kritik, indem sie eine Erklärung für das Verhalten von Carmen Quart anführt. Diese habe ihre Rolle noch nicht gefunden gehabt, weil sie sich nicht aus eigenem Antrieb, sondern aufgrund der Einladung durch die Organisation auf das Projekt eingelassen habe. Trotz dieser Relativierung wird deutlich, dass der erste Eindruck, den die Studentin schildert, ihren Erwartungen an eine verbindliche Kommunikation nicht entspricht. Diese anfänglich verhaltene, kritische Einschätzung schwächt sich zwar ab, die Beziehung bleibt aber auf einer eher fachlichen Ebene. Thematisch geht es dabei vorrangig um Frauen, die mit einer Behinderung leben, sowie um die Planung von Karrierewegen. Über das Interview hinaus habe es aber kaum Kontakte gegeben. Im Gegensatz zur ersten Co-Mentorin wird Carmen Quart auch weniger deutlich als Identifikationsfigur beschrieben, sondern als inspirierende und beeindruckende Gesprächspartnerin, deren junges Alter Ruth Gillen hervorhebt. Dies betont sie auch als einen Unterschied zwischen den beiden Co-Mentorinnen, wenn sie sagt, Doreen Zacke sei „eine Frau, die sehr schon viel gemacht hat in ihrem Leben und schon, also beruflich,

aber auch halt persönlich, schon eine lange Geschichte hat". Im Gegensatz dazu beschreibt sie Carmen Quart als eine erfolgreiche jüngere Frau, die beruflich und politisch sehr aktiv sei und ihr selbst „alterstechnisch näher ist“. Die beiden Frauen vergleichend stellt sie fest:

„also, das Gespräch mit Doreen, da ging es ja viel um die persönliche Familien- und Lebensgeschichte und im Gespräch mit Carmen, zum Beispiel, ging es ganz viel um das Thema Frau sein und Frau mit Benachteiligung sein“

Mit beiden Co-Mentorinnen findet demnach ein sehr persönlicher Austausch statt, wobei die Erfahrung, eine „Frau mit Benachteiligung“ zu sein mit der Erfahrung von Behinderung verknüpft wird. Hier tritt die Bedeutung von Behinderung in den Vordergrund und markiert eine Differenz zwischen den beiden Co-Mentorinnen. Diese Differenz zeigt sich allerdings kaum in der Einschätzung des Kontakts zu beiden, wenn Ruth Gillen feststellt, der Kontakt zu Carmen Quart sei regelmäßiger gewesen als zu Doreen Zacke. Generell bewertet Ruth Gillen den Kontakt mit beiden Co-Mentorinnen generell eher als „oberflächlich“ und bekräftigt so die größere Bedeutung der Tandembeziehung mit Magdalena Ortwein.

### *Die Bedeutung von Behinderung aus der Sicht von Ruth Gillen*

Dass ihre Tandempartnerin eine Behinderung hat, schildert Ruth Gillen als selbstverständlich und als wenig zentral im gemeinsamen Miteinander. Lediglich zu Beginn hätte sie ein paar Fragen gestellt und stattdessen mehr über „Beobachtung“ gelernt. Zugleich sei sie durch Magdalena Ortwein für die alltäglichen Situationen von Menschen mit Behinderung sensibilisiert worden (z.B. Mobilität, Auseinandersetzung mit Behörden). Auch erzählt sie, dass es sie manchmal ärgert, wie äußere Gegebenheiten ihrer studentischen Partnerin die Teilhabe an verschiedenen Situationen verwehren. Besonders bei den gegenseitigen Besuchen wurden ihr die Barrieren „bewusster“, ohne dass dies groß thematisiert worden sei. Behinderung ist somit auch für Ruth Gillen – ähnlich wie für Magdalena Ortwein - kein eigenes, prominentes Thema. Sie thematisiert im Interview Behinderung vielmehr als eine strukturelle Bedingung, die den alltäglichen Umgang des Tandems beeinflusst. Diese Haltung steht aller-

dings im Widerspruch zu der weiter oben ausgeführten Erinnerung an den Anfang der Beziehung, bei der sich die Frage stellte, ob Ruth Gillen sich möglicherweise deshalb zurückgehalten hat, weil sie nicht mit einer Behinderung lebt und nicht sicher war, was von ihr erwartet wird.

Während sie Behinderung im Interview sehr eindeutig mit strukturellen Einschränkungen in Zusammenhang bringt, ist dies für Geschlecht anders. So sagt sie zwar, sie sei für die Gleichstellung von Frauen sensibilisiert, vertritt aber dennoch die Meinung, dass Frauen nicht so viel Unterstützung benötigten, wie oft behauptet werde. Dadurch würden Frauen in eine „Schublade“ gesteckt. Auch junge Männer bräuchten Unterstützung, manchmal sogar mehr als Frauen. Wichtig sei die Möglichkeit zum Austausch wie beispielsweise das KompetenzTandem-Programm. Das sollte direkt an die Universitäten übertragen werden, aber auch hier wäre ihrer Ansicht nach darauf zu achten, dass ein Angebot nicht „frauenspezifisch“ beschränkt würde:

„sich als als Frau zu besprechen und zu sagen ‚ich mach dieses Studium warum mache ich das und warum wo will ich dann hin‘ aber das ist halt die Frage, ob das dann notwendig wäre nur für Frauen das zu machen oder einfach junge Menschen [und] ihr Studium generell“

Ruth Gillen schwankt, ob es „notwendig“ ist, „als Frau“ mit anderen Frauen über ihre Anliegen und Erfahrungen zu sprechen, oder ob sie sich nicht eher zur Gruppe „junger Menschen“ zählt, deren Gemeinsamkeit das Studieren ist. So hinterfragt sie einerseits die Relevanz von Geschlecht (genauer von Frauen) als Bezugskategorie für Förderung. Andererseits weist sie darauf hin, dass Studierende generell auf Angebote angewiesen sind, die ihnen erlauben, gemeinsam auf ihre Situation zu reflektieren. Die Passage enthält also mehrere Bedeutungsschichten, was die Auseinandersetzung mit Inklusion und Gleichstellung betrifft. Zum einen sucht Ruth Gillen nach einer angemessenen Verortung für sich selbst – „als Frau“, als Studentin, als junge Erwachsene? Zum anderen beschäftigt sie die Frage, wer aufgrund welcher Zugehörigkeiten Unterstützung erfährt und sie ist skeptisch, dass Studentinnen, also Frauen, eine Gruppe darstellen, die exklusive Förderung beanspruchen sollte. Letztlich tritt das gemeinsame Studieren in den Vordergrund und

Ungleichheiten aufgrund von Geschlecht bilden keinen Ausgangspunkt für die eigenen Überlegungen.

### *Das Beziehungsgefüge zwischen studentischem Tandem und Co-Mentorinnen*

Dieses Portrait basiert auf der Sicht der beiden Studentinnen. Werden ihre Einzelinterviews miteinander verglichen, ergibt sich eine Übereinstimmung der Wahrnehmung des Tandems als wechselseitige, harmonisch verlaufende Beziehung, die das Ende des Programms überdauert. Dabei erinnern beide eine ungleichgewichtige Situation am Anfang, die sich im weiteren Verlauf relativiert. Das wird damit begründet, dass sich mit der Zeit die Relevanz der Themen verändert hat. Spielen zu Beginn eher private Erfahrungen eine Rolle, treten später studienrelevante Fragen und berufliche Themen in den Vordergrund.

Die ausdrückliche Thematisierung von Behinderung findet nur beim ersten Kennenlernen und im Gespräch mit der zweiten Co-Mentorin statt. Behinderung wird von beiden nicht als zentraler Bezugspunkt ihrer Beziehung erlebt. Vielmehr ist es für Magdalena Ortwein wichtig, mit ihrer Behinderung nicht im Fokus der Beziehung zu stehen. Nach einem klärenden Gespräch verliert Ruth Gillen ihre anfängliche Unsicherheit. Auftauchende Barrieren werden von den beiden Studentinnen gemeinsam überwunden und gleichzeitig auch als selbstverständlich abgehandelt.

Die Beziehung zu den beiden Co-Mentorinnen bietet zwar Orientierung, was Fragen von Selbstbewusstsein und Wünsche nach weiblichen Identifikationsfiguren betrifft. Trotzdem erleben beide Studentinnen ihre Kontakte zu den Co-Mentorinnen eher als Momentaufnahmen und betonen den fachlichen Charakter. Diese Einschätzung verweist darauf, dass sie ihre Tandembeziehung im Vergleich dazu als intensive und persönliche Verbindung erleben, die durch die Co-Mentorinnen eine punktuelle Erweiterung und gute Ergänzung erfährt. Diese werden aufgrund ihrer Lebenswege als Vorbilder und als Inspiration für den eigenen Lebensentwurf wahrgenommen.

Auch die Bedeutung von Geschlecht wird im Zusammenhang mit den Co-Mentorinnen verhandelt. Diese werden „als Frauen“ wahrgenommen und auch als solche miteinander verglichen, wobei die Frage nach dem

Leben als Frau mit Behinderung einbezogen wird. Beide Mentorinnen fungieren aus Sicht der Studentinnen als Vorbild oder als Impulsgeberin und werden zugleich als höchst unterschiedliche Personen beschrieben.

Auch wenn Behinderung eine nachgeordnete Bedeutung für die Tandembeziehung der beiden Studentinnen hat, finden sich in den Interviews immer wieder ausführliche Auseinandersetzungen mit Defizitzuschreibungen von Behinderung und von Geschlecht. Diese entfalten sich im Kontakt zu den Co-Mentorinnen und in den Eingangserwartungen an das Programm besonders deutlich. Dadurch entstehen Impulse für einen Austausch über eigene und fremde Vorurteile und den Umgang damit. Dabei werden Zuschreibungen von Aktivität und Passivität in einer strikten Abgrenzung von einem defizitären und an Opferpositionen gebundenen Blick auf Behinderung sichtbar. Gleichzeitig werden entsprechende Bilder herangezogen, wenn unterschiedliche Ausprägungen von Behinderung verglichen und mit Annahmen über ein Mehr oder Weniger von Belastung assoziiert werden.

Zudem erklären beide Studentinnen, durch die Teilnahme am Programm für Zuschreibungen von Geschlecht sensibilisiert worden zu sein und nun Situationen oder Institutionen anders wahrzunehmen. Dies betrifft die geringe Anzahl an Professorinnen an der Hochschule, fehlende Uni-Kindertagesstätten, aber auch die Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

#### **4.2.3 „Wir sind dann die Menschen miteinander und das ist das einzige, was dann wirklich eigentlich miteinander zwischeneinander lebt“–**

Greta Pahl und Wanda Jakob

Die folgende Analyse basiert auf einem Erstinterview mit der Co-Mentorin Greta Pahl und einem Erst- und Längsschnittinterview mit der Studentin Wanda Jakob. Beide leben ohne eine Behinderung. Im Mittelpunkt des Prozesses, wie er in diesen Interviews beschrieben wird, stehen Auseinandersetzungen mit Gemeinsamkeiten und Unterschieden, die im biographischen Austausch mit der Co-Mentorin konkret werden. Thematische Bezugspunkte bilden der berufliche Werdegang, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf sowie der Umgang mit Neu- oder Um-

orientierungen. Von zentraler Bedeutung sind dabei der Vergleich und die Relativierung von Leistungsansprüchen.

In der studentischen Beziehung, die hier nur aus der Perspektive von Wanda Jakob rekonstruiert wird, ist die Frage relevant, wie sehr Behinderung im Mittelpunkt des Austausches stehen sollte. Ist eine Zentrierung oder eher eine Dezentrierung von Behinderung sinnvoll (und möglich)? Wie gestaltet sich eine wechselseitige Unterstützungsbeziehung, die die Bedürfnisse der verschiedenen Personen umfasst?

Im Folgenden wird zunächst die Sichtweise von Greta Pahl (Co-Mentorin) rekonstruiert und anschließend die Perspektive von Wanda Jakob (Studentin). Im nächsten Schritt rücken wir die Tandembeziehung in den Fokus.

#### *Die Sicht der Co-Mentorin Greta Pahl*

Ihre Teilnahme am Programm begründet Greta Pahl mit dem Wunsch, eigene Erfahrungen weiterzugeben. Sie bezieht sich dabei ausdrücklich auf positive Fördererfahrungen in ihrer Bildungsbiographie. Darüber hinaus möchte sie Kontakte zu anderen Co-Mentorinnen und Studentinnen knüpfen und hebt die Bedeutung von Geschlecht für den wechselseitigen Austausch hervor. Dabei bezieht sie sich auf ihre eigenen Erfahrungen des Gefördertwerdens und sagt, „dass man, ich sage es jetzt mal so gestandene Frauen sieht, die auch alle nicht geradlinig durchs Leben gegangen sind, so wie ich das da erfahren habe, und trotzdem ihren Platz gefunden haben“. In dieser Sequenz verschränken sich der Blick zurück auf eigene Vorbilder und die gegenwärtige Position, nun selbst ein solches Vorbild sein zu können. Offen bleibt, ob Greta Pahl über sich selbst oder über andere Frauen spricht. Entscheidend ist dabei ein Aspekt, der in vielen Interviews immer wieder zur Sprache kommt: die wirkmächtige Norm der „geradlinigen“ Normalbiographie, von der abzuweichen keine Selbstverständlichkeit ist. Dieser Druck schwingt mit, wenn Greta Pahl betont, dass Frauen „trotzdem ihren Platz“ finden, auch wenn sie die Erwartungen, die mit dem Bild der Geradlinigkeit verbunden sind, nicht erfüllen.

Gleichwohl sie sich damit deutlich für den Austausch zwischen Frauen ausspricht, schwankt ihre Haltung im Hinblick auf Frauenförderung,

wenn sie meint, „es spricht auch nichts dagegen sowas für junge Männer mit Mentoren zu veranstalten“. Damit schlägt sie vor, Geschlecht auch für Männer als einen gemeinsamen Bezugspunkt zu setzen. Dies begründet Greta Pahl mit der Einschätzung, dass es spezielle Fragen („in einem Geschlecht“) gebe und die „Offenheit“ für „bestimmte Fragen“ in homosozialen Kontexten entsprechend groß sei.

Den Programmtitel „Lebensweg inklusive“ verbindet Greta Pahl mit der Perspektive „wenn das Leben nicht so ganz einfach ist“ und sie hebt die Bedeutung von Unterstützung durch andere hervor. Das Programm begreift sie als eine Art Begleitung, um den eigenen Lebensweg zu finden. Ihre Beziehung zu dem studentischen Tandem schätzt sie als harmonisch ein. Die gemeinsamen thematischen Schwerpunkte betreffen aus ihrer Sicht Fragen der Berufsplanung ebenso wie persönliche Themen, insbesondere die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, aber auch den Umgang mit, wie sie es nennt, „Lebensschicksalen“.

Sie schildert, in einen offenen Austausch mit den Studentinnen getreten zu sein, indem sie ihnen von ihrer eigenen Biographie erzählte. Dafür distanziert sie sich von dem Instrument des biographischen Interviews, das im Programmverlauf durch die Studentinnen eingesetzt werden sollte, und hebt stattdessen die Situation des informellen Austauschs hervor:

„also ganz klar herzlich, persönlich, ganz ganz offen und wenig formal, das muss man auch sagen, also wir haben dann diesen Ablaufplan den es, glaube ich, für das Interview bei den Studentinnen gibt, haben die sich dann irgendwann angeschaut und dann haben sie gesagt ‚och nee wir haben darüber ja im Prinzip geredet, wir brauchen gar nicht diese Struktur, wir reden miteinander‘ und das war sehr sehr offen“

Bemerkenswert ist, dass Greta Pahl die Situation so erzählt, dass es die Studentinnen sind, die die Entscheidung treffen, die Vorgabe des Programms zu modifizieren, und dass sie sich selbst als weniger steuernd beschreibt. Zugleich wird nachvollziehbar, dass sie sich sehr persönlich in den Prozess einbringt, wenn sie die Perspektive der Studentinnen nacherzählt, die feststellen, „im Prinzip“ schon von ihr erfahren zu haben, was im biographischen Interview hätte zur Sprache kommen sollen.

Das erste Kennenlernen mit den beiden Studentinnen findet beim Auftakttreffen des Vereins statt. Im Rückblick auf diese Begegnung entsteht im Interview ein kontrastreiches Bild der beiden Studentinnen. Während Greta Pahl Wanda Jakob als „kommunikativ“ und „offen“ bezeichnet, beschreibt sie Vanessa Ilgner als „verschlossen“ und „introvertiert“. Zudem vergleicht die Co-Mentorin sich selbst mit Vanessa Ilgner und hebt deren Zurückhaltung als einen Unterschied im Vergleich zu sich selbst hervor: „[Vanessa] ist im Prinzip das Gegenteil sehr verschlossen und introvertiert aber ein von einer wo ich sage Gemeinsamkeiten haben wir eigentlich nicht so.“

Im Gegensatz dazu entdeckt Greta Pahl viele Gemeinsamkeiten zwischen sich und Wanda Jakob, beispielsweise, wenn sie erzählt, dass diese bei der ersten Begegnung gleich das Gespräch über Berufsperspektiven sucht und eine existenzielle Frage formuliert: „Wo ist mein Platz im Leben?“ Vanessa Ilgner wird hingegen als eine „ganz leise ganz feine Person“, die „gestärkt werden will“, wahrgenommen. Wenn jemand gestärkt „werden will“ deutet dies auf einen Wunsch nach Unterstützung hin. Im Gegensatz dazu stünde die Formulierung, dass jemand ‚gestärkt werden muss‘, die auf eine Zuschreibung von außen verweist, ohne dass das Bedürfnis, besser gesagt der ‚Wille‘ der betreffenden Person thematisiert wird. Unterstützungsbedarf ist hier stärker an eine Fremdzuschreibung gebunden. Ihre Wahrnehmung von Vanessa Ilgner als eine Person, die Bestärkung sucht, knüpft Greta Pahl im Interview an konkrete Kommunikationssituationen: „Wenn man ihr sagt ‚Mensch das machst du ganz toll, da kann ich mir so gut vorstellen wie du das und das machst‘, sagt sie ‚meinst du wirklich‘ und so weiter“. Der nacherzählte Dialog vermittelt den Eindruck, dass die begeistert vorgebrachte Anerkennung der Co-Mentorin auf ein zögerliches, durch Unsicherheit gekennzeichnetes Echo von Seiten der Studentin trifft.

Gleichzeitig wird deutlich, dass Vanessa Ilgner die Haltung von Greta Pahl verunsichert, wenn sie über deren Teilnahmemotivation spricht und feststellt, dass „die das so sucht, aber die so gar nichts einfordert“. Damit bringt sie zum Ausdruck, dass sie davon ausgeht, dass Unterstützung und Anerkennung aktiv eingefordert werden sollten. Somit könnte die Zurückhaltung der Studentin grundsätzliche Fragen nach der eigenen Rolle als Co-Mentorin und damit auch zur eigenen Haltung in Unterstützungsbeziehungen aufwerfen, die in Mentoring-Prozessen fast

immer aufkommen: Wie unterstütze ich die Studentinnen? Welche Anforderungen werden an eine Co-Mentorin herangetragen? Wie gestaltet sich eine gute Co-Mentorin-Studentin-Beziehung? Solche Fragen beziehen sich in dem untersuchten Programm auch darauf, wie wechselseitige Unterstützung in Dreier- und in Viererkonstellationen praktiziert werden und wie dabei die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Beteiligten zum Tragen kommen. Die Auseinandersetzung mit der Bedeutung von Behinderung im Umgang miteinander, wird dabei zu einem Ankerpunkt für die Reflexion der verschiedenen Erfahrungen und Positionen in der Auseinandersetzung mit Gemeinsamkeiten und Unterschieden.

Die Erzählungen der Co-Mentorin Greta Pahl changieren zwischen einem defizitären und einem ermächtigenden Blick auf Behinderung. So schreibt sie Vanessa Ilgner, die mit einer Behinderung lebt, eine erhöhte Wahrnehmungsmöglichkeit zu und deutet diese in gewisser Weise als Bewusstseinsweiterung, wenn sie sagt: „dass sie unglaublich sensitiv ist und sehr viel Zwischentöne auch aufnimmt, natürlich das uns gar nicht möglich ist, faszinierende Erfahrung“. Hier wird ein besonderes, gesteigertes Wahrnehmungsvermögen beschrieben, das in Kontrast zu einer Gruppe wird, der die Co-Mentorin angehört („wir“). Die Differenzierung zwischen Vanessa Ilgner („sie“) und generalisierten Anderen („uns“) vermittelt eine widersprüchliche Botschaft. Einerseits verweist diese Konstruktion von Behinderung als eine ‚andere‘ Fähigkeit auf den positiv gewendeten separierenden Vergleich von Normalitätsvorstellungen, andererseits wird diese Differenz gleichzeitig als eigener, „faszinierender“ Erfahrungsgewinn erzählt. Dieser Erfahrungszuwachs wird von Greta Pahl auch an anderer Stelle betont: „ein Zugewinn an einem Erfahrungsbereich, der mir immer verschlossen geblieben wäre“. Dieses Resümee bezieht sich auf ihre grundsätzliche Erfahrung, im bisherigen Leben wenig Einblick in das Leben von Menschen mit Behinderung gehabt zu haben. Die Teilnahme am Programm erlebt Greta Pahl deshalb als eine Erweiterung ihrer persönlichen Erfahrungen.

Neben diesem ermächtigenden Blick auf Behinderung nimmt die Co-Mentorin noch eine andere Perspektive ein, mit der sie die Belastung von Behinderung thematisiert und deren alltägliche Bewältigung durch Vanessa Ilgner bewundert:

„die Hochachtung davor, wie sie ihr Leben meistert, überhaupt den Einblick, dass ich mir mal vorstellen musste ‚wie ist das‘, meine ganz ganz tiefe Hochachtung“

Die Empfindung von Hochachtung ist in der Regel damit verbunden, dass die andere Person etwas darstellt, leistet oder kann, das im Rahmen gesellschaftlicher Normalitäts- und Alltagsnormen als außergewöhnlich gilt und damit aus dem Rahmen fällt. Im Zusammenhang von Behinderung wird hier die Fähigkeit hervorgehoben, das eigene Leben zu „meistern“. Dies verweist darauf, dass Behinderung von Greta Pahl als eine starke Belastung wahrgenommen und bewertet wird. Vanessa Ilgner wird vor diesem Hintergrund als eine besonders leistungsfähige Person aufgewertet. Gleichzeitig ist diese Zuschreibung mit dem gesellschaftlich verankerten Bild verbunden, dass Behinderung eine schwere Bürde darstellt. Dazu passt, dass Greta Pahl zunächst dachte, sie würde auf befremdete Reaktionen anderer Menschen treffen, wenn sie gemeinsam mit Vanessa Ilgner unterwegs sei. Hier thematisiert sie erneut ihre Unsicherheit und Unerfahrenheit mit Behinderung und Nicht-Behinderung im öffentlichen Raum umzugehen:

„ich habe das auch noch nie erlebt und dann habe ich gedacht ‚na, die Leute die gucken bestimmt alle doof‘, aber es guckt gar keiner, es ist, war auch, hätte ich nicht gedacht, schöne Erfahrung“

Unsicherheit und die Befürchtung, aufzufallen und angestarrt zu werden, verwandeln sich in erstaunte Freude über eine Erfahrung, die anders und weniger spektakulär verläuft als erwartet. Was könnte die „schöne Erfahrung“ sein, von der die Co-Mentorin hier spricht? Handelt es sich um die eigene Erleichterung, doch nicht angestarrt zu werden? Ist es die Erfahrung zu erleben, wie Vanessa Ilgner sich in der Öffentlichkeit bewegt? Ist es die Begegnung zwischen Co-Mentorin und Studentin in dieser spezifischen Situation? Auch wenn diese Fragen offen bleiben, wird deutlich, dass Greta Pahl ihre eigenen Bilder, Vorannahmen und Unsicherheiten in Frage stellt und sich dabei zwangsläufig in widersprüchliche Zuschreibungen verstrickt. Kommen wir vor diesem Hintergrund auf ihre „Hochachtung“ gegenüber Vanessa Ilgner zurück: Darin schwingt auch eine Kritik an gesellschaftlichen Hürden mit, die „gemeistert“, also überwunden werden müssen, um zu gesellschaftlicher Teilhabe zu gelangen. In letzter Konsequenz entkräftet der ge-

meinsame Umgang aber sowohl idealisierte als auch defizitäre Zuschreibungen von Behinderung und Greta Pahl kommt zu dem Schluss:

„man muss sich eben im Praktischen ein bisschen umstellen, aber es spielt überhaupt keine Rolle, es ist kein Thema, wir sind dann die Menschen miteinander und das ist das einzige, was dann wirklich eigentlich miteinander zwischeneinander lebt“

Behinderung ist demnach eine alltagspraktische Größe, auf die sich alle gemeinsam einstellen („umstellen“) können und keine persönliche Eigenschaft, die die zwischenmenschliche Kommunikation beeinflusst. So beschreibt die Co-Mentorin beispielsweise, wie ein Besuch der Studentin, die mit einer Behinderung lebt, in ihrer Heimatstadt dazu führt, dass ihr die räumlichen Barrieren in dieser Stadt bewusst werden.

#### *Die studentische Tandembeziehung aus Sicht von Greta Pahl*

Wie bereits erwähnt wird das studentische Tandem von Greta Pahl als harmonisch beschrieben. Die von ihr wahrgenommene Gegensätzlichkeit beider Studentinnen deutet sie als eine Ergänzung und hebt die Offenheit der Studentinnen, sich aufeinander einzulassen, hervor. Dass sich beide schon im Vorfeld kennenlernen konnten, wird von Greta Pahl als entlastend erlebt:

„ich fand es gut, ja war für mich auch einfach muss ich sagen, weil die beiden sich ja dann auch schon kannten und Wanda für die Vanessa sehr viel schon übernommen hatte, sodass ich mich da gar nicht reinfuchsen musste, sie ist dann mit ihr auf Toilette gegangen und so weiter, die hatten sich schon auch ein bisschen eingespielt an dem Abend vorher, insofern war das auch eine praktische Komponente“

Die Entlastung bezieht sich auf den alltagspraktischen Umgang mit der notwendigen Unterstützung von Vanessa Ilgner, die Wanda Jakob aus der Sicht der Co-Mentorin sofort übernommen hat. Dies wird am Beispiel des Toilettengangs illustriert. Es handelt sich um ein Beispiel, das aufgrund der Körperlichkeit, die dabei ins Spiel kommt, besonders deutlich werden lässt, was für die Beziehung zwischen Studentinnen und Co-Mentorinnen generell gilt: Wie persönlich oder privat sollte die Mento-

rin-Studentinnen-Beziehung sein? Welche Aufgaben übernehme ich als Co-Mentorin? Wie viel Nähe ist für mich angemessen? Wer legt die Kriterien für den Umgang miteinander fest? Dass sich beide Studentinnen bereits „kannten“ und ein „bisschen eingespielt“ hatten, stellt für Greta Pahl zwar eine Erleichterung dar, aber zugleich auch eine Konfrontation mit Fragen nach den Aufgaben als Co-Mentorin. Möglicherweise befürchtet sie, dass bestimmte Grenzen verschwimmen und eine unangenehme Situation entstehen könnte. Umgekehrt scheint es selbstverständlich, dass Wanda Jakob ihre Tandempartnerin zur Toilette begleitet – eine Beschreibung, die einerseits die persönliche Intensität der studentischen Tandembeziehung unterstreicht, andererseits aber auch das Kontrastbild der ‚aktiven‘ und der ‚passiven‘ Studentin verstärkt.

Die polarisierende Zuschreibung von aktiven und passiven Rollen in der studentischen Tandembeziehung prägt die gesamten Interviewerzählungen von Greta Pahl. So erzählt sie beispielsweise über den wechselseitigen Kontakt in der Dreierkonstellation: „wir schreiben uns Mails ja wobei die nicht-behinderte Studentin oft das übernimmt auch für beide auch für beide, also die führt da eher ich glaub- das is- eben auch im Sinne von Vanessa“. Das Schreiben übernehmen demnach in den meisten Fällen die Studentin und die Co-Mentorin, die ohne Behinderung leben. Dieses Arrangement beschreibt Greta Pahl als ein Dominanzverhältnis zwischen den Studentinnen – „die nicht-behinderte Studentin“ übernimmt „da eher“ die Führung, wobei die Co-Mentorin ihre Bewertung relativiert, indem sie die Vermutung formuliert, diese Arbeitsteilung sei „im Sinne“ der Tandempartnerin.

Insgesamt erlebt Greta Pahl ihre Beziehung zu den beiden Studentinnen als einen Zugewinn für sich selbst und für die beiden, wobei sie immer wieder auch deren Beziehung zueinander beschreibt. Der Kontrast zwischen den beiden Persönlichkeiten, den die Co-Mentorin wahrnimmt und der ihre Erzählungen über die Begegnungen prägt, gewinnt seine spezifische Bedeutung erst im Zusammenhang unseres Kontextwissens, dass eine von beiden mit einer Behinderung lebt und die andere nicht. Wenn wir dieses Wissen suspendieren, entkoppelt sich auch das polarisierte Bild einer eher aktiven und eher passiven Haltung von Zuschreibungen, die mit Behinderung verbunden sind. In den Vordergrund treten dann die unterschiedlichen persönlichen Eigenheiten der beiden Studentin-

nen, die bei der Co-Mentorin Dynamiken der Identifikation und der Abgrenzung in Bewegung setzen.

### *Die Co-Mentorin und der Co-Mentor aus Sicht der Studentin*

#### *Wanda Jakob*

Wanda Jakob wird über den Newsletter eines Studierendenförderungswerks auf das KompetenzTandem-Programm aufmerksam. Von dem Programm erhofft sie sich eine Reflexion ihres Studien- und Berufsweges, um über den Austausch mit berufserfahrenen Co-Mentorinnen oder Co-Mentoren neue Impulse zu gewinnen. Zudem veranlasst eine in der Vergangenheit erlebte Krankheit sie zu ihrer Bewerbung. Das ist eng verknüpft mit dem Wunsch, eine Tandempartnerin zu finden, die mit einer Beeinträchtigung lebt.

„weil ich von mir sagen kann, dass ich ein sehr ungeduldiger Mensch bin und das ist eine Sache, die ich überhaupt nicht mag, die auch finde ich immer schlimmer wird und ähm und ich habe einfach so ein bisschen gedacht, wenn ich vielleicht dann sozusagen relativ eng dieses Jahr mit einer Studentin mit Behinderung zu tun habe, vielleicht kann ich doch einiges von der lernen“

Ihre Motivation zur Teilnahme verankert Wanda Jakob in dem Wunsch, sich persönlich zu verändern – sie möchte ihre Ungeduld, von der sie sagt, diese werde „immer schlimmer“, ablegen und assoziiert ihre starke Selbstkritik mit der Möglichkeit, durch den Kontakt mit einer „Studentin mit Behinderung“ zu lernen. Damit stellt sie ihre Selbsterfahrung in der Beziehung zu einer anderen Person ins Zentrum ihres Interesses und die eigene Ungeduld bildet einen Kontrast zum Leben mit einer Behinderung, ohne das Wanda Jakob dies weiter ausführt. Geht sie davon aus, dass eine ungeduldige Haltung und der Alltag von Menschen mit Behinderung nicht zusammenpassen? Wie auch immer, für sie ist die Behinderung ihres Gegenübers ein Bezugspunkt für eigene Lern- und Veränderungsprozesse, deren Ausgangspunkt eine erwartete Differenz im Umgang mit dem eigenen Leben ist.

Über ihre erste Begegnung mit der Co-Mentorin Greta Pahl erzählt Wanda Jakob in der Wir-Form und unterstreicht damit ihre Verbindung und ihren Austausch mit Vanessa Ilgner. Dabei beschreibt sie, dass sie

beide die Co-Mentorin zunächst als „aufgedreht“ und gleichzeitig reserviert empfunden hätten und schildert den ersten Abend als eine eher einseitige Kommunikationssituation.

Der spontane Eindruck, keinen persönlichen Kontakt zu Greta Pahl zu finden und selbst kaum wahrgenommen zu werden, verflüchtigt sich nach den ersten persönlichen Besuchen und dem biographischen Austausch. Die Beziehung wird von Wanda Jakob als positiv erlebt, als sie sich in einem privateren Rahmen treffen. Dabei spielt der Austausch über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf eine bedeutende Rolle, da Wanda Jakob den beruflichen Erfolg und die Familiengründung der Co-Mentorin als sehr wesentlich für sich thematisiert und Greta Pahl als eine wagemutige Person wertschätzt, deren Lebensweg sie „fasziniert“:

„dass sie sich das so getraut hat, mit einem Mann, der voll beruflich irgendwie doch sehr eingespannt und auch erfolgreich ist, auch trotzdem irgendwie Kinder zu haben und zu sagen ‚wir schaffen das‘ und so, das finde ich, finde ich auch sehr mutig, also das hat mich aber auch sehr fasziniert“

Die Vereinbarkeit von beruflichem Erfolg und Familie wird von Wanda Jakob als Ausnahme wahrgenommen und die Gründung einer Familie durch ein Doppelkarrierepaar als Risiko. Aus ihrer Sicht ist die Co-Mentorin also ein großes Wagnis eingegangen, was verdeutlicht, dass die Studentin grundsätzlich davon ausgeht, dass beruflicher Erfolg und Familie für Frauen unvereinbar sind oder zumindest stark konfliktieren. Greta Pahl nimmt sie vor diesem Hintergrund als eine Frau wahr, die sich entgegen der gesellschaftlichen Konventionen und Hürden für einen eigensinnigen Weg entscheidet, was mit dem Bild der Faszination als eine außerordentliche Haltung hervorgehoben wird. Die Interviewpassage veranschaulicht, wie bedeutsam die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Zwängen im Kontext konkreter lebensgeschichtlicher Gestaltungsprozesse ist. Die Co-Mentorin übernimmt in der hier zitierten Interviewpassage eine Vorbildfunktion, die aus dem persönlichen Austausch über biographische Erfahrungen und Entscheidungen erwächst. Über diesen Austausch verflüchtigt sich die anfänglich wahrgenommene Distanz in der Beziehung, was auch darin zum Ausdruck kommt, dass Wanda Jakob nun in der ersten Person erzählt. Besonders berufliche wie private Neuorientierungen oder auch Umorientierungen sind dabei von

großem Interesse und unterstützen die positive Identifikation der Studentin mit der Co-Mentorin. So erzählt Wanda Jakob:

„die hat da auch keinen Hehl draus gemacht, dass es auch Dinge gab, die ihr nicht gelungen sind ne, das fand ich auch sehr authentisch und wichtig, dass sie uns auch so diese Seite auch mitgeteilt hat“

Die Offenheit der Co-Mentorin, auch über Situationen ihres Lebens zu sprechen, die „nicht gelungen sind“, ist entscheidend, um den eigenen Umgang mit Umwegen oder schwierigen Situationen zu reflektieren. Der Werdegang der Mentorin lädt dazu ein, die eigene Realität zu überprüfen, eigene Leistungsansprüche zu hinterfragen und zu relativieren. Das Erzählen über das Nicht-Gelingen oder über berufliche Neuorientierungen wird so im wechselseitigen Austausch zu einem Erfahrungsgewinn.

Die Beziehung zum zweiten Co-Mentor Ulrich Pohl wird von Wanda Jakob vor allem als bereichernd für ihre Tandempartnerin Vanessa Ilgner beurteilt, was sie auf die Bedeutung von Behinderung bezieht. Generell stelle das Sprechen über das Leben mit Behinderung einen zentralen Punkt in den Gesprächen dar. Gleichzeitig hebt sie hervor „es war nicht so, dass ich zu kurz gekommen bin“, und macht dies am Austausch über Prüfungssituationen fest.

Dass der Co-Mentor viele (Berufs-)Entscheidungen ohne Planung auf sich hat zukommen lassen, nimmt Wanda Jakob im Vergleich mit ihrer eigenen Haltung als einen deutlichen Unterschied zu sich selbst wahr. Jedoch äußert sie auch Bewunderung, da sie selbst dazu neige, ihr Leben im Voraus zu planen: „da hab ich bei ihm immer wieder bemerkt, dass er da so ein Urvertrauen hat, dass das schon wird und da war ich immer bisschen unflexibler“. Hier wird die Lebenshaltung des Co-Mentors als starker Kontrast erlebt. Sein „Urvertrauen“ erlaube mehr Flexibilität im Umgang mit Ungewissheiten, so kann die Selbstbezeichnung Wanda Jakobs als „unflexibel“ verstanden werden. Zugleich wird deutlich, dass sie bei ihrer Haltung bleibt, da sie den Unterschied „immer wieder bemerkt“. Der Unterschied, den sie hier wahrnimmt, setzt möglicherweise Impulse, die eigenen Leistungsansprüche und Strukturen zu hinterfragen. Dennoch hält die Zuschreibung eines früh erworbenen und verinnerlichten „Urvertrauens“ die Haltung des Co-Mentors auf Abstand zu den eigenen Möglichkeiten. Im Längsschnitt, also im zweiten

Interview, wird allerdings deutlich, dass Wanda Jakob die Arbeitssituation von Ulrich Pohl sehr attraktiv findet, wenn sie sagt, „der hat einfach sehr kreativ gearbeitet und sehr viele verschiedene Projekte angenommen“, und ergänzt, dass sie bei sich selbst auch eine „Bereitschaft“ erkennt, auf diese Weise zu arbeiten und nicht das ganze Leben „in einem Beruf“ zu bleiben.

### *Die studentische Tandembeziehung aus Sicht von Wanda Jakob*

Die Erzählungen von Wanda Jakob über ihren Austausch mit Vanessa Ilgner sind verknüpft mit der Auseinandersetzung um Behinderung. Dies hängt eng mit der Frage zusammen, ob und welche Hilfe ihre Tandempartnerin benötigt und so stellt Wanda Jakob fest, dass sie „ganz oft merke, dass sie [Vanessa] irgendwie Hilfe benötigt“. Das Kreisen um die Frage, ob Unterstützung angeboten werden soll oder nicht, prägt ihre Erzählungen über die Tandembeziehung. Hierzu erzählt Wanda Jakob genauer:

„ich sage ihr immer ‚wenn du Hilfe brauchst, wenn das für dich blöd ist, wenn du nicht gern, wenn du das lieber telefonisch klären, dann sag es‘, aber sie kann auch nicht so gut meine Hilfe annehmen“

Hier wird ein Hilfeangebot ausgesprochen, aber nicht in Anspruch genommen. Ihre Tandempartnerin könne ihre Hilfe nicht „annehmen“, so die Schlussfolgerung von Wanda Jakob, die sich gleichzeitig darüber ärgert, weil dies ihrer Ansicht nach dazu führt, dass Prozesse komplizierter werden. So entstünden zum Beispiel Verspätungen bei Terminabsprachen, was Wanda Jakob als konflikthaft wahrnimmt. Aus ihrer Sicht ist ihre Tandempartnerin „ambivalent“, wenn es darum geht, angebotene Unterstützung in Anspruch zu nehmen:

„dass ich ihr das anbiete, dass ich sie anrufe und ihr das am Telefon besser erkläre, und dass sie da so ein bisschen ambivalent dem gegenübersteht, ob sie das annehmen soll, und also so dieses Thema Angebot und Annahme von Hilfe, das schwingt echt auch sehr mit“

Inhaltlich beziehen diese Ausführungen sich auf Absprachen zwischen den Studentinnen und ihre Planungen gemeinsam mit der Co-Mentorin und dem Co-Mentor. Ihren Ärger über die Art und Weise, wie ihre Tandempartnerin damit umgeht, nimmt Wanda Jakob in dieser Passage aber zurück und bettet das Verhalten ihres Gegenübers erneut in die Frage ein, wie mit ihrem Unterstützungsangebot umgegangen wird. Ob und wie diese Frage mit der Wahrnehmung und Thematisierung von Behinderung korrespondiert, bleibt an dieser Stelle offen. Die damit verbundene Unsicherheit im Anbieten von Unterstützung zieht sich aber wie ein roter Faden durch den Teilnahmeprozess. Dies wird im Längsschnittinterview nachvollziehbar, wenn Wanda Jakob ihre Unsicherheit erneut thematisiert und sagt, sie habe sich manchmal hängen gelassen gefühlt:

„und jetzt muss ich irgendwie alles selber machen ne, und das, da weiß ich gar nicht, ob das jetzt unbedingt mit, mit ihrer Behinderung und vielleicht auch so dem Stress, den sie dadurch hat, zu tun hat oder ob das nicht halt einfach auch so ein bisschen einfach sie ist“

Wanda Jakob reflektiert ihre eigenen Zuschreibungen, wenn sie in Frage stellt, ob der unterschiedliche Umgang mit Planungen und ihre Haltung, „alles selber zu machen“, etwas mit den Belastungen ihres Gegenübers durch das Leben mit einer Behinderung zu tun hat. So fragt sie sich rückblickend, ob sich die Konflikte zwischen beiden nicht auch unabhängig von ihren Lebenssituationen mit und ohne Behinderung eingestellt hätten.

Zu dieser Feststellung passt, dass sie im Interview nach Abschluss des Programms die Vermutung äußert, dass Vanessa sich „nicht wohlgeföhlt“ habe und gerne „ausgestiegen wäre“. Die Frage nach dem Grund für dieses mögliche Unbehagen ist von großer Bedeutung für das Resümee, das Wanda Jakob für sich zieht. Im Verlauf äußert sie ihre Enttäuschung, wenn sie sagt, dass es „auch ein bisschen kränkend war, weil wir ja schließlich ein Tandem waren“. Möglicherweise spielt hier auch das Gefühl, im Unklaren gelassen worden zu sein, eine entscheidende Rolle, da Wanda Jakob letztlich darüber rätselt, was dazu beigetragen haben könnte, dass ihre Tandempartnerin sich möglicherweise nicht so wohl geföhlt hat. Schließlich vermutet sie, dass das Programm für Va-

nessa Ilgner „zu anstrengend“ gewesen sein könnte und zu viel Unruhe in ihr Leben gebracht habe:

„dass das einfach alles insgesamt ein bisschen zu anstrengend für sie war, also ich glaube manchmal, dass es gar nicht so sehr so war, dass sie das inhaltlich nicht überzeugt hat, sondern dass es einfach zu viele Verpflichtungen waren und zu viel Aufruhr in ihren Alltag gebracht hat“

Es handelt sich um Vermutungen, die an die Erfahrung Wanda Jakobs anschließen, dass ihr Gegenüber anders mit Belastungen, Planungen, Absprachen und Aussprachen umgeht als sie dies erwartet. Wie stark sie ihre im Rückblick irritierende und enttäuschende Interaktion mit Vanessa Ilgner auf deren Behinderung bezieht, wird deutlich, wenn sie erklärt, warum diese trotz der von ihr vermuteten zu großen Belastungen bis zum Schluss am Programm teilgenommen habe. Dies führt Wanda Jakob auf den Kontakt zum zweiten Co-Mentor Ulrich Pohl zurück, da dieser ebenfalls mit einer Behinderung lebt. Ihre eigene Unsicherheit über den wechselseitigen Umgang klärt sich auch nach dem Abschluss des Projektes nicht und so resümiert sie:

„ich hätte, glaub ich, mit meiner Tandempartnerin manchmal also oder hätte ich gerne mehr darüber gesprochen, wie wir unsere Beziehung nach dem Projektende, was ja nun eingetreten ist, gestalten“

Hier wird der Wunsch deutlich, dass das Programm eine länger währende Verbindung stiften sollte, worüber aber offensichtlich nicht kommuniziert wurde. Damit bleibt in dieser Tandembeziehung für Wanda Jakob etwas offen. Auch die Perspektive von Vanessa Ilgner bleibt unklar, sowohl für Wanda Jakob, die immer wieder Vermutungen formuliert, als auch für die Forscherinnen, die nur die Perspektive von Wanda Jakob kennen. Deren Auseinandersetzung mit dem Tandem ist sehr stark darauf fokussiert, wie ihr Gegenüber mit Hilfebedürftigkeit und Unterstützung umgeht. Sie erlebt dies als konflikthaft und als eine nachhaltige Verunsicherung. Die Bedeutung von Behinderung ist dabei für Wanda Jakob entscheidend für den Verlauf des Prozesses und ein zentraler Bezugspunkt dafür, wie sie die gesamte Situation resümiert.

Ihre Auseinandersetzung mit den Gemeinsamkeiten und den Unterschieden zwischen allen Beteiligten in der Viererkonstellation und zwischen ihr und der anderen Studentin ist dabei auf die Betonung der Unterschiede konzentriert. Dies betrifft insbesondere den Vergleich von unterschiedlichen Handlungsmöglichkeiten, „weil diese Person durch ihre Behinderung welcher Natur auch immer sicherlich ein ganz anderes Tempo mitunter in ihrem Alltag hat“. Aus diesem Unterschied resultiert für Wanda Jakob, dass ein Mensch mit Behinderung „auch nicht so eine Selbständigkeit leben kann wie ich jetzt“. Hier wiederholen sich die Zuschreibungen von Aktivität und Passivität in Verknüpfung mit Normalität und Abweichung, indem ein vom üblichen Takt abweichender Alltag mit einer verminderten Handlungsfähigkeit assoziiert wird. Dies setzt eine bestimmte Vorstellung von Autonomie („Selbstständigkeit“) als Maßstab voraus.

#### *Das Beziehungsgefüge zwischen Tandem, Co-Mentorin und Co-Mentor*

Werden die beiden Perspektiven von Greta Pahl und Wanda Jakob miteinander verglichen, wird deutlich, dass beide recht unterschiedlich über ihre ersten Eindrücke erzählen. Während die Co-Mentorin begeistert ist und ein hohes Maß an Sympathie ausdrückt, empfindet Wanda Jakob die Co-Mentorin zunächst als wenig zugänglich. Dieses Gefühl der Reserviertheit ändert sich durch den persönlichen Austausch, insbesondere im Zusammenhang des offenen Gesprächs über Erfolge und Nicht-Gelingen und damit verbundene Momente der Identifikation. Ebenso divergiert die Sicht auf das studentische Tandem. Während Greta Pahl meint, dass beide Studentinnen wunderbar zueinander passen würden, klingen bei Wanda Jakob etwas andere Töne an. Sie äußert sich kritisch über ihre Tandempartnerin und ist unsicher im Umgang mit ihr.

Beide Interviewteilnehmerinnen setzen sich ausführlich mit der Behinderung von Vanessa Ilgner auseinander. Die Co-Mentorin pendelt dabei zwischen Zuschreibungen von Selbstermächtigung und defizitären Bildern, die Behinderung mit Belastung, Abhängigkeit und Passivität assoziieren. Zugleich betont sie den Zugewinn der Begegnung für die eigene Wahrnehmung, die dadurch eine Sensibilisierung erfahren habe. Die Studentin ist über den gesamten Prozess hinweg mit der Frage befasst, wie viel und welche Form von Unterstützung ihre studentische Tandem-

partnerin wohl benötigt und vor allem in Anspruch nehmen möchte. Dabei erlebt sie bis zuletzt, also auch noch während des Längsschnittinterviews im Rückblick, einen Konflikt im Umgang mit Absprachen und Planungen, der sie verunsichert: Gibt es einen Zusammenhang zwischen ihrer eigenen Praxis und der ganz anderen Praxis ihrer Tandempartnerin und deren Behinderung? Oder verfehlt diese Verknüpfung das Problem, das möglicherweise woanders liegt? Dieser Konflikt im Umgang mit alltäglichen Gewohnheiten und Handlungsmustern steht exemplarisch für die diskursive Wirkmacht, die kulturelle Bilder und soziale Konstruktionen von Behinderung und Nicht-Behinderung im Miteinander entfalten. Behinderung erscheint in den hier untersuchten Interviews, die zwei Sichtweisen von Menschen ohne eine Behinderung zum Ausdruck bringen, wie eine Kippfigur zwischen Idealisierungen, Defizitzuschreibungen und der fortlaufenden Ambivalenz zwischen polarisierten Zuschreibungen.

#### **4.2.4 „Weil die beiden haben einfach einen Drang nach Selbstverständlichkeit“–**

Lena Isgard, Nicole Vogt und Chantal Wister

Im Mittelpunkt der folgenden Fallanalyse stehen die Interviews mit zwei Studentinnen sowie einer der Co-Mentorinnen ihres Tandems. Das erste Interview mit der Studentin Lena Isgard, die mit einer Behinderung lebt, wurde zu Beginn ihrer Teilnahme, das zweite nach Abschluss des Programms im Längsschnitt erhoben. Ihre studentische Tandempartnerin Nicole Vogt, die ohne Behinderung lebt, hat im Verlauf ihrer Teilnahme am Programm ein Erstinterview gegeben. Des Weiteren konnte mit der Co-Mentorin Chantal Wister ein Interview über ihre Erfahrungen in der zweiten Jahreshälfte des Programms geführt werden.

In den Interviews wird deutlich, dass ein zentrales gemeinsames Anliegen des studentischen Tandems der Austausch über den akademischen Werdegang ist sowie der damit verbundene Wunsch, konkrete Handlungsstrategien für den Übergang vom Studium in den Beruf entwickeln zu können. Zudem findet eine Auseinandersetzung mit der Bedeutung von Behinderung und Geschlecht für die Selbst- und Fremdwahrnehmung statt. Thematisiert wird beispielsweise die Frage nach dem Ver-

hältnis und dem Gewicht solcher Differenzmarkierungen: Was wiegt schwerer? Geschlecht oder Behinderung?

Für Chantal Wister rückt zudem ihre Rolle und Funktion als Co-Mentorin in den Fokus: Wer steuert und wer leitet die Dreierkonstellation? Wie sehr sollte und möchte sie sich als Co-Mentorin in das studentische Tandem einbringen? Wer bestimmt die Inhalte, über die miteinander beraten wird? In welchem Verhältnis stehen dabei berufliche und private Themen?

### *Die Sicht der Studentin Lena Isgard*

Auf das Programm wird Lena Isgard durch die Behindertenbeauftragte ihrer Universität aufmerksam gemacht. Zu diesem Zeitpunkt befindet sie sich kurz vor dem Ende ihres Studiums und benennt als Teilnahmemotivation, sie habe „so `n bisschen die Abwechslung“ gebraucht. Neben neuen Eindrücken möchte sie auch ihre Erfahrungen, mit einer Behinderung zu leben, an andere weitergeben und zudem neue Menschen, insbesondere Frauen, kennenlernen. Ebenso bedeutsam ist für die Studentin ihre Karriereplanung und sie hofft, diese mithilfe des Programms weiter konkretisieren zu können. Dabei betont sie in beiden Interviews, wie wichtig das Knüpfen berufsrelevanter Kontakte ihrer Ansicht nach sei. Diesen Wunsch, sich zu vernetzen, bezieht sie auf die gesamte Gruppe des laufenden Programms. Es geht ihr also auch um Kontakte über die eigene Vierergruppe hinaus, beispielsweise zu anderen Co-Mentorinnen, von denen sie sich Unterstützung im Übergang vom Studium in den Beruf verspricht. Dabei beschreibt sie ihre Beobachtungen in der großen Gruppe: „wo ich auch bei den Mentoren raus kristallisiert habe, die möchte- ich noch kontaktieren, weil die könnten mir auf meinem Weg irgendwie helfen“. Lena Isgard nimmt sehr genau wahr, wer am Programm teilnimmt, und wenn sie sagt, sie habe für sich „raus kristallisiert“, zu wem sie gerne Kontakt aufnehmen möchte, wird deutlich, dass sie genaue Vorstellungen hat, welche Personen ihr auf dem Weg, der vor ihr liegt „irgendwie helfen“ könnten. Hier wird deutlich, dass sie die gesamte Programmstruktur als ein Szenario der Vernetzung wahrnimmt und dabei gezielt auf der intergenerationalen Ebene schaut, auf wen sie gerne zugehen möchte. Die ausgewählte Interviewsequenz verdeutlicht also einerseits, dass die Studentin davon ausgeht, dass sie

grundsätzlich auf alle Co-MentorInnen der Gruppe zugehen kann, und sie entwickelt dafür auch Kriterien, die sich erst im Lauf des Prozesses ‚herauskristallisieren‘, also manifest werden. Andererseits wird nachvollziehbar, dass Lena Isgard den Übergang als einen Prozess einschätzt, bei dem sie Unterstützung gut gebrauchen kann. Anders gesagt, es wird auch deutlich, dass der Werdegang einer jungen Akademikerin von dieser nicht unbedingt als reibungslos, leicht oder ohne Hürden antizipiert wird. Vor diesem Hintergrund schätzt Lena Isgard auch die Beziehung zu ihrer Tandempartnerin Nicole Vogt als einen Raum zum Austausch über die eigene und die Zukunft der anderen Studentin.

### *Die studentische Tandembeziehung aus Sicht von Lena Isgard*

Die ersten Kontakte zwischen Lena Isgard und Nicole Vogt werden über E-Mail geknüpft. Bemerkenswert ist, dass die zwei Teilnehmerinnen auf diesem Weg bereits vor der offiziellen Auftaktveranstaltung des Hildgardis-Vereins in einen schriftlichen Austausch treten, sich also im virtuellen Raum bereits kennen gelernt haben. Lena Isgard berichtet, dass sie mit dem Matching durch den Verein zufrieden gewesen sei und begründet dies mit einer Feststellung, die die Ähnlichkeit der beiden Studentinnen betont: Sie würden sich „charakterlich sehr ähneln“. Damit fokussiert sie die Übereinstimmung von persönlichen Eigenschaften, Wahrnehmungen, Fähigkeiten oder Neigungen. Die damit verbundene Nähe zwischen ihr und Nicole Vogt, zu der sie nach dem ersten persönlichen Kennenlernen regelmäßigen Kontakt in Form von Nachrichten, Telefonaten und persönlichen Treffen hält, wird besonders deutlich, wenn Lena Isgard in der folgenden Sequenz eine Art Seelenverwandtschaft entwirft: „und mittlerweile bei den Telefonaten hat sich raus kristallisiert, dass ich auch nicht mehr alles aussprechen muss und sie trotzdem schon weiß, was ich sagen will“. Dabei greift sie erneut auf das sprachliche Bild zurück, dass etwas sich „heraus kristallisiert“, sich also im Laufe eines stofflichen Prozesses feste Formen zeigen, auf die sie ihr weiteres Handeln beziehen kann. In der zitierten Passage entsteht dabei das Bild einer vertrauensvollen Beziehung. Diese Vertrautheit ist gekennzeichnet durch Kennen und Wiedererkennen, wobei Nicole Vogt die Fähigkeit zugeschrieben wird, zu antizipieren, was Lena Isgard formulieren oder thematisieren wird. Die Grundlage für diese

Wahrnehmung bildet der Eindruck, sich ähnlich zu sein, das heißt, die Andere wird erkannt, weil sie mit dem Eigenen assoziiert wird. Als gemeinsames Thema sieht Lena Isgard den akademischen Werdegang und die Berufsplanung und erzählt über den Austausch, dass diese Zukunftsfragen ausführlich zur Sprache kämen:

„hauptsächlich die Zukunftsplanung, weil wir ja beide am Ende unseres Studiums sind und natürlich dann klar war, dass wir uns bewerben müssen und gucken müssen, wo wir hinwollen“

Wie weiter oben im Zusammenhang mit der möglichen Unterstützung durch die Co-MentorInnen, wird auch hier nachvollziehbar, dass die Studentin auf eine offene und damit auch ungewisse Zukunft blickt. Etwas geht zu Ende, ohne dass das Neue schon in Sicht ist – Bewerbungen müssen geschrieben werden und laut Lena Isgard müssen beide Studentinnen „gucken“, welchen Weg und welches Ziel sie verfolgen „wollen“. Diese Sequenz vermittelt einerseits den Eindruck eines selbst gesteuerten Prozesses. Zugleich wird spürbar, dass der Weg, auf dem Lena Isgard sich selbst und Nicole Vogt in absehbarer Zeit wähnt, noch unbekannt und unsicher ist. Dabei spricht sie in der Wir-Form und hebt so hervor, dass sie mit dieser Ambivalenz aus aktivem Aufbruch und ungewisser Ankunft nicht alleine steht. Das Tandem („wir“) bildet in ihrer Erzählung einen Kommunikationsraum, in dem über die „Zukunftsplanung“ gesprochen werden kann.

Die Thematisierung von Behinderung ist aus der Perspektive von Lena Isgard eher nebensächlich für den Kontakt zueinander. Lediglich wenn es um organisatorische Dinge ginge, würden die beiden Studentinnen sich darüber austauschen. So rahmt Lena Isgard ihre Behinderung pragmatisch, indem diese nur im Zusammenhang von alltagspraktischen Fragen der Barrierefreiheit und nicht als eine ihr Leben und ihre Beziehungen zu anderen Menschen bestimmende Situation relevant wird. Hierzu passt, dass sie die Ähnlichkeiten zwischen sich selbst und ihrer Tandempartnerin betont. Ihre Abgrenzung von einer Zentrierung auf Behinderung bedeutet aber nicht, dass Lena Isgard nicht grundsätzlich offen für Fragen zu ihrer Behinderung ist, dies zu verdeutlichen ist ihr ebenfalls ein Anliegen. So schildert sie einen gemeinsamen Ausflug mit Nicole Vogt:

„sie fand es interessant, das mal zu sehen, wo so gewisse Schwierigkeiten oder wo man sich umstellen müsste, wenn man im Rollstuhl sitzt und aber, dass sie das nicht überfordert oder anstrengend findet, sondern wirklich nur interessant“

In der gemeinsamen Bewegung durch den Raum werden die unterschiedlichen Mobilitätserfahrungen der beiden Studentinnen sichtbar; grundlegend differente Erfahrungen werden konkret und müssen in die Beziehung integriert werden. Diese Erfahrung schildert Lena Isgard in einer Weise, die die Assoziation zwischen Behinderung und Einschränkungen unterläuft. Ihre Abgrenzung gegenüber einem defizitären Blick verankert sie in der Haltung ihrer Tandempartnerin, die als eine Person beschrieben wird, die den Rollstuhl ihrer Begleiterin nicht als Einschränkung oder Belastung wahrnimmt. Hierbei bleibt offen, auf welche der beiden Frauen sich die mögliche und zugleich verneinte Belastung bezieht. So spricht Lena Isgard hier nicht unmittelbar, also in der ersten Person, über sich selbst im Rollstuhl und geht auf diese Weise auf Abstand zu dieser Tatsache. Dabei ist es von großer Bedeutung für sie, dass ihre Tandempartnerin ihre Behinderung nicht als ein „Problem“ wahrnimmt. In der folgenden Passage schildert sie, dass sie dies auch besprechen:

„Nicole hat mir zumindest gestern versichert, dass das für sie kein Problem darstellt, für sie ist das eher interessant und sie hat mir gesagt, dass es erleichtert wird dadurch, dass ich nicht so verklemmt bin, also sie weiß, sie kann mich einfach fragen und ich sage ihr, wenn ich keine Lust habe“

Ähnlich wie in der Passage zuvor wird auch hier die Wahrnehmung von Behinderung thematisiert. Ist diese möglicherweise ein Problem für die Studentin, die ohne eine Behinderung lebt? Lena Isgard verdeutlicht, dass es für sie selbst wichtig ist, sich zu vergewissern – Nicole Vogt habe ihr „zumindest gestern versichert“, dass es „kein Problem“ gebe. Die zurückhaltende Formulierung zeigt, dass Lena Isgard dies nicht für eine Selbstverständlichkeit hält und davon ausgeht, es könnte auch oder vielleicht sogar eher anders sein. Dies wird umso deutlicher, wenn sie die Perspektive ihrer Tandempartnerin einnimmt und so zu einer Selbstbeschreibung aus deren Blickwinkel gelangt: Unproblematisch sei die Situation, weil Lena Isgard offen über ihre Behinderung kommuni-

ziere, sie sei „nicht so verklemmt“, löse also keine Unsicherheit bei Nicole Vogt aus. Gleichzeitig wird deutlich, dass Lena Isgard sich auch abgrenzt. Sie hat nicht immer „Lust“ auf die Fragen anderer zu antworten. Offen zu sprechen, gleichzeitig aber kein offenes Buch zu sein, und selbst zu bestimmen, wann und wie über was gesprochen wird, verdeutlicht, dass es auch um Autonomiespielräume in der wechselseitigen Kommunikation geht. Der Austausch im Tandem und der damit verbundene Balanceakt im Umgang mit der Thematisierung und der pragmatischen Bewältigung von Behinderung im Alltag sind für Lena Isgard auch Teil eines umfassenderen Selbstreflexionsprozesses. Das wird in der folgenden Sequenz thematisiert, wenn sie über ihre als freundschaftlich eingeschätzte Beziehung zu ihrer Tandempartnerin sagt:

„kann ich für mich überprüfen, ob das so ok ist, wie ich mit meiner Behinderung gegenüber anderen Menschen umgehe, oder ob da vielleicht doch so ein Punkt ist, ich mein, klar kann ich nicht alles perfekt machen, aber wo mir dann Nicole vielleicht sagt ‚naja hier müsstest du jetzt nicht oder das ist dann doch selbstverständlich“

Lena Isgard hat hohe Ansprüche an sich selbst und sie nutzt den persönlichen Austausch mit einer anderen Person, die sich in einer sehr ähnlichen Lebenssituation befindet, um Rückmeldungen zu erhalten. Sie lässt sich von der Anderen etwas sagen, das illustriert ihre erlebnishaft erzählte Erzählung in Form der wörtlichen Rede („hier müsstest du jetzt nicht“). Die Passage veranschaulicht den Dialog im Tandem, den Lena Isgard vertrauensvoll dafür nutzt, ihre Selbstwahrnehmung und die Wahrnehmung ihres Gegenübers abzugleichen. Nicole Vogt wird in ihren Erzählungen als ein Gegenüber entworfen, die Fragen stellt, etwas gefragt werden kann und die konkreten Antworten gibt, ohne dass die Grenzen der anderen Person verletzt werden. Dieses Bild trägt über die zwei Interviews mit Lena Isgard hinweg, die zeigen, dass die Tandembeziehung einen sehr hohen Stellenwert für ihre Erfahrungen im Programm hat.

#### *Die Beziehung zu den Co-Mentorinnen aus Sicht von Lena Isgard*

Wie bereits aufgezeigt wurde, steht die Karriereplanung für Lena Isgard im Vordergrund. Bereits bei der Frage nach ihren Motiven, am Pro-

ogramm teilzunehmen genannt, bleibt dieser Wunsch das gesamte Programmjahr hindurch kontinuierlich bestehen und wird in beiden Interviews thematisiert. So ist sie zum Beispiel enttäuscht, dass die erste Co-Mentorin aus einem für sie fremden Arbeitsfeld kommt. Insgesamt schildert sie gemischte Gefühle gegenüber beiden Co-Mentorinnen, wobei sie deutlich zwischen der ersten und der zweiten unterscheidet. Mit der ersten Co-Mentorin Victoria Denzel sei sie – im Gegensatz zu ihrer Tandempartnerin – nicht „auf einer Wellenlänge“ gewesen, so resümiert sie ihre Erfahrungen im Längsschnitt:

„die erste Mentorin von uns eher für das - für meine andere - für das andere Mentee zuständig war oder mehr da auf der Wellenlänge lag, wohingegen ich eher sympathisierte mit unserer zweiten Co-Mentorin“

Lena Isgard geht auf Abstand und formuliert zwischen den Zeilen, dass die erste Co-Mentorin gar nicht für sie „zuständig“ war. Die Distanz entsteht zudem durch die abstrakte Beschreibung von Rollen: Mentee und Co-Mentorin, wobei die Mentee sprachlich zu einem „das“, also sächlich wird, was das Bild der gemeinsamen „Wellenlänge“ unterminiert. Die Sequenz enthält deutliche Hinweise darauf, dass Lena Isgard sich bei der ersten Co-Mentorin nicht aufgehoben fühlte. Sie macht dies überwiegend an der fachlichen Fremdheit fest. Aber auch die räumliche Distanz sei groß gewesen und persönliche Treffen seien dadurch erschwert worden. So hätten sich die Kontakte auf E-Mails beschränkt. Entsteht zunächst der Eindruck, dass die Beziehung für ihre Tandempartnerin besser verlaufen sei, relativiert Lena Isgard dies aber bald:

„sie waren wie gesagt eher auf einer Wellenlänge, sodass sie das so ein bisschen na wie innerlich ein bisschen ausgleichen konnte, sie hat gesagt zwischenmenschlich funktioniert es zwischen uns, aber dafür kriege ich nicht so viele Informationen“

Hier differenzieren sich die Positionen der beiden Studentinnen, die unterschiedliche Sympathien für die erste Co-Mentorin entwickeln. „Eher auf einer Wellenlänge“ klingt aber auch nicht rundum zufrieden und Lena Isgard gibt die Perspektive von Nicole Vogt entsprechend als einen Kompromiss wieder: menschlich positiv, fachlich wenig hilfreich. Mit der zweiten Co-Mentorin habe es dann für beide Studentinnen besser funktioniert. Chantal Wister habe sie bei der Karriereplanung deutlich besser

unterstützen können. Zudem erlaubte die regionale Nähe einige persönliche Treffen.

Trotz ihrer kritischen Abgrenzung gegenüber Victoria Denzel schildert Lena Isgard diese aber auch als eine Person, von der sie etwas lernen könne. Dies betrifft die „positive Grundeinstellung“, die die Studentin im Umgang mit Behinderung bei der Co-Mentorin wahrnimmt. Diese würde – entgegen landläufiger Erwartungen – ihre eigene Behinderung nicht als etwas Negatives erleben oder das alles ein „bisschen komplizierter“ sehen: „das tut sie aber ganz und gar nicht, also sie verdeutlicht uns immer wieder, dass wir Interesse haben sollen und offen bleiben sollen und positiv sein sollen“. „Immer wieder“ bedeutet, dass die Auseinandersetzung mit der eigenen Haltung und Fragen der eigenen Lebenseinstellung wiederholt thematisiert werden. Lena Isgard beschreibt hier, dass Victoria Denzel etwas mitzuteilen hat, das für sie selbst als eine wichtige Botschaft in Erinnerung bleibt. Dies konkretisiert sie anschließend noch weiter, wobei sie eine reziproke Situation des Erkennens entwirft:

„was ich immer wieder vergesse, dieser Perspektivwechsel, sie erinnert uns oftmals dran, dass wir uns einfach mal in andere hineinversetzen sollen, die das nicht machen können oder die das nicht haben, das ist unheimlich interessant, und ich glaube auch, das ist der Punkt der der Mentorin von uns, dass sie das sich noch mal so deutlich macht, weil wenn sie unsere Fragen beantwortet, dann ist sie immer relativ klar und strukturiert, und ich glaube, also ich weiß es natürlich nicht, aber dann wird ihr wahrscheinlich auch so was deutlicher, dass sie so denkt ja“

Die Co-Mentorin erinnert Lena Isgard an etwas, das sie „immer wieder“ vergisst. Thematisiert wird die Bereitschaft, die Perspektive zu wechseln, verbunden mit der Empathie für andere Menschen und deren Erfahrungen. Sie „sollen“ sich „in andere hineinversetzen“, die nicht die gleichen Möglichkeiten und Bedingungen vorfinden – „das ist der Punkt der Mentorin“. Mit dieser Formulierung verdeutlicht Lena Isgard, dass sie ein sehr konkretes Bild von ihrem Gegenüber hat, das gilt auch für die Einschätzung, die Co-Mentorin würde immer „relativ klar und strukturiert“ antworten. Bemerkenswert ist ihre weiterführende Überlegung, dass auch Victoria Denzel durch die Gespräche mit den Studentinnen

ihre eigene Haltung deutlicher oder zugänglicher wird. Dabei formuliert Lena Isgard ihre Einschätzung als Vermutung: „ich glaube“ und „ich weiß es nicht“ relativieren ihre Feststellung, mit der sie aber zugleich die Reziprozität des Austausches hervorhebt.

### *Die Bedeutung von Behinderung aus Sicht von Lena Isgard*

Wie bereits deutlich wurde, setzt Lena Isgard sich sehr (selbst-)kritisch mit der Thematisierung und Bedeutung von Behinderung auseinander. So lag es für sie eigentlich nicht nahe, sich für ein Programm zu bewerben, das Inklusion und Behinderung aufgreift, weil sie die Fokussierung von Behinderung grundsätzlich problematisch findet:

„war eigentlich immer dagegen meine Behinderung zum Mittelpunkt zu machen und deswegen hatten mich so Projekte vorher nicht interessiert, aber das fand ich von der Aufmachung und wie sie es beschrieben haben anders, dass das halt zwar schon ein Punkt ist, der von Interesse ist, dass man eine Behinderung hat und wie man damit lebt, aber nicht der Mittelpunkt ist“

Ihre Überlegungen zum Programm sind dadurch gerahmt, dass Lena Isgard zweimal betont, dass sie es ablehnt, wenn ihre Behinderung „zum Mittelpunkt“ wird. Vor diesem Hintergrund wecken Projekte, die Behinderung fokussieren, nicht ihr Interesse. Gegenüber solchen Projekten findet sie das Programm des Vereins interessant, weil es „anders“ aufgemacht ist. Sie entnimmt demnach schon der Ausschreibung des Programms, dass hier Akzente gesetzt werden sollen, die ihrer eigenen Haltung mehr entsprechen: „von Interesse ist, dass man eine Behinderung hat und wie man damit lebt“ – diese Perspektive lehnt sie nicht grundsätzlich ab. Sie möchte aber „nicht der Mittelpunkt“ sein. Wobei Lena Isgard auch an dieser Stelle wieder allgemein und nicht in der ersten Person spricht. Gleichwohl wird sehr deutlich, dass sie es ist, die nicht im Fokus stehen möchte, weil sie mit einer Behinderung lebt.

Was bedeutet es, der „Mittelpunkt“ eines Geschehens zu sein? Alle Augen richten sich auf diesen Punkt; es findet eine Konzentration auf die Aspekte einer Person und einer Situation statt; diese stehen im Zentrum, während andere Aspekte an den Rand treten und im Aufmerksamkeitsfokus vergrößert sich ein Phänomen – in diesem Fall Behinderung –

wie unter einem Brennglas. Das Bild erinnert an Prozesse der Stigmatisierung, die dazu führen, dass eine Person nur noch entlang ihres Stigmas wahrgenommen und so auf ein Stereotyp reduziert wird. Ob Lena Isgards wiederholte Abgrenzung auf solche Situationen hindeutet, bleibt offen. Auffallend ist, dass sie mit Nachdruck für eine De-Zentrierung und De-Thematisierung von Behinderung eintritt und dies unmittelbar mit der eigenen Person verknüpft. Dies bleibt auch im Längsschnitt konstant, wenn sie rückblickend erzählt:

„immer die Angst, dass meine Behinderung dann doch zu sehr in den Vordergrund rutscht und das war ja von vornherein nicht meine Zielsetzung, also klar, es ist ein Thema, das braucht man nicht zu verschweigen, aber es sollte eben nicht der Mittelpunkt werden und ich hoffe doch sehr, dass mir das gelungen ist“

In dieser Passage spricht Lena Isgard nun über ihre Gefühle und in der ersten Person. Die Formulierung „immer die Angst“ bringt eine dauerhafte und spannungsreiche Auseinandersetzung zum Ausdruck. Sie fürchtet, dass „in den Vordergrund rutscht“, was sie im Hintergrund halten möchte: Auch wenn sie ihre Behinderung nicht „verschweigen“ kann, sollte diese nicht in den Mittelpunkt treten. Hier wird wieder das Bild des Zentrums eines Geschehens herangezogen und es wird zudem nachvollziehbar, dass sie sich selbst dafür verantwortlich sieht, solche Situationen zu regulieren. Dabei wird an anderer Stelle im Interview deutlich, dass der „Mittelpunkt“ auch ein Bild für einen drohenden Autonomieverlust ist, der mit Zuschreibungen von Behinderung assoziiert ist. So berichtet Lena Isgard davon, wie wichtig es für sie ist, ihre Selbstbestimmung durchzusetzen und sich von familiärer Hilfe abzulösen:

„weil ich eben nicht so vorsichtig bin, was meine Behinderung betrifft, und auch nicht möchte, dass man mich so in Watte packt, weil ich eben im Rollstuhl sitze, klar gibt es Dinge, wo ich sage hier muss ich streiken, das kann ich einfach nicht, aber ansonsten hab ich damit nicht wirklich ein Problem“

Lena Isgard möchte nicht als überempfindliches, zerbrechliches Wesen wahrgenommen werden und setzt diesem Bild der fragilen Person das Selbstbild entgegen, „nicht so vorsichtig“ zu sein. Tauchen Barrieren auf, geht sie aktiv mit diesen um und „streikt“ – eine Formulierung, die

den Widerstand gegen die Zuweisung einer schwachen, verletzungsoffenen Position auch im Umgang mit den eigenen Grenzen noch unterstreicht. Sie sieht sich nicht als Opfer von schlechten Bedingungen, sie wehrt sich gegen solche Zumutungen. Eigentlich, so lassen sich die Ausführungen von Lena Isgard weiter zuspitzen, hat nicht sie ein Problem (oder ‚ist‘ gar das Problem). Das Problem sind und haben diejenigen, die Behinderung als eine ‚besondere‘ und ‚andere‘ Erscheinung in den Mittelpunkt von alltäglichen Begegnungen stellen und ihr damit einen Platz zuweisen, den sie tunlichst meidet.

### *Die Bedeutung von Geschlecht aus Sicht von Lena Isgard*

Die Auseinandersetzung mit der Bedeutung von Geschlecht wird vor allem im Kontakt zur ersten Co-Mentorin Victoria Denzel relevant. Diese vertritt den Standpunkt, Geschlecht sei kein Grund für Benachteiligung, was für Lena Isgard nicht so eindeutig ist. Sie sagt zwar zunächst, sie hätten sich relativ schnell „geeignet“, dass es nicht darum ginge, dass sie Frauen seien: „weil sie das Problem nie hatte im Berufsleben“. Im unmittelbaren Anschluss fährt sie aber mit einer kritischen Anmerkung fort, die lautet: „also ich habe manchmal das Gefühl, das vergisst sie einfach“. Was vergisst die Co-Mentorin – ihre eigenen Benachteiligungserfahrungen oder ihre Zugehörigkeit zur Gruppe der Frauen? Oder „vergisst“ sie möglicherweise, dass ihre Sichtweise nicht generalisiert werden kann und die Studentinnen oder andere Frauen andere Erfahrungen machen als sie selbst? Das Bild des Vergessens legt jedenfalls nahe, dass Lena Isgard die Einschätzung der Co-Mentorin nicht teilt, sondern vielmehr vermutet, diese blende etwas aus. Dabei wird deutlich, dass der Standpunkt der Co-Mentorin eigene Fragen und Perspektiven provoziert:

„da wir unsere Mentorin haben und die total ab von diesem Schiff ist, dass wir das als Frauen, hinterfrage ich das ganz schön, ob das einfach nur so `ne Kopfsache ist oder was uns die Gesellschaft vermitteln will, oder ob das tatsächlich einfach ein Problem ist, ich bin mir da noch nicht so schlüssig“

Die Co-Mentorin hat laut Lena Isgard einen eindeutigen Standpunkt. Sie ist nicht mehr der Meinung („ab von diesem Schiff“), Frauen seien auf-

grund ihres Geschlechts benachteiligt. Das wirft für die Studentin die Frage auf, ob eine andere Wahrnehmung „nur eine Kopfsache“ der Frauen selbst sei, also etwas selbst Produziertes. Wenn sie meint, sie sei sich „da noch nicht so schlüssig“, zeigt sich eine Unsicherheit. Diese kann sowohl den umstrittenen geschlechterpolitischen Standpunkt als auch ihr Verhältnis zur Co-Mentorin betreffen. Ist sie sich nicht sicher, ob sie dieser widersprechen oder ihr zustimmen will? Will sie sich nicht mit ihr anlegen? Oder fördert der klare Standpunkt der Co-Mentorin ihre eigene, bereits vorher existierende Unentschiedenheit zu Tage? Die Fragen verbinden sich mit einer weiteren Auseinandersetzung, die für Lena Isgard relevant ist. Für sie wiegt Behinderung deutlich schwerer als Geschlecht, was Diskriminierungen betrifft:

„weil uns ja oftmals auch an unserer Uni vermittelt wurde, dass wir es als Frauen schwerer haben, das kann ich nicht so explizit sagen, ob das tatsächlich ist, weil für mich da tatsächlich im Berufsleben die Behinderung im Vordergrund steht, also ich eher Ablehnung kriege, weil ich im Rollstuhl sitze und nicht, weil ich eine Frau bin“

Die Benachteiligung von Frauen ist im universitären Kontext der Studentin ganz offensichtlich Thema. Sie beschreibt dies als einen Vermittlungsprozess, in dem fraglos die Perspektive kommuniziert wird, Frauen hätten es „schwerer“. Ähnlich wie zuvor in Relation zur Haltung der Co-Mentorin reagiert Lena Isgard auch hier erst einmal zurückhaltend skeptisch. Dann bezieht sie aber einen deutlichen Standpunkt, den sie aus ihren eigenen Erfahrungen ableitet: Sie erfahre Ablehnung, „weil ich im Rollstuhl sitze und nicht, weil ich eine Frau bin“. Dass sie als Frau im Rollstuhl wahrgenommen wird und Behinderung und Geschlecht keine getrennten Größen sind, tritt so hinter ihre Erfahrungen mit Diskriminierungen aufgrund von Behinderung zurück. Der Rollstuhl bildet dabei den Bezugspunkt für Zurückweisungen – hier zeigt sich eine Verbindung zu den weiter oben vorgestellten Interviewpassagen zur De-Zentrierung von Behinderung, die nun im Zentrum des sozialen Geschehens steht.

Trotz eigener Diskriminierungserfahrungen positioniert Lena Isgard sich gleichzeitig als inklusionskritisch. So äußert sie insbesondere Bedenken zur Inklusion in der Schule. Aus ihrer Perspektive könnten viele Kinder mit Behinderung den Anforderungen an den Schulen nicht gerecht werden. In diesem Zusammenhang erwähnt sie erneut die Debatten mit

der ersten Co-Mentorin, die für Inklusion eintritt. Dies führt dazu, dass sie ihren eigenen Standpunkt hinterfragt: „natürlich ist es doof, wenn wir immer auf andere Schulen geschickt werden, obwohl wir auch auf normale könnten“. Hier bezieht sie sich selbst in eine Gruppe von Kindern ein, denen der Besuch der „normalen“ Schule verwehrt bleibt. Dabei schwingt die Zuschreibung von Abweichung mit. Eine gesetzliche Regelung zur Durchsetzung von Inklusion, um solche Zuschreibungen zu überwinden, lehnt Lena Isgard aber grundsätzlich ab. Sie begreift Inklusion als eine selbst gewählte Option und meint, „wenn das Kind will und hoffentlich die nötige Unterstützung von den Lehrern oder von den Eltern hat, dann schafft es das auch so, also dann brauch ich kein Gesetz“. Damit verortet sie Veränderungen auf Seiten der veränderungswilligen und leistungsbereiten Menschen. Strukturveränderungen sind aus der Perspektive von Lena Isgard nicht sinnvoll, weil sie auch diejenigen zwingen würden, sich Maßnahmen unterzuordnen, die damit überfordert seien. Lena Isgard unterscheidet demnach zwischen Menschen mit Behinderung, die als Personen und in ihrem Umfeld inklusionsfähig sind und „Kindern, die da drauf gedrängt werden, obwohl sie es nicht leisten können“. Damit problematisiert sie einerseits die Verallgemeinerung von unpassenden Leistungsanforderungen. Andererseits grenzt sie sich von Menschen ab, deren Behinderung sie aus ihrer Sicht an den von ihr nicht in Frage gestellten Leistungsanforderungen des Schulsystems scheitern lässt.

#### *Die Sichtweise der Studentin Nicole Vogt*

Auch Nicole Vogt steht zum Zeitpunkt des Interviews kurz vor dem Ende ihres Studiums. Sie findet das Projekt besonders interessant, weil es nicht „auf diesen Leistungsdruck abzielt und wie mach ich am besten, am schnellsten Karriere, sondern dass es den Lebensweg als solchen in den Fokus gesetzt hat“. Sie grenzt sich also deutlich von ausschließlich karriereorientierten Haltungen ab und verknüpft diese mit einem hohen Tempo („am schnellsten“) und mit Leistungsdruck. Dem hält sie den biographischen Ansatz des Projektes entgegen und greift das sprachliche Bild aus dem Titel des Programms auf: Dass der „Lebensweg“ fokussiert wird, das hat sie angesprochen. Damit sagt sie implizit auch, dass sie sich gerne mit ihrem Lebensweg einbringen und die Wege der

anderen kennenlernen möchte. Sie unterstreicht also die erfahrungsbezogenen Anteile des Programms als für sich besonders attraktiv. Andererseits möchte sie sich für ihren beruflichen Werdegang ein Netzwerk aufbauen und neue Kontakte knüpfen. Aber auch der inklusive Ansatz des Programms spricht sie an und sie erwartet von dem Austausch einen Zugang zu einer „anderen Perspektive“. Diese „andere Perspektive“ begreift sie als einen Impuls, die eigenen Handlungsorientierungen zu reflektieren, weil sie davon ausgeht, dass Menschen, die sich in ihrem Leben mit anderen Hindernissen auseinandersetzen mussten als sie selbst, zu anderen Lösungen im Umgang mit schwierigen Situationen gelangen würden:

„durch diesen Austausch auch auf Problematiken oder auf Dinge, Hindernisse aufmerksam gemacht wird, die man vielleicht vorher so nicht wahrgenommen hat, gleichzeitig aber auch auf Lösungsansätze oder auf Herangehensweisen, die man vielleicht mit einem Handicap in vielen anderen Situationen schon erlebt hat, und deswegen sich da eine ganz andere Herangehensweise entwickelt hat“

Nicole Vogt setzt voraus, dass ihr Kontakt zu Menschen, die mit einer Behinderung leben, ihren Wissenshorizont erweitert und sie dadurch lernt Hindernisse wahrzunehmen, die sie vorher nicht gesehen hat. Sie geht aber über diese Perspektive der Auseinandersetzung mit Barrieren hinaus, indem sie die Fähigkeit, mit Hindernissen und Schwierigkeiten lösungsorientiert umzugehen, hervorhebt und sich selbst dabei als unerfahrener als Menschen mit einer Behinderung einschätzt. Sie möchte „ganz andere“ Herangehensweisen kennenlernen, die sie selbst bislang nicht entwickeln musste. Damit entwirft sie das widersprüchliche Bild, dass Menschen mit einer Behinderung in ihren Möglichkeiten eingeschränkt, zugleich aber genau dadurch befähigt werden, eigensinnige Wege im Umgang mit Hindernissen zu entwickeln. Zugespitzt gesagt ist Behinderung aus dieser Sicht eine besondere Ressource und Nicht-Behinderung wirkt sich als Begrenzung im Umgang mit Hindernissen auf dem eigenen Lebensweg aus.

### *Die studentische Tandembeziehung aus Sicht von Nicole Vogt*

Nicole Vogt berichtet, dass ihr Tandem sich „sehr gut ergänzt“. Den Kontakt zu ihrer studentischen Partnerin beschreibt sie als freundschaftlich. Sie hätten regelmäßig Kontakt über E-Mails und Handy und sich auch persönlich zu einem Kaffee, auf Stadtfesten und im Museum getroffen. Sie stellt fest, dass sie ähnliche Zielvorstellungen hätten und es für beide im Programm vordergründig um den weiteren Karriereweg und den Berufseinstieg gehe. Dabei hätten sie „ein Hauptthema“, sie wollten beide ihre „Stärken identifizieren“:

„wir beide so vom selbstbewussten Auftreten her eigentlich unsere Stärken identifizieren wollten und das war so ein Hauptthema, das wir uns da vorgenommen hatten, was wir versuchen wollten über das Jahr eben zu schaffen, da diese Stärken zu identifizieren und zu gucken, mit was kommt man denn gut voran und was hat sich als gut bewährt“

Das Vorhaben das gemeinsame Ziel im Verlauf des Programmjahres zu erreichen, weist auf einen längeren Prozess der wechselseitigen Reflexion hin: Was „bewährt“ sich? Die Programmteilnahme ist für Nicole Vogt also mit der Hoffnung verbunden, bestimmte Handlungsstrategien, über die sie bereits verfügt, bewusst zu machen und weiterzuentwickeln. Hierfür erlebt sie den Austausch mit der anderen Studentin als grundlegend. Auf die Frage, was sie von Lena Isgard lernen könne, beschreibt Nicole Vogt deren Hartnäckigkeit und deren Durchhaltevermögen:

„wenn sie nicht sofort an das Ziel kommt, was sie sich vorgenommen hat, sie, das auch über jeden Weg jeden erdenklichen eigentlich dann doch probiert, wenn sie sich es in den Kopf gesetzt hat, wo ich vielleicht dann schon früher gesagt hätte ‚ach ja wenn’s dann halt nicht klappt, dann mach ich halt was anderes oder probier‘ was Neues aus“

Die Tandempartnerin wird als jemand entworfen, die ein einmal gestecktes Ziel nicht so leicht aufgibt. Wenn sie nicht gleich erfolgreich sei, erprobe sie „jeden erdenklichen Weg“, der sie ihrem Ziel möglicherweise doch noch näherbringen könnte. Im Vergleich dazu beschreibt sich Nicole Vogt als weniger beharrlich, aber auch als weniger anspruchsvoll – sie weicht aus, während die andere Studentin an ihrem

gewählten Ziel festhält. Diesen Unterschied, den Nicole Vogt als starken Kontrast konstruiert, erklärt sie sich folgendermaßen:

„dadurch, dass sie sich dann eben nicht für so eine große Bandbreite offen ist, weil ja auch nicht alles möglich ist, und sie sich dann eben eins davon vorgenommen hat, das dann wirklich auch bis zum Ende durchziehen will, also diese Zielstrebigkeit“

Die Zielstrebigkeit und die Leistungsbereitschaft ihrer Tandempartnerin resultieren für Nicole Vogt also aus deren spezifischer Lebenssituation. Aus ihrer Sicht liegt es nahe, dass jemand, die nicht „so eine große Bandbreite“ an Möglichkeiten wahrnehmen kann, sich umso intensiver dafür einsetzt, ein einmal gestecktes Ziel zu erreichen. Damit interpretiert Nicole Vogt die Erfahrung, mit einer Behinderung zu leben und die damit verbundene Notwendigkeit sich mit Hindernissen auseinanderzusetzen, als Impuls für die Herausbildung einer starken Persönlichkeit. Sie selbst kann im Kontrast dazu den Weg des geringeren Widerstands wählen, weil ihr mehr Optionen, also sowohl mehr Ziele als auch mehr Wege, offenstehen als ihrer Tandempartnerin. Dies hat auch zur Folge, dass sie sich als „unerschrockener“ in Planungsangelegenheiten wahrnimmt:

„ich würde sagen, dass ich doch 'n Stück weit unerschrockener bin, also in der Planung und was ich so angehen würde, auch offener für Ortswechsel, was natürlich auch mit dem Handicap zusammenhängt“

Hier wendet sich der zuvor entworfene Kontrast zwischen vielen und nicht so vielen Optionen und das „Handicap“ scheint Lena Isgard an einen Ort zu binden, während Nicole Vogel sich als mobiler und risikobereiter sieht. Die Sequenz verdeutlicht auch, dass die zwei sich im Tandem ausführlich über ihre weiteren Lebenswege austauschen und dabei stets auch vergleichen. Für Nicole Vogt ist der Unterschied von Behinderung und Nicht-Behinderung ein zentraler Bezugspunkt des Vergleichs. Hierbei betont sie immer wieder, dass sie zu neuen Sichtweisen auf sich selbst gelange und zudem Abstand von einer Defizitsicht gewinne:

„dass man vieles vielleicht von einer anderen Perspektive betrachtet, was sich doch nicht als Problematik herausstellt und dass man eben diese vielseitige Perspektive auch bewahrt, dass man eben

auch positiv an Dinge herangeht, sie nicht gleich als Problem abstempelt“

Den Ausgangspunkt der Reflexion bildet eine allseits bekannte Sichtweise: ‚Behinderung ist ein Problem‘. Diese generelle Einschätzung differenziert sich für Nicole Vogt im Lauf des Prozesses, den das Programm anstößt, weiter aus. Was landläufig schnell als Problem eingeordnet wird, kann in vielen Situationen auch ganz anders und positiv eingeschätzt werden. Diese Einsicht formuliert sie in einer generalisierten Weise: „man“ ist nun in der Lage die Perspektive zu wechseln. Ob sie dies auch in der ersten Person für sich selbst sagen würde, bleibt an dieser Stelle offen, dass sie davon ausgeht, dürfte aber in den zuvor vorgestellten Interviewpassagen bereits nachvollziehbar geworden sein.

#### *Die Beziehung zu den Co-Mentorinnen aus Sicht von Nicole Vogt*

Im Vergleich mit Lena Isgard schildert Nicole Vogt ihre Beziehung zu den Co-Mentorinnen als grundsätzlich positiv und schildert für beide Beziehungen ein Unterstützungsverhältnis. So schreibt sie in der ersten Jahreshälfte an einer Abschlussarbeit und erlebt dabei Unterstützung durch die erste Co-Mentorin Victoria Denzel. Auch die disziplinären Unterschiede zwischen ihrem Studium und dem fachlichen Profil der Co-Mentorin findet sie „nicht negativ“, sondern beschreibt unterschiedliche Haltungen im Umgang mit Situationen. Diese sind aus ihrer Sicht das Resultat der verschiedenen Fächerkulturen. In diesem Kontext verortet sie Victoria Denzel als rationale, pragmatische und zielstrebige Person:

„ich fand das trotzdem interessant zu sehen, wie so einfach die Herangehensweise an bestimmte Probleme `ne andere ist, da war sie doch sehr immer zielstrebig und wir gehen das jetzt so und so an und entweder gibt es `n Problem oder es gibt keines“

Wenn Nicole Vogt die Co-Mentorin zitiert, die sagt, „wir gehen das jetzt so und so an“, beschreibt sie eine lösungsorientierte Gesprächssituation, in der Zögern oder Ambivalenzen wenig Raum haben. Diese Erfahrung findet sie „interessant“ und grenzt sich zugleich von ihr ab, da ihre eigene wissenschaftliche Haltung eher durch die Betonung von Grauzonen oder offenen Fragen geprägt sei. „Trotzdem“ erlebt sie den Unterschied im Umgang mit Problemlösungen als Anregung, über sich und

ihre wissenschaftliche Verortung nachzudenken. Vor diesem Hintergrund bedauert sie zwar, dass die erste Co-Mentorin ihr beim Übergang in das Berufsleben keine konkreten Netzwerke zu bieten hat, grundsätzlich findet sie den Unterstützungsprozess aber gelungen. Den größten Unterschied zwischen den beiden Co-Mentorinnen verortet Nicole Vogt folgerichtig in deren unterschiedlichen fachlichen Hintergründen, wobei sie erneut nicht die fachlichen Inhalte als solche, sondern eine bestimmte Haltung im Umgang mit dem eigenen Lebensweg beschreibt:

„mit der zweiten Mentorin da gab es auch fachliche Überschneidungen, vom Studium her als auch von der Ausbildung her ähm und auch von der Art diese, also sie hat einen sehr vom Wechsel geprägten Lebenslauf, hat auch sehr viel Verschiedenes ausprobiert, konnte sich relativ schwer dann immer festlegen beziehungsweise hat dann schnell gemerkt ah es ist vielleicht doch nicht das und sie probiert noch mal was Anderes aus“

Hier wird deutlich, dass Nicole Vogt sich mit der Co-Mentorin Chantal Wister vergleicht, wenn sie sagt, diese sei „auch von der Art“ und dann den Satz nicht zu Ende spricht. Ähnlichkeiten sieht sie offenbar darin, dass die Co-Mentorin „Verschiedenes ausprobiert“ und sich nicht sofort auf einen Weg festlegen konnte. Ob Nicole Vogt sich selbst auch als jemand sieht, die gerne „was Anderes“ ausprobieren und sich nicht sofort festlegen möchte, deutet sich nur zwischen den Zeilen an. Zugleich zeigt sich ein starker Kontrast in ihrer Wahrnehmung von Victoria Denzel und Chantal Wister. Die erste wird als zielstrebig und klar beschrieben, die zweite als suchend und experimentierfreudig. Dabei wertet Nicole Vogt die unterschiedlichen Lebenswege und Haltungen der beiden Frauen nicht.

In der zweiten Jahreshälfte steht die Suche nach einer Stelle an. Hier wird sie von der zweiten Co-Mentorin begleitet, die ihr konkrete Hinweise gibt und Hilfestellung bei Bewerbungen, Vorstellungsgesprächen und Berufsstart leistet. Nicole Vogt berichtet, dass mit beiden Frauen vor allem das Studium, insbesondere Prüfungssituationen und der Berufseinstieg besprochen worden seien. Private Themen kamen kaum zur Sprache.

### *Die Bedeutung von Geschlecht aus Sicht von Nicole Vogt*

Die Auseinandersetzung mit Geschlecht wird auch für Nicole Vogt vor allem durch die erste Co-Mentorin in Bewegungen gesetzt. Genau wie ihre Tandempartnerin beschreibt sie den dezidierten Standpunkt von Victoria Denzel. Im Gegensatz zu Lena Isgard erzählt sie deren Argumente aber eher nach und es wird nicht deutlich, wie sie selbst zu diesen steht oder ob sie die Verunsicherung der anderen Studentin teilt. So stellt sie fest, dass die erste Co-Mentorin einen Frauenförderansatz hinterfragt:

„dass sie bezüglich dieser Geschlechterrolle meinte, dass man nicht immer davon ausgehen soll, dass Frauen benachteiligt sind oder weniger Chancen hätten oder sich innerhalb einer Diskussion weniger stark durchsetzen können, dass sie einfach eine andere Herangehensweise haben an bestimmte Problemstellungen als jetzt männliche Mitkonkurrenten, und dass deswegen ebenso ein Unterschied ist, der aber nicht zwangsläufig immer zum eigenen Nachteil sein muss“

Diese Abgrenzung Victoria Denzels von einer Sichtweise, die soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern fokussiert, wird in der Schilderung von Nicole Vogt ergänzt durch einen Standpunkt der Co-Mentorin, der die Wirkung von Behinderung vor Geschlecht stellt: „ob sie jetzt Frau war oder Mann, hätte das überhaupt kein Unterschied gemacht in ihrem Lebenslauf“. Eher ihre Behinderung habe die Co-Mentorin vor „Herausforderungen“ gestellt, welche sie aber gleichermaßen nicht als „Hindernisse“ erlebt habe.

Für Nicole Vogt ist es im Gegensatz zu den dezidierten Standpunkten, die sie der Co-Mentorin zuschreibt, eher unwesentlich, dass der Verein das Programm ausdrücklich für Studentinnen konzipiert hat. Für sie rückt auch im Verlauf des Programms die Bedeutung von Geschlecht nicht stärker „in den Fokus“. Sie empfindet die Frauenförderperspektive aber auch „nicht negativ“. Im Vergleich zu den Erzählungen von Lena Isgard reagiert sie deutlich distanzierter auf die kontroversen Meinungen über Gleichstellung. Zugleich formuliert Nicole Vogt eine radikale Vision von Inklusion als umfassenden Zustand der gesellschaftlichen Teilhabe jenseits von Unterschieden: „die Einbeziehung wirklich aller

Menschen ... und die Ermöglichung ja des Zusammenlebens in gleicher Qualität quasi für alle“.

### *Die Sicht der Co-Mentorin Chantal Wister*

Chantal Wister, die die beiden Studentinnen in der zweiten Jahreshälfte als Co-Mentorin begleitet, wird vom Verein angesprochen, ob sie diese Rolle zu übernehmen bereit wäre. Sie ordnet ihre Mitwirkung am Programm in eine für sie generell anstehende Auseinandersetzung mit „freiwilligem Engagement“ ein und beschreibt eine Suchbewegung, die auch das Jahr im Projekt umfasst: Es ist „für mich persönlich das Jahr des freiwilligen Engagements und auch des Ausprobierens und des Feld-Erkundens, wo ich mich fortan freiwillig engagieren möchte“. Die Motivation, sich auf die Anfrage des Vereins einzulassen, steht also im Zusammenhang der grundsätzlichen Haltung, sich ehrenamtlich oder zivilgesellschaftlich engagieren zu wollen. Mit Inklusion, so sagt Chantal Wister im Interview, habe sie bisher kaum „Berührungspunkte“ gehabt und sie versuche offen in das Programm zu gehen. Für die Beziehungsgestaltung zwischen ihr und dem studentischen Tandem hoffe sie auf die Verwirklichung von Wechselseitigkeit:

„abgesehen davon, dass ich natürlich irgendwie erhoffe irgendwie den beiden Mädels was geben zu können, ist das ja immer vice versa, sollte es aus meiner Sicht jedenfalls sein, von daher also, ich denke, dass freiwilliges Engagement auch immer eine Win-Win-Situation sein sollte“

Im intergenerationalen Austausch, den Chantal Wister mit dem Bild der „Mädels“ illustriert, ist es zwar ihre Aufgabe, etwas „geben zu können“, sie sieht dies aber trotzdem als einen grundlegend reziproken Vorgang, bei dem auch sie im Gegenzug etwas mitnehmen kann. „Freiwilliges Engagement“, so knüpft Chantal Wister auch sprachlich an aktuelle Diskurse über diese Art von Tätigkeit an, sollte „immer eine Win-Win-Situation“ hervorbringen. Diesem ökonomischen Bild folgend, bedeutet das, wenn die Studentinnen durch die Beziehung zu ihr profitieren, wird auch sie automatisch etwas aus dem Austausch mit ihnen gewinnen.

### *Die Beziehung zum studentischen Tandem aus Sicht von Chantal Wister*

Chantal Wister beschreibt ihre Beziehung zu den beiden Studentinnen des Tandems als positiv und produktiv, äußert sich aber auch kritisch über deren Haltungen im Umgang mit ihr. Zunächst sei es ihr sehr wichtig gewesen, die Erwartungen der Studentinnen an sie zu erfahren:

„so ein erster Punkt, wo ich eine Augenbraue hochziehe, ich mein, ich habe viel beruflich mit jungen Menschen gearbeitet und wenn ich dann höre ‚och ich habe eigentlich keine Erwartungen‘, das finde ich dann grade von den beiden, fand ich das ein bisschen flach“

Die Antwort auf ihre Frage nach den studentischen Erwartungen irritiert Chantal Wister. Sie fasst diese Erfahrung in ein markantes Bild: Sie zieht „eine Augenbraue“ hoch, das heißt sie bringt ihre Skepsis mimisch zum Ausdruck. Neben Skepsis wird die beschriebene mimische Geste auch mit einer ungehaltenen Reaktion oder mit Ungeduld assoziiert. Auf jeden Fall veranschaulicht die Co-Mentorin, dass sie die Antworten der Studentinnen nicht angemessen findet. Sie setzt voraus, dass junge Menschen Erwartungen haben und findet es deshalb „ein bisschen flach“, dass die Studentinnen dies verneinen. „Flach“ kann als Gegenbild zu tief gelesen werden und verweist damit darauf, dass etwas zu sehr an der Oberfläche bleibt. Für Chantal Wister ist der springende Punkt, dass sie die Eigeninitiative und die eigenen Interessen der Studentinnen als Grundvoraussetzung für einen gelingenden Beziehungsaufbau sieht. Deshalb legt sie großen Wert darauf, dass diese selbst stärker aktiv würden, statt auf die Ideen der Co-Mentorin zu bauen:

„ich habe den Mädels halt gesagt, ‚passt mal auf, ich habe viele Ideen und wir können vieles machen, aber ich möchte auf keinen Fall euch irgendwie was überstülpen, was ihr gar nicht wollt, deshalb müsst ihr mich leiten“

Die erlebnishaft nacherzählte Rede, die Chantal Wister den Studentinnen hält, vermittelt ihre Grundhaltung: Nicht sie möchte den Prozess inhaltlich steuern, gleichwohl sie „viele Ideen“ dafür hätte, steuern sollen die Studentinnen, indem sie die Co-Mentorin „leiten“. Diese Erwartung begründet Chantal Wister damit, dass sie eine Fremdbestimmung der Studentinnen vermeiden möchte – sie will ihnen nichts aufdrängen, sondern möchte an das anknüpfen, was die zwei an sie herantragen.

Die damit verbundene Betonung, besser gesagt Erwartung von Autonomie, steht in deutlicher Spannung dazu, dass der Monolog den Eindruck von passiven jungen Frauen vermittelt, die von einer älteren Frau erst einmal in Bewegung gesetzt werden müssen. Während Chantal Wister sich selbst als offensiv beschreibt, erwartet sie diese Haltung eigentlich von denjenigen, die sie als defensiv erlebt. Trotz ihrer Überzeugung, die Steuerung des Prozesses und die Erfüllung von Erwartungen würde nur dann Sinn machen, wenn die zwei Studentinnen sich entsprechend äußern und aktiv einbringen, strukturiert Chantal Wister die Kommunikation im Tandem sehr konkret. Dies wird zum Beispiel in ihrer Erzählung über die Nachbereitung des biographischen Interviews, das Lena Isgard und Nicole Vogt mit ihr geführt haben, greifbar:

„dann habe ich ihnen erst mal eine Aufgabe gegeben, habe gesagt okay dann schickt mir das bitte bis Ende der Woche, drei Punkte, die euch hängengeblieben sind aus diesem Interview, die ihr am stärksten wahrgenommen habt und bitte äh bezieht das dann mal auf eure Lebenssituation“

Die Co-Mentorin erteilt den beiden Studentinnen eine sehr konkrete Hausaufgabe. Sie schildert in dieser Passage eine Intervention, mit der sie den gemeinsamen Lernprozess maßgeblich lenkt. Sie macht sich die biographische Methode, die das Programm vorsieht, zu eigen und wechselt aus der Rolle der Interviewten, also des Forschungsobjekts der Studentinnen, in eine Position, die an eine Lehrerin erinnert. Dabei formuliert sie nicht nur eine Übungsaufgabe und will das Ergebnis sehen. Sie legt auch das inhaltliche Ziel der Aufgabe fest: Herausgearbeitet werden sollen die Verknüpfungen zwischen ihrer eigenen Biographie und den Lebenswegen der Studentinnen. Diese spezifische Strukturierung schließt an eine Situation an, die die Studentinnen gelenkt haben – als Interviewerinnen ihrer Co-Mentorin. In diesem Zusammenhang wird in einer anderen Passage des Interviews mit Chantal Wister deutlich, dass sie das biographische Interview zu einseitig auf ihre Berufsbiographie bezogen findet. Auch in diesem Zusammenhang zitiert sie eine eigene Ansprache, zunächst indirekt, dann erlebnishaft in wörtlicher Rede:

„ich hätte ihnen ja viel erzählt von meinen beruflichen Situationen und Wendepunkten und so weiter und so weiter, aber mein Leben

bestände schließlich nicht nur daraus, sondern natürlich auch aus Liebe, Freundschaft, Glück, Leid, Krankheit, Trennung, Tod und gesagt da darüber haben wir jetzt noch nicht, oder wir noch nicht gesprochen, können wir aber gerne machen' ich bin mal gespannt, ob die einsteigen"

Die Co-Mentorin findet das Interview unvollständig, einseitig. Ihr fehlen die persönlichen und emotionalen Dimensionen der eigenen Biographie („Liebe, Freundschaft, Glück, Leid, Trennung, Tod“). Ob dies auch für die Studentinnen Leerstellen sind, die noch gefüllt werden sollen, ist ihr unklar, sie bietet dies aber an und ist „gespannt, ob die einsteigen“. Welche unmittelbaren Reaktionen Lena Isgard und Nicole Vogt auf ihre unterschiedlichen Vorschläge und Ansprachen zeigen, bleibt offen. Dass die zwei aus ihrer Sicht zurückhaltend bis erschrocken auf die Thematisierung von Persönlichem reagieren, davon geht die Co-Mentorin aber aus, wenn sie schildert, wie sie solche Aspekte bewusst in das Interview eingestreut hat:

„ich hab mal geguckt, wie sich das entwickelt, weil ich, da bin ich auch erst mal zurückhaltend, ich meine, wenn jemand nichts Privates erzählen will, dann äh werde ich ihn jetzt auch nicht dazu ermuntern, ich hab in das biographische Interview bewusst so `n paar Sachen einfließen lassen, wie da hab ich grade mit meinem Lebensgefährten gewohnt zusammengewohnt ja und dann haben wir uns getrennt und so, hatte den Eindruck, dass die Mädels nicht so gut mit umgehen konnten“

Chantal Wister scheint zunächst darüber zu sprechen, dass die zwei jungen Frauen von sich aus nicht viel Privates erzählen und sie auch nicht in sie dringen möchte. Dann wechselt sie die Perspektive und beschreibt, dass sie im Interview über ihren eigenen Lebensweg private Themen und Konflikterfahrungen andeutet – sie lässt „ein paar Sachen einfließen“ und zitiert sich erneut wörtlich. Ihrem Empfinden nach erhält sie keine positive Resonanz und sie vermutet, dass die beiden Studentinnen mit der Thematisierung von Erfahrungen wie z.B. einer Trennung nicht „umgehen konnten“. Dabei bleibt auch in diesem Zusammenhang offen, wie die Studentinnen sich im Interview mit der Co-Mentorin verhalten oder wie sie auf verschiedene Themen reagieren.

Insgesamt geht Chantal Wister davon aus, dass ihre Unterstützungsangebote gut angenommen werden. Dies bezieht sich vor allem auf die konkreten Bezüge zur Arbeitswelt. Die Studentinnen besuchen sie an ihrem Arbeitsplatz und Nicole Vogt nimmt ihre Unterstützung im Bewerbungsprozess an: „also bei Nicole bin ich konkret und intensiv eingestiegen in der Bewerbungsrunde“. Sie berichtet, dass sie mehrfach lange telefonieren und Nicole ihr „dann auch wirklich Fragen gestellt, das wirklich genutzt, was ich, mich gefreut hat“. Chantal Wister schildert ihre Freude über die spürbare Resonanz und deutet damit zugleich an, dass ihr diese in anderen Momenten möglicherweise zu schwach war. Nicole Vogt habe ihr Angebot „wirklich“ genutzt und „wirklich Fragen“ gestellt – hier bewegt sich tatsächlich etwas in der Beziehung zwischen Studentin und Co-Mentorin, die im Interview ihre Zufriedenheit darüber zum Ausdruck bringt. Dabei vergleicht sie Nicole Vogt und Lena Isgard:

„aber Lena fordert von mir noch nicht so viel ein, gut, sie sagt auch immer ja ich muss erst mal meine Note abwarten, verstehe ich auch, muss man mal gucken wie sich das entwickelt“

Sollte Lena Isgard mehr einfordern? Hält sie sich nach Ansicht der Co-Mentorin zu sehr zurück? Oder ist ihre Begründung, dass sie ihre Abschlussnoten noch gar nicht kennt, überzeugend? Chantal Wister scheint unsicher, wie sie die Beziehung einzuschätzen hat und verweist auf die weitere Entwicklung.

Zugleich entwirft sie ein Bild von Lena Isgard als sehr selbstreflektiert und intensiv darum bemüht, ihre Behinderung nicht in den Vordergrund zu rücken. Die Beschreibung der Co-Mentorin erinnert dabei stark daran, wie Lena Isgard auch selbst über sich spricht. Dies wird auch dadurch unterstrichen, dass Chantal Wister wieder wörtliche Rede einsetzt, wenn sie über die Selbstreflexionen der Studentin erzählt:

„Lena ist eine Person, also in meiner Wahrnehmung, der es unglaublich wichtig ist, dass ihr körperliches Handicap nicht im Vordergrund steht, das merke ich auch ganz stark aus ihren Erzählungen, dass sie immer wieder so reflektiert bin ich jetzt so oder will ich das, weil ich 'n Handicap habe oder bin ich das wirklich oder nehmen mich die Leute so wahr, weil ich 'n Handicap habe oder ist das so“

„Also in meiner Wahrnehmung“ betont, dass es sich um einen subjektiven Eindruck handelt und kann auch als Impuls gelesen werden, einer anderen Person nicht etwas zuzuschreiben, das aus deren Sicht möglicherweise nicht zutrifft. Im Anschluss an diesen vorsichtigen Auftakt spricht Chantal Wister darüber, wie sie die Erzählungen von Lena Isgard wahrnimmt – als reflektiert im Umgang mit der eigenen Haltung und als immer wieder verunsichert, welche Selbst- und welche Fremdzuschreibungen im Zusammenhang mit ihrem „Handicap“ greifen. Chantal Wister spürt diesen Erfahrungen in ihren Gesprächen mit der Studentin nach und lässt sie in dieser Passage unkommentiert stehen. So tritt die Perspektive von Lena Isgard in den Vordergrund und die der Co-Mentorin rückt in den Hintergrund. Zugleich betont Chantal Wister, dass Inklusion und Behinderung bislang noch keine großen Themen in der Dreierkonstellation gewesen seien:

„dass dieses Tandem und auch dieses Dreiergespann, so wie es jetzt ist, gut ist, völlig unabhängig davon, ob jemand grade eine körperliche Beeinträchtigung hat, ja das ist mein Gefühl, das mag ja sein, dass es sich in den nächsten Monaten noch mal ändert, weil das dann stärker zum Thema wird, aber bisher nehme ich das so wahr“

Hier wird zwischen den verschiedenen Dimensionen der Beziehung differenziert: zwischen dem Tandem und dem Dreiergespann. Beide sind „gut“ und zwar „völlig unabhängig“ von der Frage, ob jemand „eine körperliche Beeinträchtigung hat“. Was sagt Chantal Wister damit? Ganz sicher findet sie es nicht beliebig, ob eine andere Person im Rollstuhl sitzt oder nicht, das zeigt die zuvor untersuchte Passage. Ebenso ist zu vermuten, dass sie nicht negieren möchte, dass Menschen, die mit einer Behinderung leben, und Menschen ohne eine Behinderung unterschiedliche Teilhabeerfahrungen mitbringen, wenn sie sich begegnen. „Unabhängig davon“ ist es aus ihrer Sicht gelungen, gute Beziehungen miteinander zu etablieren, deren Qualität eben nicht davon abhängt, ob Behinderung als Gemeinsamkeit oder Differenz wirkt. Bemerkenswert ist, dass Chantal Wister ihre Einschätzung relativiert – es könnte sein, dass sich die Situation in der verbleibenden Zeit noch einmal ändert. Diese Wendung auf einen grundsätzlich ergebnisoffenen Prozess hat sich auch weiter oben in anderen Sequenzen schon gezeigt.

*Die Bedeutung von Behinderung und Geschlecht aus Sicht von Chantal Wister*

Insgesamt spricht die Co-Mentorin wenig über ihre Sicht auf Behinderung. Entweder ist dies unmittelbar mit ihrer Beziehung zu Lena Isgard verbunden oder sie nimmt einen sehr pragmatischen Standpunkt ein, den sie darauf zurückführt, dass sie selbst einen „normalen unspektakulären“ Umgang mit Rollstühlen gewohnt sei, weil sie selbst einmal an einem Rollstuhltraining teilgenommen habe. Deshalb glaubt sie von sich sagen zu können, „dass ich `n relativ normalen unspektakulären Umgang damit habe“. Dies bedeute zum Beispiel, dass sie Barrieren im Blick habe und vor einem Treffen „bewusst die barrierefreien Zugangswege“ anschaut.

Ähnlich wie sie bislang in der Dreierkonstellation wenig über Inklusion und Behinderung gesprochen hätten, sei bislang auch noch nicht die Bedeutung von Geschlecht thematisiert worden. Chantal Wister stellt dennoch klar, dass sie bereits selbst erlebt habe, als Frau im Berufsalltag anders behandelt zu werden:

„meine Erfahrung im Berufsleben ist schon so, dass noch nicht alles gleich ist und es ist nicht so, als würde das nix ausmachen, ne, also es sind schon Situationen da, wo ich gemerkt habe ich bin eine Frau und andere sind es nicht“

Hier spricht sie in der ersten Person: „ich bin eine Frau“. Dies ist allerdings weniger eine Identitätsbekundung, die Aussage gewinnt ihren Sinn aus der Relation zu anderen, die keine Frau sind („sind es nicht“). Vermutlich sind damit ‚Männer‘ gemeint, diese werden aber sprachlich nicht markiert. Manifest wird die ‚Frau‘ als eine Position, die auf Ungleichheit verweist – es ist „noch nicht alles gleich“. Die Aussage „noch nicht“ deutet auf einen Prozess des Wandels, mit dem zukünftigen Ziel der Gleichstellung. Dass dieses Ziel noch nicht erreicht ist, davon ist Chantal Wister überzeugt. Gegenüber den Studentinnen hält sie sich allerdings mit dieser Einschätzung und mit ihren Erfahrungen zurück und wartet ab: „es war gar kein Thema, also habe ich auch nix erzählt“.

Inklusion ist für Chantal Wister „der selbstverständliche Umgang, das Zusammenleben und Zusammenarbeiten, Wirken von Menschen mit und ohne Handicaps“. Damit bezieht sie sich auf den aktuellen Diskurs,

der Inklusion und Behinderung als Begriffspaar fokussiert. Die Selbstverständlichkeit, die mit dem Anspruch auf Inklusion verbunden sei, sieht die Co-Mentorin bei ihren studentischen Tandempartnerinnen bereits verwirklicht. Deshalb ist sie über das Ziel des Programms, abschließend auch zu konkreten Handlungsempfehlungen für die Politik zu gelangen, irritiert:

„weil die beiden Mädels haben einfach einen Drang irgendwie nach Selbstverständlichkeit und dieses Handicap und dieses Inklusionsthema, also Menschen mit und ohne Behinderung zusammen, also dieser Diversity-Gedanke einfach, der ist so normal gelebt, gelebt, ohne dass man da jetzt aber Handlungsempfehlungen, konkrete Handlungsempfehlungen ableiten könnte“

In Chantal Wisters Wahrnehmung praktizieren Lena Isgard und Nicole Vogt längst, was für die Politik noch erfunden werden soll. Die „beiden Mädels“ folgen einem „Drang“, also einem inneren Antrieb oder auch dem Wunsch nach einer „Selbstverständlichkeit“, deren Gewissheit darin liegt, dass Unterschiede zwischen Menschen zur Normalität gehören und Diversität „normal gelebt“ wird. Chantal Wister betrachtet die zwei Studentinnen als Protagonistinnen dieses Gesellschaftsentwurfs. Entscheidend ist aus ihrer Sicht, dass beide Inklusion praktizieren, ohne dies explizit zu thematisieren. Das heißt, sie entwirft eine Situation, in der das Alltagsbewusstsein der Menschen nicht mehr auf Abgrenzung und Ausgrenzung, sondern auf selbstverständliche und fortlaufende Differenzierung ausgerichtet ist. Vor diesem Hintergrund findet sie das Ziel des Vereins, Handlungsempfehlungen zu formulieren, entsprechend paradox und sagt, es sei in ihrer Erzählung „witzig“, dass der Fokus des Programms für die Studentinnen nicht im Mittelpunkt stünde:

„ich finde das auch ganz witzig, wenn das dabei rauskommen soll, weil ich kann irgendwie nicht merken, dass das irgendwie für die beiden Mädels im Fokus steht, das wiederum finde ich die eigentliche Erkenntnis oder bestätigt auch meinen bisherigen Umgang selber mit Menschen mit Handicap“

Die „eigentliche Erkenntnis“ lautet demnach, dass gesellschaftliche Inklusion dann gelungen ist, wenn sie nicht mehr thematisiert wird. Die Tatsache, dass ihrem Eindruck nach Lena Isgard und Nicole Vogel die Bedeutung von Behinderung nicht in den Fokus ihrer Beziehung stellen,

deutet für Chantal Wister in diese Richtung. Indem sie den pragmatischen Umgang mit Behinderung als Teil der Alltagskommunikation konstruiert, versucht sie die Spannung zwischen De-Thematisierung und Thematisierung oder zwischen De-Zentrierung und Zentrierung aufzulösen. Diese Spannung ist mit Differenzkonstruktionen, die zugleich an Diskriminierungen und Stigmatisierungen gebunden sind, immer verbunden.

### *Das Beziehungsgefüge zwischen Tandem und Co-Mentorinnen*

Die Erzählungen von Lena Isgard und Nicole Vogt weisen an mehreren Punkten Übereinstimmungen auf. Für beide Studentinnen ist der Austausch im Tandem von großer Bedeutung und beide erleben die Beziehungen zu den beiden Co-Mentorinnen als weniger intensiv. Für die Tandembeziehung wird deutlich, dass der Austausch als ein Raum zur Selbstreflexion genutzt wird. Im Vordergrund steht hierbei die gemeinsame Situation des Übergangs vom Studium in den Beruf und damit verbundene offene Fragen und Unsicherheiten. Zugleich thematisieren beide Studentinnen die Bedeutung von Behinderung, wobei Lena Isgard anstrebt, dass ihre Behinderung so wenig wie möglich ins Zentrum der Wahrnehmung rückt und Nicole Vogt ihre eigenen und die Haltungen von Lena Isgard auf dem Hintergrund ihrer unterschiedlichen Lebenslagen vergleicht.

Die Beziehungen zu den beiden Co-Mentorinnen werden von beiden Studentinnen trotz ihrer grundsätzlichen Übereinstimmung zur geringen Intensität recht unterschiedlich beschrieben. Während Lena Isgard sich von der ersten Co-Mentorin abgrenzt, gleichwohl aber beschreibt, was sie von dieser lernen konnte, beschreibt Nicole Vogt beide Beziehungen als hilfreich, auch wenn sich im Fall der ersten Co-Mentorin die Wünsche nach konkreten Hilfestellungen beim Übergang in den Beruf nicht realisiert haben.

Insgesamt wird deutlich, dass beide Studentinnen den Übergang, den sie nach Abschluss ihrer Studien bewältigen müssen, als eine Phase der Unsicherheit und als Suchbewegung erleben. Sie signalisieren, dass diese Umbruchsituation mit einem Wunsch nach konkreter Unterstützung verbunden ist und unterstützen sich gegenseitig. Insofern stehen die Interviews mit Lena Isgard und Nicole Vogt exemplarisch dafür, dass

Übergänge im akademischen Feld mit Unwägbarkeiten und mit Hürden verbunden sind, deren Klärung und Überwindung immer auch auf die Unterstützung von anderen Mitgliedern dieses Feldes angewiesen ist. Vor diesem Hintergrund ist auch die Enttäuschung der Studentinnen nachvollziehbar, dass die erste Co-Mentorin sie im fachlichen Kontext nicht begleiten konnte. Zugleich wird deutlich, dass beide Co-Mentorinnen als hilfreich für die Bewältigung des Übergangs wahrgenommen werden, auch wenn dies bei den Studentinnen deutlich verschieden akzentuiert wird.

Aus der Sicht der zweiten Co-Mentorin stellt sich die Interaktion zu zweit und zu dritt etwas anders dar als für die Studentinnen. Sie findet die jungen Frauen sehr zurückhaltend und würde sich wünschen, dass diese den Prozess mehr steuern. Zudem bedauert sie, dass der Austausch sich tendenziell auf das Fachliche konzentriert hat. Gleichzeitig wird in ihrer Erzählung nachvollziehbar, dass sie eine intensive Beziehung zu beiden Studentinnen aufgenommen hat und deren Perspektiven und Anliegen differenziert wahrnimmt.

Die Bedeutung von Geschlecht ist in dieser Vierergruppe umstritten und auch die zwei Studentinnen starten mit unterschiedlichen Standpunkten in den Prozess. Die Kontroversen mit den Co-Mentorinnen und deren unterschiedliche Meinungen und Botschaften werden von ihnen jedoch als anregend und die eigene Reflexion in Gang setzend erlebt.

Behinderung wird einerseits stark relativiert und nur alltagspragmatisch relevant gemacht. Zugleich ist Behinderung ein Ankerpunkt für die Selbst- und Fremdwahrnehmung aller Beteiligten, wobei Lena Isgard sich sehr ausdrücklich um eine De-Zentrierung von Behinderung bemüht, während Nicole Vogt Behinderung und Nicht-Behinderung vergleicht. Die zweite Co-Mentorin reflektiert die Beziehung der Studentinnen und gelangt zu dem Ergebnis, dass sie bereits leben, was mit Inklusion gefordert wird: den selbstverständlichen Umgang mit ihren Unterschieden im Alltag, ohne diese Unterschiede zu dramatisieren.

#### **4.2.5 „Weil das für sie alles neu war“–**

Paula Christiansen und Nina Berens

Die Studentinnen Paula Christiansen und Nina Berens erzählen erst nach Abschluss ihrer Teilnahme am Programm aus der Retrospektive über ihre Erfahrungen während des Prozesses. Paula Christiansen lebt ohne und Nina Berens mit einer Behinderung. In diesem studentischen Tandem stehen Fragen des akademischen Werdegangs im Mittelpunkt: Wie finde ich meinen eigenen beruflichen Weg? Wo will ich hin? Diese Fragen werden gleichzeitig vor dem Hintergrund der Vereinbarkeit von Familie und Beruf diskutiert. Zudem wird die Wahrnehmung von Behinderung und Krankheit angesprochen, verbunden mit der Frage: Wessen Vulnerabilität wird wie thematisiert? Ihre Beziehungen zu einer Co-Mentorin und einem Co-Mentor werden von beiden eher als wechselhaft wahrgenommen und beide grenzen sich schließlich ab.

##### *Die Sicht der Studentin Paula Christiansen*

Paula Christiansen erfährt über einen Newsletter vom KompetenzTandem-Programm. Zunächst sieht sie sich nicht als mögliche Teilnehmerin, sondern merkt sich das Projekt für eine Bekannte vor, die sich für Inklusion interessiert. Diese überzeugt sie jedoch, sich ebenfalls zu bewerben. Sie erzählt, dass sie vor ihrer Teilnahme am Projekt keine Berührungspunkte mit Behinderung oder Inklusion hatte. Durch das Programm möchte sie sich damit intensiver beschäftigen und einen „Zugang zu dieser neuen Welt“ erlangen. Besonders „neugierig“ sei sie auf ihre Tandempartnerin gewesen, da diese „ähnlich alt“ und „in einer ähnlichen Situation“ sei. Damit nimmt sie Bezug auf die Studiensituation und es deutet sich an, dass die Frage nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden von zentraler Bedeutung für ihre Sicht auf die Tandembeziehung ist. Dabei fokussiert sie Behinderung als einen Unterschied, weil dies bedeutet, dass jemand „andere Voraussetzungen mitbringt“, um den Herausforderungen des Alltags zu begegnen.

„jetzt nicht nur im Alltag, sondern auch im Studium, wie die dann gemeistert werden können, auch zu schauen, vielleicht gibt's Unterschiede oder nicht oder ist man vielleicht trotzdem total ähnlich oder gibt es da ganz andere Herangehensweisen“

Paula Christiansen pendelt zwischen der Betonung und der Relativierung von Unterschieden. Wieviel Unterschied macht es tatsächlich, wenn jemand im Alltag und im Studium mit anderen Bedingungen konfrontiert ist als sie selbst? Resultieren daraus unterschiedliche Herangehensweisen an das Studium oder dominiert nicht vielleicht doch die Gemeinsamkeit des studentischen Lebens? Die Passage verdeutlicht, dass Paula Christiansen den Einfluss von Behinderung nicht einschätzen kann und nicht festschreibt. Sie möchte während des Programms die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen ihr und der anderen Studentin erst herausfinden.

Vom Austausch mit den Co-MentorInnen erhofft sie sich Klarheit, „Anregung und Orientierung für den Berufseinstieg“ zu finden. Paula Christiansen wünscht sich die Erweiterung des eigenen Horizontes, sprich den „Blick über den eigenen Tellerrand hinaus“. Resümierend stellt sie fest, dass für sie die „Berufsfindung der rote Faden“ in dem Tandemprogramm gewesen sei.

#### *Die studentische Tandembeziehung aus Sicht von Paula Christiansen*

Ihre Beziehung zu Nina Berens erlebt Paula Christiansen als größtenteils harmonisch. Der Kontakt wird von ihr als beständig und positiv beschrieben. Vor allem „Zukunftsperspektiven“ in Beruf und Partnerschaft seien zentrale Themen zwischen den Tandempartnerinnen gewesen. Thematisiert werden Fragen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf, aber auch konkrete Hilfen, „Begleitung und Unterstützung“ während des Studiums. Bemerkenswert ist außerdem, dass die Studentinnen sich im virtuellen Raum treffen, um trotz räumlicher Entfernung gemeinsam für das Studium zu arbeiten:

„so gemeinsam Arbeitstechniken und Arbeitsdates ausgemacht, wir treffen uns jetzt im Skype, jeder arbeitet vor sich hin und wir kontrollieren uns dann zwischenzeitlich und wie viel hast du gemacht, wie viel habe ich gemacht und das war auch sehr hilfreich, weil wir beide in einer sehr arbeitsreichen Phase stecken“

Das Tandem wird als Arbeitsbündnis genutzt, um die individuellen, hohen Arbeitsanforderungen gemeinsam zu bewältigen. Dabei nutzen die Studentinnen sich wechselseitig als Kontrollinstanzen im Arbeitsprozess:

„Wieviel hast du gemacht?“. Die Beziehung ist also über die verschiedenen Studienorte hinaus an der Bewältigung der Studienanforderungen ausgerichtet und dies wird von Paula Christiansen als „sehr hilfreich“ bewertet.

Der Austausch der beiden Studentinnen bezieht sich aber auch auf die Bedeutung von Behinderung, wobei die eindeutige Unterscheidung von Behinderung und Nicht-Behinderung zu wanken beginnt, als Paula Christiansen thematisiert, dass sie selbst eine Krankheitserfahrung zu bewältigen hat. Dies führt aus ihrer Sicht dazu, dass Nina Berens ihre Perspektive verändert und nicht nur die eigenen, sondern auch die Belastungen ihrer Tandempartnerin zu reflektieren beginnt.

Bei der Auseinandersetzung mit dem Thema Vulnerabilität bleibt Paula Christiansen aber zurückhaltend. So erzählt sie ihrer Tandempartnerin zwar von ihren Krankheitserfahrungen und ermutigt diese, Fragen zu stellen. Gleichzeitig schildert sie aber Hemmungen Nina Berens genauer nach ihrer Behinderung zu fragen:

„hatte ich, glaube ich, auch gewisse Berührungsängste, vielleicht auch schon vorher, und die habe ich so schnell nicht abgebaut, also ich habe mich dann auch einfach nicht getraut zu fragen, ja sag mal, wie ist das jetzt eigentlich, warum genau sitzt du im Rollstuhl, wie kam das und was bedeutet das jetzt für deinen Alltag“

„Berührungsängste“ zu haben kann einerseits bedeuten, lieber auf Abstand zu einer Situation oder zu einer Person bleiben zu wollen. Andererseits kann es auch dafür stehen, jemandem nicht zu nahe treten zu wollen. Paula Christiansen vermutet von sich selbst, dass sie ihre Verunsicherung in die Begegnung mit Nina Berens mitgebracht habe und es ihr nicht gelungen sei, diese „so schnell“ abzubauen. Vor diesem Hintergrund bleibt der Austausch über Behinderung zwischen den beiden Studentinnen rein pragmatisch, indem sie auf der Handlungsebene über Barrierefreiheit und Mobilität kommunizieren. Aus Paula Christiansens Sicht ist die fehlende Barrierefreiheit eine Belastung für Menschen, die auf diese angewiesen sind. Das wird deutlich, wenn sie ihre Eindrücke von den Treffen der gesamten Gruppe schildert: „da müssen ja zehn Rollis jetzt grade ein Riesenumweg fahren, wie anstrengend muss das auch sein, das im Alltag machen zu müssen“. Dabei wird deutlich, dass sie ihre eigene Perspektive auf den Weg zugrunde legt, denn was ihrer

Ansicht nach ein Umweg ist, ist für alle, die diesen Weg nehmen der reguläre Weg.

*Die Beziehung zu den Co-MentorInnen aus der Sicht von  
Paula Christiansen*

Die Beziehung zur ersten Co-Mentorin Yasmin Maurer wird über Berufswünsche strukturiert. Besonders die Zukunftsvorstellungen von Nina Berens rücken hier in der Erinnerung von Paula Christiansen in den Mittelpunkt der Dreierbeziehung. Sie erzählt, dass die Co-Mentorin die Qualifizierungswünsche von Nina Berens als sehr „unrealistisch“ empfunden habe und diese von ihrer „Traumwelt, Trauminsel herunterholen und mit der Realität konfrontieren“ wollte. Dies hänge einerseits damit zusammen, dass Yasmin Maurer ihre eigene Promotionszeit als sehr belastend erlebt habe, andererseits habe diese ihre Einschätzung auch unmittelbar mit der Tatsache, dass Nina Berens mit einer Behinderung lebe, begründet. Dabei bleibt in der Erzählung von Paula Christiansen offen, ob die Co-Mentorin dies im direkten Gespräch mit Nina Berens thematisiert. Dass die Haltung der Co-Mentorin einen Konflikt stiftet, wird anschaulich, wenn Paula Christiansen sagt, sie habe sich im Verlauf des ersten Halbjahres mit Nina Berens „quasi eher gegenseitig gegen die Co-Mentorin dann unterstützt und verschworen“. Die Formulierung, die Paula Christiansen wählt, ist etwas verwickelt: „gegenseitig gegen“ bedeutet miteinander und gegeneinander zugleich, was im Bild von der Verschwörung weiter auf den Punkt gebracht wird: Die zwei Studentinnen haben sich demnach gegenseitig darin unterstützt, sich von der Co-Mentorin abzugrenzen. Dies scheint aber nicht in Form einer offenen Auseinandersetzung geschehen zu sein, sondern in Unwissenheit von Yasmin Maurer. Damit einher geht die grundsätzlichere Abgrenzung von der Co-Mentorin, wenn Paula Christiansen anschließend resümiert, dass sie und Nina Berens „im Lauf dieses Kennenlernprozesses schon zu dem Schluss [kamen], dass der Lebensentwurf, den unsere Co-Mentorin für sich hat, kein Lebensentwurf ist, den wir nachverfolgen können und wollen“. Diese strikte Abwendung korrespondiert mit dem Eindruck, die Co-Mentorin sei nicht auf sie beide zugegangen, „weil es hieß, okay wenn Sie Fragen haben, dann müssen schon Sie auf mich zukommen“. Hier wird deutlich, dass Paula Christiansen die Haltung der Co-Mentorin

als wenig einladend interpretiert, was für sie zu dem Ergebnis führt, eine mögliche Weiterentwicklung der Beziehung auszuschließen.

Im Gegensatz zu ihrer kritischen Erzählung über die erste Co-Mentorin, beschreibt Paula Christiansen ihren Kontakt zum zweiten Co-Mentor Philipp Weimers als ausgeglichener. Bei dem narrativen Interview hätte er sehr viel ausführlicher und nachvollziehbarer erzählt. Jedoch sei der Kontakt über ein Internettelefonat und das narrative Interview nicht hinausgegangen. So zeigt sich auch in dieser Konstellation keine weitere Entwicklung.

### *Die Bedeutung von Geschlecht aus Sicht von Paula Christiansen*

Die Ausrichtung des Projekts auf Frauen ist ein wichtiger Punkt für Paula Christiansen, der sie zur Teilnahme bewogen hat. Ihr liegt vor allem viel am Austausch mit anderen Frauen, um verschiedene Lebensentwürfe kennen zu lernen. Auch in anderen Seminaren habe sie bereits festgestellt, dass es keine „Pauschallösung“ für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf gebe, sondern „jeder seinen eigenen Weg finden“ müsse.

„das ist interessant, so wie das da läuft bei den Frauen, aber bei mir könnte das nicht so laufen, und dann ist es eben wichtig, wenn es nicht die pauschale Lösung gibt, mir dann ganz viele andere Lösungen noch anzuhören, von daher ist das Programm, wo dann viele andere Frauen drin sind, die dann auch schon 'n gewisses Stück Lebenserfahrung mit sich bringen, war für mich halt eine super Möglichkeit da noch mehr Erfahrungen und Lösungswege, das Problem, was man jetzt mit Karriere und Kind gleichzeitig [hat], wie löse ich dieses Dilemma“

„Interessant“ und anders als die eigenen Vorstellungen, so erlebt Paula Christiansen die Wege der anderen beteiligten Frauen. Und da es nicht die eine Lösung für alle gibt, ist es für sie ein guter Weg, viele verschiedene Entwürfe kennen zu lernen, um so zu einer eigenen Lösung des „Dilemmas“ zu gelangen. Dabei ist der Austausch mit Frauen ihrer eigenen Generation besonders bereichernd:

„gleichzeitig auch zu schauen, wie geht es den anderen Frauen in meinem Alter, ist es wirklich generationübergreifend so, dass wir alle auf das Gleiche hinauswollen, nämlich am besten beides unter

einen Hut bringen, was zu hundert Prozent in beiden Fällen eben nicht möglich ist“

Paula Christiansen spricht über ihre Generationenlage im Geschlechterverhältnis: Teilen alle Frauen dieser Generation tatsächlich die Orientierung an Familie und Beruf? Wollen sie „alle auf das Gleiche“ hinaus und etwas in Übereinstimmung bringen, das nicht in Übereinstimmung gebracht werden kann? In dieser Passage wird spürbar, dass Paula Christiansen die Ideen und Lösungen anderer Frauen nicht nur als interessante Modelle sieht, sondern auch grundsätzlich in Frage stellt, ob sie zu einer Generation von Frauen zählt, die ein nicht wirklich aufzulösendes Dilemma aufzulösen versucht.

#### *Die Bedeutung von Inklusion aus der Sicht von Paula Christiansen*

Während die meisten Menschen, so meint Paula Christiansen, das Wort Inklusion nicht mehr hören könnten, sei es für sie ein „neutral besetzter Begriff“. Für sie bedeute Inklusion den „Umgang oder [...] die Teilhabe von Menschen mit Behinderungen am täglichen Leben“.

Sie leitet die Bedeutung des Wortes von seinem lateinischen Ursprung ab: „miteinschließen“. Daher ist der Begriff für sie nicht auf Menschen mit Behinderung beschränkt und sie formuliert eine generelle Perspektive: „okay alle, egal mit welchen Voraussetzungen, sei es jetzt Geschlecht, Hautfarbe oder Behinderung oder wie auch immer, und dass man das dann unter den Punkt Inklusion packt“.

#### *Die Sicht der Studentin Nina Berens*

Nina Berens befindet sich während der Programmteilnahme in der letzten Phase ihres Studiums und hat zum Zeitpunkt des retrospektiven Interviews ihr Studium bereits abgeschlossen. Auf das Programm wurde sie zufällig im Internet aufmerksam, als sie auf der Suche nach Stipendien war. Ihr vorrangiges Ziel ist die Klärung ihrer weiteren beruflichen Ziele.

„da habe ich irgendwie gehofft, über diese Kontakte, über dieses Netzwerk vielleicht irgendwie Kontakte zu kriegen hinsichtlich einer

Promotionsstelle oder zumindest Klarheit, also mein Plan war Klarheit, wie geht es für mich nach dem Masterstudium weiter“

Nina Berens ist in einer Umbruchsituation und möchte das Programm nutzen, um sich „Klarheit“ über ihre nächsten Schritte zu verschaffen. Optimal fände sie, wenn dies auch mit konkreten Netzwerken verbunden wäre, „zumindest“ aber möchte sie herausfinden, ob eine Promotion realistisch ist oder ob sie vielleicht doch eher direkt in eine Berufstätigkeit außerhalb der Wissenschaft wechseln sollte. Rückblickend stellt sie fest, dass ihr „ursprüngliches Anliegen nicht erfüllt“ worden sei, sie aber gleichzeitig auch nichts dagegen gehabt habe, mehr praxisnahe Erfahrungen zu sammeln.

#### *Die studentische Tandembeziehung aus Sicht von Nina Berens*

Den Kontakt zu ihrer Tandempartnerin Paula Christiansen bewertet Nina Berens positiv. Über den Zeitraum des Projektverlaufs habe es fünf direkte Kontakte zwischen den Studentinnen gegeben (persönlich oder per Internettelefonat). Beide hätten sich sehr gut verstanden, aber es habe „über diese Mentorentreffen hinaus auch keine persönlichen Treffen dann zu zweit“ gegeben. Dennoch würden beide versuchen auch über das Ende des Projekts hinaus den Kontakt zueinander zu halten. Die Beziehung der beiden Studentinnen wird außerhalb der festen Präsenztermine im Programm virtuell gepflegt, dies ist weiter oben in den Schilderungen des Arbeitsbündnisses durch Paula Christiansen schon deutlich geworden. Die Erzählung von Nina Berens wird allerdings nicht konkreter und die persönliche Beziehung zwischen beiden bleibt hier wenig greifbar.

Genau wie ihre Tandempartnerin erzählt auch Nina Berens, dass das Thema Behinderung nur sehr oberflächlich bis gar nicht zwischen den Studentinnen angesprochen wurde. Lediglich sobald es um Mobilität und Fortbewegung (vor allem in öffentlichen Verkehrsmitteln) ging, sei ihre Situation als Rollstuhlfahrerin zur Sprache gekommen. Zugleich hat ihre Tandempartnerin aus ihrer Sicht „schon sehr viel gelernt“ und Nina Berens denkt, dass diese das auch selbst so sagen würde:

„also sie [Paula Christiansen] würde da, glaube ich, antworten, dass sie da schon sehr viel gelernt hat, weil das für sie ja alles neu dann doch war mit diesem, also eher diese organisatorischen, also

diese Wege doch, oder sie hat mich dann doch auch teilweise geschoben, also das war ja dann auch sehr nett, also es hat, ich lass mich auch gerne schieben“

In dieser Erzählung wird die Tandempartnerin als unerfahren im Umgang mit organisatorischen Aspekten von Barrierefreiheit beschrieben. Nina Berens berichtet, dass sie dennoch zeitweise ihren Rollstuhl geschoben habe und bezeichnet diese Geste als „nett“. Darüber hinaus stellt sie fest, dass sie sich „auch gerne schieben“ lässt. Zwischen den Zeilen sagt sie damit gleichzeitig, dass sie nicht geschoben werden muss und ihre Tandempartnerin vielleicht auch etwas tut, was sie nicht tun müsste. So gewinnt das „nett“ ambivalente Züge: „nett“ gemeint, aber nicht notwendig, vielleicht auch nicht ganz ohne Spannungen? Die Frage passt dazu, dass Nina Berens erzählt, dass sie ihre Tandempartnerin als unsicher erlebt und dies zwischen beiden auch thematisiert wird.

„ja das war auch `n spannendes Thema bei uns, weil sie hat dann auch so gemeint, Nina was soll eigentlich meine Rolle sein bei dir, ich weiß gar nicht, wie ich dir helfen kann, also sie hatte anscheinend den - vielleicht auch die Idee, wenn sie sich hier bewirbt, dass sie wieder diese Helferrolle sein wird, wo sie einem behinderten Menschen irgendwie helfen kann“

Als „spannend“ bezeichnet Nina Berens die Aushandlungen über ihre mögliche Hilfebedürftigkeit. So stellt sie fest, dass Paula Christiansen davon ausgeht, sie solle ihr helfen und grenzt sich zugleich von diesem Arrangement ab. „Wieder diese Helferrolle“ verweist auf sich wiederholende Rollenzuschreibungen als hilfebedürftig und hilfsbereit, die Nina Berens auch außerhalb ihrer konkreten Begegnungen mit ihrer Tandempartnerin als typisch wahrzunehmen scheint. Diese Typik trifft auf die Tandembeziehung aber nicht zu, das stellt sie sofort im Anschluss klar: „aber das war dann bei uns nicht so“. Das bedeutet, dass die Rollen anders verteilt werden, vor allem aber, dass darüber kommuniziert werden muss, wer wann und von wem welche Hilfe und Unterstützung erwartet.

### *Die Beziehung zu den Co-MentorInnen aus der Sicht von Nina Berens*

Ihren Kontakt zu den Co-MentorInnen schildert Nina Berens als eher inkonsistent. Dabei ähneln ihre Erzählungen größtenteils denen ihrer Tandempartnerin. Mit der ersten Co-Mentorin habe es über wenige E-Mails und das biographische Interview hinaus keine Kontakte gegeben, was Nina Berens auf Abstand hält:

„daraufhin habe ich dann auch entschieden, gut, diese Dame hat eigentlich kein Interesse über dieses Halbjahr, wo es quasi ihre Pflicht war, hinaus noch irgendwie für uns Ansprechpartner zu sein“

„Diese Dame“ klingt ironisch-distanziert und weckt zugleich den Eindruck, dass Nina Berens enttäuscht, vielleicht auch gekränkt ist, dass Yasmin Maurer ihrem Empfinden nach „ihre Pflicht“ erledigt, darüber hinaus aber kein Interesse an einem weiteren Kontakt signalisiert. So zumindest nimmt Nina Berens den Prozess wahr. Hinzu kommt, dass Yasmin Maurer und Philipp Weimers genau entgegengesetzte biographischen Erfahrungen und im Anschluss daran verschiedene Haltungen gegenüber den Zukunftsfragen von Nina Berens zum Ausdruck bringen:

„waren beide Erfahrungen komplett unterschiedlich, die erste hatte sehr sehr schlechte Erinnerungen an ihre Promotionszeit, also wirklich sehr sehr schlecht, und hat mir ausdrücklich davon komplett abgeraten, der zweite hatte sehr positive Erfahrungen von seiner Promotionszeit und meinte, ja wenn einen das interessiert, soll man das jederzeit machen“

Die gegensätzlichen Rückmeldungen auf ihre eigenen Fragen verankert Nina Berens in den Erfahrungen der beiden Personen. Eine Gemeinsamkeit zwischen den diametral entgegengesetzten Ratschlägen liegt darin, dass Nina Berens beide Sichtweisen sehr pauschal formuliert und ihre persönlichen Fragen und Motive im Interview hinter den Verallgemeinerungen zurückbleiben. Die unterschiedlichen Standpunkte der Co-Mentorin und des Co-Mentors korrespondieren damit, dass sie den Co-Mentor zunächst positiv beschreibt. Er habe sich nach dem Kennenlernen innerhalb einer Woche bei ihnen gemeldet und sei grundsätzlich sehr interessiert gewesen. Auch die erste Telefonkonferenz und das biographische Interview habe sie sehr nett in Erinnerung. Danach sei es dann „aber auch wieder gescheitert“.

Das „auch“ verweist darauf, dass Nina Berens die Beziehung zur ersten Co-Mentorin als gescheitert betrachtet. Woran „scheitert“ nun auch die zweite Dreierkonstellation aus ihrer Sicht? Obwohl mehrere Termine für Telefonkonferenzen ausgemacht worden seien, sei es leider zu keinen weiteren Telefonkontakten zu dritt gekommen. Als bei einem Termin ihre Tandempartnerin die Verabredung vergessen habe, habe der Co-Mentor nicht mit ihr allein telefonieren wollen. Nachdem auch die weiteren geplanten Telefontermine nicht zustande kamen, hätte der Co-Mentor mitgeteilt, dass er nicht zum Abschlusstreffen kommen könne. Danach sei der Kontakt zu ihm abgebrochen:

„und wir haben es nicht geschafft, nicht geschafft, da hat er uns dann mitgeteilt, dass er beim Abschlusstreffen leider nicht anwesend sein kann, und daraufhin habe ich entschieden, dass ich dann da auch nicht anwesend bin“

Hier wird die Enttäuschung über nicht eingelöste Erwartungen und über die nicht zustande gekommene Beziehung greifbar: ‚wenn er nicht kommt, dann komme ich auch nicht‘ ist auf den ersten Blick eine Trotzreaktion; auf den zweiten Blick wird nachvollziehbar, dass Nina Berens sich missachtet fühlt. Dabei zeigt sich ein deutlicher Unterschied zwischen ihrem ironischen Abstand gegenüber Yasmin Maurer und ihrem Wunsch, die Beziehung zu Philipp Weimers zu klären. Sie schreibt ihm eine „Abschieds-E-Mail“, in der sie ein Feedback für ihn formuliert. Zum Zeitpunkt des Interviews hat sie noch keine Antwort erhalten. Entsprechend beschäftigt sie im Interview immer noch die Situation des abgebrochenen Telefongesprächs, wenn sie sagt, „dass ich halt auch mich persönlich von ihm nicht so wirklich ernst genommen gefühlt habe, weil ich zum Beispiel finde, man hätte beim ersten Termin auch zu zweit telefonieren können“. Die Zurückweisung durch den Co-Mentor, der ihrem Qualifizierungswunsch positiv gegenübersteht, sie aber trotzdem nicht weiter begleitet, wirkt immer noch nach, das gilt auch für die aus Sicht von Nina Berens nicht geglückte Beziehung zur ersten Co-Mentorin. Mit beiden, so sagt sie, hätte sie nicht „konkret darüber reden können“, wie es für sie weitergehen soll, „weil irgendwie hatte ich nicht das Gefühl, dass beide Mentoren sich da so derart einbringen möchten“. Sie vermisst bei beiden Engagement und Interesse und unterstreicht das Bild noch einmal, sie hätten zwar ihre Aufgabe erfüllt, indem sie „bereitwillig

von ihrem Leben erzählt haben“, aber „darüber hinaus“ wären sie nicht auf persönliche Anliegen eingegangen. Dabei formuliert Nina Berens auch Zweifel an ihrer eigenen Haltung: „vielleicht habe ich es aber auch einfach nicht geäußert deutlich genug, das kann auch sein, weil ich dann eher in den Gesprächen zurückhaltender bin“.

Ihre Erfahrungen führen auch dazu, dass sie das methodische Konzept des Programms hinterfragt: Wer soll wem etwas über sich erzählen? Brauchen die Co-MentorInnen einen „einheitlicheren Leitfaden“ zu ihrer Rolle? Waren sich alle darüber im Klaren, ob sie genügend „Kapazität haben“ und „wirklich auch das Interesse haben“? Schließlich plädiert Nina Berens dafür, dass auch die Studentinnen ein biographisches Interview hätten geben können und thematisiert auch auf diesem Weg, dass ihr die Wechselseitigkeit in den Begegnungen gefehlt habe.

#### *Die Bedeutung von Behinderung aus Sicht von Nina Berens*

Nina Berens erzählt, dass es für Menschen mit Behinderung teilweise einfacher sei Kontakte zu anderen Menschen mit Behinderungen als zu Menschen ohne Behinderung zu knüpfen, „weil man da einfach andere, man hat von vornherein 'ne andere Basis, weil man halt so Probleme hat, die haben andere nicht“. Geteilte Erfahrungen schaffen eine gemeinsame Grundlage, eine „andere Basis“ als dies im Kontakt mit Menschen der Fall ist, die keine vergleichbaren Probleme lösen müssen. So beschreibt Nina Berens beispielsweise, dass auch die Anforderungen im Studium für Menschen mit Behinderung anders seien als diejenigen für Menschen, die ohne eine Behinderung leben. Sie müssten deutlich aktiver und engagierter sein, um ein Studium zu absolvieren. In diesem Zusammenhang beginnt sie auch darüber nachzudenken, dass nicht alle Menschen, die mit einer Behinderung leben, den notwendigen Einsatz leisten können, um ein Studium zu bewältigen:

„da könnte ich mir halt vorstellen, dass es auch viele gibt, die vielleicht das gar nicht können oder die vielleicht nicht wissen, dass es so sein muss, oder die es nicht schaffen, es kommt halt drauf an was für'n Typ man ist oder wie aktiv man ist, ob man eher passiv ist, ob man schüchtern ist, ob man seine Behinderung überhaupt in den Mittelpunkt stellen will oder nicht, aber ich habe die Erfahrung gemacht, dass es schon sehr wichtig ist, zu jedem einzelnen Do-

zenten auch ins persönliche Gespräch zu gehen, weil die Dozenten kennen sonst die Probleme und Hindernisse nicht“

Nicht jeder Mensch, der mit einer Behinderung lebt, bringt die persönliche Initiative auf, die aus Nina Berens' Sicht vonnöten ist, um „Hindernisse“ zu überwinden. Dies kann aus ihrer Sicht an fehlenden Informationen, an der persönlichen Haltung oder auch an Zurückhaltung im Umgang mit der eigenen Behinderung liegen. Im Gegensatz zu einer solchen Zurückhaltung beschreibt Nina Berens sich als sehr aktiv. Nach ihrer Erfahrung ist es „sehr wichtig“ das Gespräch mit „jedem einzelnen Dozenten“ zu suchen. Dabei ist sie diejenige, die über „Probleme und Hindernisse“ aufklärt, sie beschreibt also eine Situation, in der sie selbst für die Aufklärung des Hochschulpersonals verantwortlich ist und dafür sorgen muss, dass Barrieren, die sie am Studieren hindern entweder aus dem Weg geräumt oder als Teil der Studienbedingungen berücksichtigt und entsprechend aufgefangen werden.

#### *Die Bedeutung von Geschlecht aus der Sicht von Nina Berens*

Nina Berens setzt sich intensiv mit Zuschreibungen von Geschlechterdifferenz auseinander. So vertritt sie einerseits, dass es keine wesentlichen Unterschiede zwischen Frauen und Männern gebe und begründet dies beispielsweise mit der zugewandten Haltung, die sie bei dem Co-Mentor wahrgenommen habe. Zugleich betont sie, dass es schon wichtig sei, dass das Tandem aus Frauen bestünde, weil sie ähnliche Erfahrungen teilen könnten. Die Frage, ob ‚typisch‘ weibliche oder männliche Handlungsmuster existieren, zieht sich wie ein roter Faden durch das Interview. Dies wird besonders in den Erzählungen über das Berufsleben relevant. So meint Nina Berens beispielsweise, Programme zur Frauenförderung seien besonders wichtig, „weil Frauen sich halt auch vielleicht immer noch weniger durchsetzen können beim Einstieg in das Berufsleben oder auch später als Männer“. Bleibt in dieser Sequenz offen, ob es strukturelle Gründe sind, die Frauen daran hindern, sich durchzusetzen, wird anschließend deutlich, dass Nina Berens hier auch das Verhalten von Frauen als Ursache ausmacht. In ihrer Erzählung ist es so, dass „Frauen doch eher das noch so ein bisschen gewohnt sind hinten sich anzustellen, und eben dieses Helfersyndrom haben ja eigentlich sehr viele Frauen ja“. ‚Sich hinten anzustellen‘ bedeutet gedul-

dig und höflich zu warten, bis man selbst an der Reihe ist. Gegenbilder dazu wären, direkt nach vorne durchzugehen, sich gegen Widerstände und Sperren nach vorne durchzukämpfen oder sich an anderen vorbei zu drängen. Dieses Verhalten legen Frauen nach Ansicht von Nina Berens eher nicht an den Tag, sie haben vielmehr ein „Helfersyndrom“, das ihnen gebietet, anderen, vermutlich Männern, den Vortritt zu lassen.

Strukturelle Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern thematisiert Nina Berens im Zusammenhang der Vereinbarkeitsfrage. Sie bezieht sich auf den Trend, dass Väter häufig nicht so lange wie Mütter Elternzeit in Anspruch nehmen und assoziiert dies mit Vor- und Nachteilen für die weitere Karriere:

„die Männer, wenn sie nur zwei Monate Elternzeit nehmen, ist es für sie ein finan-, ein Karrierevorteil, alles, was darüber hinaus geht, ist für sie ein Karrierenachteil, wohingegen es für die Frau immer ein Karrierenachteil ist, wenn sie Elternzeit nimmt und in der Regel ist es immer die Frau, die das dann auch länger macht“

Karrierevorteile und Karrierenachteile werden in dieser Aussage als ungleich verteilt gesehen. Während Männer durchaus davon profitieren können, Elternzeit zu beanspruchen – sofern sie ein bestimmtes Zeitmaß nicht überschreiten – ist es „für die Frau immer ein Karrierenachteil“, zumal sie diejenige ist, die den größeren Anteil der Zeit übernimmt. Während Nina Berens in der vorherigen Interviewsequenz allseits bekanntes Alltagswissen über vermeintlich unterschiedliche Verhaltensmuster der Geschlechter heranzieht, formuliert sie nun geschlechtertheoretische Argumente, die den gegenwärtigen Diskurs über Familien- und Geschlechterpolitik prägen und auch in der Geschlechterforschung insbesondere zur Arbeitsteilung von hoch qualifizierten Paaren diskutiert werden. Für die aus ihrer Sicht „massiv“ in ihrem Karriereverlauf benachteiligten Frauen sind „spezielle Förderprogramme“ deshalb sinnvoll, „vielleicht auch, um zu lernen, sich einfach auch zu behaupten und durchzusetzen“. Dass Nina Berens schließlich wieder bei der Verhaltensebene ansetzt, liegt nahe, denn das Programm, an dem sie teilgenommen hat, setzt einen deutlichen Schwerpunkt im Bereich der persönlichen Selbstreflexion. Die Austauschbeziehungen im Tandem

wie in der Gruppe sollen dazu beitragen, die eigenen Potentiale und Interessen zu erkennen und zu artikulieren.

### *Die Bedeutung von Inklusion aus Sicht von Nina Berens*

Nina Berens betont, dass die Gesellschaft bei der Eingliederung von Menschen mit Behinderung bereits „sehr weit“ sei: „mein persönlicher Eindruck ist auch, dass die Inklusion schon da war, bevor das Wort Inklusion ein Modewort wurde“. Hier wird eine Ungleichzeitigkeit im Hinblick auf Begriff und Inhalt festgestellt: Mit dem gegenwärtigen Begriff Inklusion verbundene Inhalte, seien auch schon vor dieser Programmatik entwickelt und umgesetzt worden. Damit entwirft Nina Berens grundsätzlich ein sehr positives Bild von der gesellschaftlichen Entwicklung und der aktuellen Situation. Sie hegt aber auch Zweifel an gegenwärtigen Überlegungen und Umsetzungen, die ein inklusives Bildungssystem zum Ziel haben. Hier sieht Nina Berens Fehlentwicklungen und Grenzen, beispielsweise, wenn Modellprojekte, deren Finanzierung entsprechend befristet sei, „wie Pilze aus dem Ring schießen“. Ihrer Ansicht nach sind auch die „Lehrer komplett überfordert“, weil sie nicht über eine entsprechende Ausbildung verfügen würden. Dennoch befürwortet Nina Berens die „Idee“, „dass Kinder mit unterschiedlichsten Behinderungen und nicht Behinderte alle in einer gemeinsamen Lernumgebung lernen“. Etwas später äußert sie aber die Sorge, dass die Leistungen der „intelligenteren Kinder“ darunter leiden könnten, „wenn jetzt versucht wird auf Teufel komm raus auch weniger intelligente Kinder in Rahmen dieses Projekts zu inkludieren“. Ihre Ambivalenz begründet sie damit, dass momentan „der Fokus sehr auf der Förderung von denen, die schwach sind“ liegen würde. Im Ergebnis könnte das dazu führen, dass „das dann auf so ein Mittelmaß hinausläuft“. Damit nimmt sie ein Argument auf, dass in öffentlichen wie fachlichen Debatten über Inklusion immer wieder stark gemacht wird: die befürchtete Nivellierung von Leistungsunterschieden zum Nachteil besonders leistungsstarker Schülerinnen und Schüler. Dabei ist zu vermuten, dass die Frage, wer soll mit wem zusammen lernen, Nina Berens nicht nur grundsätzlich bewegt, sondern auch im Hinblick auf ihren eigenen Werdegang als Akademikerin, die mit einer Behinderung lebt. Vor diesem Hintergrund spiegeln ihre widersprüchlichen Argumente den aktuellen Diskurs und

die damit verbundenen Kontroversen im Zusammenhang ihrer eigenen Erfahrungen mit dem Weg in die Universität und der Situation in dieser – im Gegensatz zu Schule – bisher nicht inklusiv ausgerichteten Institution.

Trotz ihrer Einwände ist Nina Berens grundsätzlich überzeugt, dass die Umsetzung von Inklusion in den Schulen die Voraussetzung für ein späteres erfolgreiches Studium für Menschen mit Behinderung darstellt. Dabei thematisiert sie nicht nur den Zugang zu den Hochschulen und die Barrierefreiheit, sondern auch die Integration in die Studierendenschaft. Der Abbau von Berührungsängsten und die größere Akzeptanz von Studierenden, die „anders“ seien, sollten aus ihrer Sicht mehr in den Vordergrund von Veränderungsbestrebungen rücken.

### *Das Beziehungsgefüge zwischen Tandem und Co-MentorInnen*

Die Tandembeziehung von Paula Christiansen und Nina Berens ist auf die wechselseitige Bewältigung von je individuellen Studienanforderungen konzentriert, die damit auch verbundene persönliche Bindung zwischen beiden Studentinnen bleibt in den retrospektiven Interviews eher im Hintergrund und der gemeinsame Prozess wirkt abgeschlossen. Gleichwohl werden über das Jahr persönliche Themen gemeinsam aufgenommen. Sie sprechen ausführlich miteinander über die Bedeutung von und die Erfahrung mit Vulnerabilität und über Barrieren, das wird in beiden Interviews nachvollziehbar. Die Thematisierung von Behinderung verdeutlicht, dass Paula Christiansen unsicher ist, wie sie ihre eigene Position im Tandem gestalten sollte und Nina Berens den Eindruck hat, dass ihre Tandempartnerin aufgrund der für sie völlig neuen Situation auf vertraute Stereotypen zurückgreift: Hilfebedürftige und Helferin. Diese Rollenverteilung wird nicht völlig durchbrochen, durchaus aber miteinander besprochen.

Die Beziehungen des Tandems zu ihrer Co-Mentorin und dem Co-Mentor sind aus Sicht der Studentinnen nicht zufriedenstellend verlaufen. Während sie sich gegen Yasmin Maurer verbünden, bricht der Kontakt zu Philipp Weimers nach einem Konflikt über Verbindlichkeiten im Umgang mit Terminen ab. Ihre Enttäuschungen thematisieren beide recht unterschiedlich. Paula Christiansen spricht ausführlicher über ihre Sicht auf Yasmin Maurer und schildert ein Bündnis mit Nina Berens gegenüber

den Standpunkten und Interventionen der Co-Mentorin, ohne dass dies mit Yasmin Maurer direkt angesprochen worden zu sein scheint. Nina Berens ist hingegen sehr viel stärker damit befasst, dass sie sich von Philipp Weimers, den sie zunächst als sehr zugewandt und unterstützend erlebt, nicht anerkannt und stehen gelassen fühlt. Für die Studentinnen haben beide Dreierkonstellationen nicht funktioniert, es haben sich keine positiven Beziehungsaspekte in den Triaden durchgesetzt, wobei aus den Interviews nicht erkennbar wird, ob es vielleicht doch Versuche einer Klärung zu dritt gegeben hat.

Behinderung ist bedeutsam für die Strukturierung der Tandembeziehung. Beide Studentinnen thematisieren ihre unterschiedlichen Lebenslagen und Lebenserfahrungen, wobei auch die Vulnerabilität von Paula Christiansen, die ohne eine Behinderung lebt, in den Fokus rückt. Behinderung wird einerseits als pragmatische Einschränkung beschrieben – als alltägliche Auseinandersetzung mit und Überwindung von Barrieren im Raum. Ebenso wird deutlich, dass Behinderung mit diskriminierenden Zuschreibungen, beispielsweise von verminderter Leistungsfähigkeit, verbunden ist, wovon sich die Tandempartnerinnen gemeinsam abgrenzen. Die Berührungsängste und Unsicherheiten von Paula Christiansen stehen für Nina Berens exemplarisch dafür, dass im Alltag zu wenige Begegnungen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung stattfinden. Dies bezieht sie auch auf ihre Erfahrungen im Studium.

Inklusion wird von beiden Studentinnen grundsätzlich bejaht, wobei auch die widersprüchlichen und kontroversen Debatten über ein inklusives Bildungssystem aufgegriffen werden. Bemerkenswert ist, dass Nina Berens vertritt, die Gesellschaft sei schon recht weit und zugleich beschreibt, dass Berührungsängste und Unwissenheit der anderen ihren Alltag an der Universität prägen. Auch die Tandembeziehung der Studentinnen kann in diesem Kontext als eine Pendelbewegung zwischen Berührungsängsten und selbstverständlichen Begegnungen beschrieben werden.

Die Bedeutung von Geschlecht wird ebenfalls von beiden Studentinnen thematisiert. Sie greifen dabei einschlägige Diskurse über Ungleichheiten in den Geschlechterbeziehungen auf. Für Paula Christiansen ist die Gruppe der gleichaltrigen Frauen ein wichtiger Bezugspunkt, insbesondere im Hinblick auf die für sie gesellschaftlich grundsätzlich ungelöste

Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Auch Nina Berens thematisiert die ungleichen Verhältnisse zwischen Frauen und Männern im Berufsleben mit Bezug zur Arbeitsteilung in der Familie. Zudem findet sie Förderprogramme für Frauen wichtig, um diese darin zu unterstützen, ihre Interessen stärker als bisher zu vertreten und durchzusetzen.

#### **4.2.6 „Jetzt nicht nur fachliche Kompetenz sondern auch so Lebenskompetenz, Überlebenskompetenz“ –**

Christine Zennek, Friederike Ilmen, Olivia Ahrent und Nora Quast

Die folgende Fallanalyse basiert auf den Sichtweisen von allen vier Personen, die als studentisches Tandem und als Co-Mentorinnen im Lauf eines Jahres miteinander in Austausch getreten sind. Mit der Co-Mentorin des ersten Halbjahres, Christine Zennek, die mit einer Behinderung lebt, konnten wir in einem Erstinterview während des laufenden Programms und in einem Längsschnittinterview nach dessen Abschluss sprechen. Die Co-Mentorin des zweiten Halbjahres, Friederike Ilmen, die ohne Behinderung lebt, hat erst nach Abschluss des Programms in einem Interview über ihre Erfahrungen erzählt. Die Studentinnen Olivia Ahrent und Nora Quast haben ebenfalls einmal nach dem offiziellen Abschluss des Prozesses mit uns gesprochen. Olivia Ahrent lebt mit, Nora Quast ohne eine Behinderung.

Alle vier Sichtweisen, die in den Interviews zur Sprache kommen, weisen eine hohe Übereinstimmung auf, was die Bedeutung des Beziehungsgefüges der Gruppe betrifft. Häufig wird in der Wir-Form gesprochen und entsprechend weniger explizit über einzelne Personen oder Zweierkonstellationen. Zudem wird in allen Interviews deutlich, dass die Auseinandersetzung mit existenziellen Einschnitten im Leben und der Umgang mit der grundlegenden Vulnerabilität von Menschen eine zentrale Bedeutung für die Entwicklung der Gruppenbeziehung hat. Zudem heben alle hervor, wie wichtig für sie eine positive Lebenseinstellung im Umgang mit den unumgänglichen Krisen des Lebens ist. Übereinstimmung herrscht auch im Hinblick auf den Anspruch, den wechselseitigen Austausch möglichst hierarchiefrei zu gestalten. Besonders der Vergleich der unterschiedlichen Lebenssituationen ist ein wichtiges Thema für alle und wird immer wieder mit der Frage verbunden: Was sind überhaupt Kompetenzen und was ist wichtig für meinen ganz persönli-

chen Lebensweg? Bemerkenswert ist, dass alle vier Teilnehmerinnen sich nach Abschluss des Programms entscheiden als Vierergruppe in Kontakt zu bleiben.

Im Folgenden werden zunächst die Sichtweisen der Co-Mentorinnen vorgestellt. Anschließend rücken die Interviews mit den beiden Studentinnen in den Blick. Dabei ist zu bedenken, dass nur die erste Co-Mentorin, Christine Zennek, auch während des laufenden Programms erzählt, die anderen drei Perspektiven sind im Vergleich dazu ausschließlich Einschätzungen mit mehr zeitlichem Abstand zu den verschiedenen Etappen des Programms. Zugleich sprechen alle vier über eine Gruppenerfahrung, die das Programm überdauert und nicht über eine Situation, die sie für abgeschlossen halten.

#### *Die Sicht der ersten Co-Mentorin Christine Zennek*

Christine Zennek erfährt im beruflichen Kontext vom KompetenzTandem-Programm. Sie berichtet, dass sie sich als „Frau und schwerbehindert“ angesprochen gefühlt habe. Zudem will sie ihre Erfahrungen weitergeben. Aus ihrer Sicht gibt es Momente und Situationen, auf die alle Menschen, die mit einer Behinderung leben, irgendwann treffen können (z.B. Antrag auf Schwerbehindertenausweis, Schwierigkeiten an der Uni). Deshalb möchte sie konkrete Unterstützung leisten und so den Studentinnen unnötige Wege ersparen.

Mit dem Programmstart erlebt Christine Zennek sich zum ersten Mal, wie sie sagt, „auf der anderen Seite“. Bisher war sie immer selbst gefördert worden, nun möchte sie ausprobieren, wie es ist, in der Rolle der Co-Mentorin zu agieren. Von diesem Perspektivwechsel verspricht sie sich auch, „mehr über sich herauszufinden“, um die eigenen Stärken zu identifizieren. Im Vordergrund ihrer Vorstellungen steht dabei das Bild, dass es sich um ein wechselseitiges „Geben und Nehmen“ handelt. Sie möchte also nicht nur ihre Erfahrungen vermitteln, sondern auch von den anderen TeilnehmerInnen im Projekt lernen und „etwas für sich mitnehmen“. Diese Wechselseitigkeit sei, so sagt sie, ein wichtiger Punkt im KompetenzTandem-Programm.

Das wechselseitige voneinander Lernen zu betonen, bedeutet, dass Christine Zennek davon ausgeht, dass alle TeilnehmerInnen – und nicht

nur die Studentinnen – einen Gewinn aus den gemeinsamen Erfahrungen ziehen. Diese Überzeugung spiegelt sich in der Abgrenzung von hierarchischen Beziehungen und der Absicht kein Gefälle zwischen Co-Mentorinnen und Studentinnen zu produzieren. Ihre kritische Haltung gegenüber Hierarchien greift sie auch rückblickend im Längsschnittinterview auf, wenn sie sagt, dass vieles aus ihrer Sicht noch im „Top-Down-Ding verhaftet ist und auch dieses Besserwischerische von Älteren aufgrund des Alters, aufgrund der Bildung die man bis dahin erworben hat“. Erfahrungsvorsprünge aufgrund von Lebensalter und Bildung, rechtfertigen demnach keine vertikale Hierarchie, wobei die Co-Mentorin dies mit einem sprachlichen Bild verbindet, das in der Informatik und in der Managementtheorie gebräuchlich ist und Prozesse beschreibt, die vom Abstrakten zum Konkreten führen (Informatik) und Führungsstile beschreiben (Management). Damit stellt sie ihre Überlegungen zur Gestaltung von Beziehungen im KompetenzTandem-Programm in einen weiter gefassten Rahmen, was den Umgang mit der Weitergabe und Transformation von Expertise anbetrifft. Entscheidend für den Erfolg solcher Prozesse ist für sie das wechselseitige Lernen, das ihrer Meinung nach viel mehr Veränderungspotential hat als die tradierten Autoritätsbeziehungen. Dabei spannt Christine Zennek den Bogen über das konkrete Programm und dessen Potentiale hinaus bis zur Gestaltung der Gesellschaft, wenn sie feststellt, „nur dann können wir eine schöne Gesellschaft machen“. Damit bekräftigt sie den Zusammenhang zwischen dem Mikroprozess des intersubjektiven, wechselseitigen voneinander Lernens in einem sehr spezifischen organisationalen Arrangement und gesellschaftlichen Transformationsprozessen in Richtung einer „schönen“, vermutlich auch im Sinn einer besseren Gesellschaft. Die Reziprozität der sozialen Beziehungen ist aus ihrer Sicht hierfür zentral.

### *Das Beziehungsgefüge aus Sicht von Christine Zennek*

Zu den Studentinnen sagt Christine Zennek: „wir haben uns echt super verstanden“ und sie lobt das Matching der Gruppe durch die zuständige Person des Hildegardis-Vereins: „da hatte die Person, die das ausgewählt hat, echt ein gutes Händchen“. Ihre anerkennenden Worte verweisen darauf, dass sie es nicht für eine Selbstverständlichkeit hält, dass studentische Tandems und ihre Co-Mentorinnen sich immer rei-

bungslos („super“) verstehen. Vor allem betont sie, dass es sich um einen sensiblen und bewusst gesteuerten Prozess handelt, der Fingerspitzengefühl erfordert.

Weiterhin beschreibt sie die zwei Studentinnen wertschätzend als „sehr interessiert, sehr offen“, was für die gemeinsame Beziehungsgestaltung eine große Bereicherung sei. Besonders fasziniert ist sie von deren „Lebenserfahrung“ trotz jungem Lebensalter: „wenn ich nicht wüsste, dass die beiden jetzt gerade mal Anfang zwanzig sind, würde [ich] jedes Mal denken, dass sie so wie sie reden, wie sie sich geben, da spricht Lebenserfahrung“. Hier schimmert eine Norm durch, die „Lebenserfahrung“ und die damit verbundene Lebensreife am Lebensalter festmacht. Die Co-Mentorin ist offensichtlich erstaunt, vielleicht auch irritiert, dass diese Verknüpfung im Fall der studentischen Tandempartnerinnen nicht greift.

Das Verhältnis zwischen den Studentinnen beurteilt sie ebenfalls als „super“ und unterstreicht die Bedeutung, die deren dyadische Beziehung ihrer Ansicht nach für den gesamten Prozess hat. Dies bezieht sie auch auf ihre Rolle als Co-Mentorin, wenn sie meint, sie solle erst mal abwarten:

„ich denke auch, dass die beiden sich untereinander auch super verstehen, weil das ist auch der Gedanke, dass die sich erst mal untereinander so ein bisschen austauschen und dass nicht immer ich mich sofort einmische“

Christine Zennek entwirft ein komplexes Beziehungsgefüge, indem sie den dialogischen Prozess der Studentinnen ins Zentrum rückt und sich selbst zunächst zurücknimmt. Damit relativiert sie zum einen die Bedeutung der Co-Mentorin, die sich ihrer Auffassung nach nicht „immer sofort einmischen“ sollte. So entsteht das Bild einer dritten Person im Hintergrund, die den Prozess durchaus begleitet und beobachtet und sorgfältig abwägt, wann und warum sie sich in die Interaktion einbringt. Dies ist aber nichts, was die Co-Mentorin alleine entscheidet, das würde dem Ideal der Reziprozität widersprechen, das Christine Zennek betont:

„ich sehe es ja nicht so, dass ich jetzt so top-down-mäßig eine Mentorin bin, die denen da unten irgendwas erzählt wie was zu laufen hat, sondern eher, dass wir miteinander halt an einem Projekt

arbeiten, also das ist jetzt ja nicht so eine einseitige Geschichte, sondern so ein Geben und Nehmen“

In dieser Passage wird noch einmal deutlich, dass die Co-Mentorin vertikale Hierarchien ablehnt. Erneut fasst sie dies in das für sie negativ konnotierte Bild „top-down-mäßig“ und setzt diesem das Ziel entgegen, „an einem Projekt zu arbeiten“. Das ist aus ihrer Sicht damit verbunden, sich nicht „einseitig“, sondern in ständiger Wechselseitigkeit zu begegnen – ein „Geben und Nehmen“, das alle Beteiligten praktizieren sollten.

Ihren inhaltlichen Kontakt zu den Studentinnen beschreibt Christine Zennek im Erstinterview als „Austausch von Kompetenzen in der Dreierkonstellation“ und formuliert ein umfassendes Verständnis von Kompetenz: „jetzt nicht nur fachliche Kompetenz, sondern auch so Lebenskompetenz Überlebenskompetenz“. Diese Differenzierung ergibt sich nicht zuletzt daraus, dass die zeitweise gesundheitlich schwierige Situation von Olivia Ahrent zu einer intensiven Auseinandersetzung für alle führt: mit der grundlegenden Vulnerabilität und der Endlichkeit von Menschen und mit der Bedeutung von Lebensbejahung für die gemeinsame Bewältigung von Krisen. Über die Haltung von Olivia Ahrent spricht Christine Zennek voller Anerkennung:

„ich fand es unglaublich, man kann es gar nicht in Worte fassen wie toll ein junges Mädchen mit einer ziemlich anstrengenden [Beeinträchtigung] umgeht, die auch wesentliche Einschnitte für den eigenen Lebensplan und den eigenen Lebenslauf gewissermaßen bedeutet hat, also das fand ich unglaublich, was die Olivia da geleistet hat, auch mit welcher Leichtigkeit sie das gemacht hat und ich finde, da kann ich mir eine Scheibe abschneiden“

Für Christine Zennek ist es schwer zu fassen und sie findet keine Worte dafür, dass und vor allem in welcher Weise „ein junges Mädchen“ mit der Erfahrung umgeht, dass ihr „Lebensplan“ durchkreuzt wird. Die Vulnerabilität der Studentin wird hier mit ihrem vergleichsweise jungen Lebensalter verbunden und ihre Fähigkeit, existenzielle Krisen zu bewältigen, vor diesem Hintergrund als außerordentlich wahrgenommen wird. Gerade von dieser Fähigkeit, die als „Leichtigkeit“ im Umgang mit einer nicht leichten Situation beschrieben wird, meint die Co-Mentorin etwas lernen zu können. Sich „eine Scheibe abschneiden“ zu können, ist ein

sehr konkretes, sinnliches Bild für die Anerkennung gegenüber einer anderen Person, die etwas zu bieten hat, was auch für die eigene Person gut wäre. Die Redensart, die Christine Zennek hier aufgreift, wird zumeist im Zusammenhang mit besonderen Leistungen und Erfolgen benutzt und so spricht auch sie davon, dass Olivia Ahrent etwas „geleistet“ habe. Die Auseinandersetzung mit der Bewältigung einer existentiell bedrohlichen Situation findet die Co-Mentorin nicht nur für sich selbst, sondern auch für die zweite Studentin Nora Quast, die ohne eine Behinderung lebt, wegweisend:

„dass Nora sieht, wie das ist, wenn es konkret richtig übel ist, dass man trotzdem gut drauf sein kann, dass es aber nicht heißen muss, dass man dann sofort aufgibt oder so was, aber sie sieht halt auch gleichzeitig die Schwierigkeiten und sie sieht auch gleichzeitig, dass Schwerbehinderte nicht faul sind, ganz und gar nicht, sondern genau das Gegenteil machen damit sie ungefähr so normal sind wie alle anderen“

Diese Passage unterstreicht, was in der zuvor zitierten auch schon deutlich wurde: Christine Zennek findet, dass Olivia Ahrent sehr gut mit einer sehr belastenden Situation umzugehen in der Lage ist. Dabei betont sie, dass diese Situation „richtig übel“ sei und setzt die Stimmung von Olivia Ahrent als einen Kontrapunkt, wenn sie sagt, „dass man trotzdem gut drauf sein kann“. Mit ihrer Generalisierung („man“) verdeutlicht die Co-Mentorin, dass es ihr hier auch um die Auseinandersetzung mit Zuschreibungen gegenüber Menschen mit einer Beeinträchtigung und damit auch um einen übergreifenden Moment des Lernens geht. Die andere Studentin würde dabei sehen, also bewusst wahrnehmen, „dass Schwerbehinderte nicht faul sind“. Dieses sehr abwertende Vorurteil wird aus Christine Zenneks Sicht hier widerlegt. Dabei setzt sie ihre generalisierenden Überlegungen fort und stellt fest, dass Menschen mit einer Schwerbehinderung – im Gegenteil zur Unterstellung der Faulheit – „genau das Gegenteil“ täten, also mehr leisten würden, um dem, was als „normal“ gilt, zumindest nahe zu kommen. Mit ihrer Formulierung, dass diese Anstrengungen dazu führen würden, dass Schwerbehinderte „ungefähr so normal sind wie alle anderen“, verdeutlicht sie durch eine feine Differenzierung, dass Menschen mit einer Behinderung letztlich aus den Definitionen von Normalität ausgeschlossen bleiben. Dies wird

ebenfalls nachvollziehbar, wenn Christine Zennek darüber spricht, dass sie auch für Oliva Ahrent einen Zugewinn an Erfahrungen durch das Programm vermutet, den sie insbesondere im Austausch mit ihrer eigenen Person sieht: „was sie von mir auch ein bisschen mitkriegt, die Realität, also dass es heutzutage immer noch obwohl es immer wieder gesagt wird, die Gesellschaft ist nicht inklusiv“.

Vor diesem Hintergrund sieht sie ihre eigene Funktion für die Studentin mit einer Behinderung darin, dieser zu vermitteln, wie die Realität aussieht: „wir sind da eher rückständig, also wir gehen eher ein Schritt zurück und sie sieht das, sie kriegt das mit jetzt nicht nur am eigenen Körper“. Mit „wir“ ist hier vermutlich die allgemeine gesellschaftliche Situation im Hinblick auf Inklusion gemeint und Christine Zennek geht davon aus, dass Olivia Ahrent ihre eigene Wahrnehmung teilt („sie kriegt das mit“). Diese Wahrnehmung ist eine, die auch „am eigenen Körper“ erlebt wird – ein ausdrucksstarkes Bild für soziale Erfahrungen am „eigenen Leib“, die im Fall von Beeinträchtigungen mit dem gesellschaftlich als abweichend konstruierten Körper und im hier untersuchten konkreten Zusammenhang mit der Erfahrung der eigenen körperlichen Verletzungsoffenheit einhergehen.

Dabei stellt sie ihre Beziehung zu Olivia Ahrent immer wieder in den Zusammenhang der gesamten Gruppenkonstellation, die sie als maßgeblich für den gemeinsamen Lernprozess erlebt. So knüpft Christine Zennek ebenfalls Kontakte zu der zweiten Co-Mentorin und der Austausch findet teilweise in der kompletten Vierergruppe statt. Dieser Kontakt ist nach dem offiziellen Ende des Programms weiterhin präsent. Als verbindendes Element aller beschreibt sie die positive Lebenshaltung und die Offenheit, Ungewissheiten auszuhalten oder auf sich zukommen zu lassen. Im Vordergrund steht für sie die gemeinsame Fähigkeit, eine schwierige Situation zu bewältigen, statt diese zu beklagen, „dass es da nicht um Dauerjammereien ging, sondern um auch eine Form der Bewältigung letzten Endes“. Mit diesem Resümee macht Christine Zennek den positiven Blick auf das Leben, den sie aus ihrer Sicht mit den Studentinnen teilt, als eine wesentliche Bewältigungsstrategie aus, die den Umgang mit Krisen oder Hürden erleichtert.

Der Co-Mentorinnen-Wechsel nach der Hälfte der Teilnahmezeit wird von Christine Zennek als eine Bereicherung für die Studentinnen gedeut-

tet: „gerade für die Studierenden finde ich das auch wichtig für Nora für Olivia dass sie auch noch mal jemand anders kennenlernen“. Die Co-Mentorinnen haben den Kontakt zueinander gehalten und unterstützen sich gegenseitig. So tauschen sich beide über ihre beruflichen Situationen aus und beraten sich. Als Gemeinsamkeit identifiziert Christine Zennek „Wertschätzung“ und führt dies folgendermaßen aus: „Wertschätzung von Ressourcen, Wertschätzung des eigenen Körpers, Wertschätzung in jeder Hinsicht letzten Endes“. Damit betont sie eine starke Gemeinsamkeit mit Friederike Ilmen, wobei sie erneut die Bedeutung des Körpers hervorhebt

Der Körper als Bezugspunkt der wechselseitigen Wertschätzung passt dazu, dass Christine Zennek vermitteln möchte, wie „normal das eigentlich ist, mit einer körperlichen Einschränkung zu leben und wie glücklich man damit sein kann“. Dieses Anliegen zieht sich wie ein roter Faden durch die zwei Interviews mit ihr und korrespondiert mit ihrem Wunsch danach, Vorurteile abzubauen: „dieses ganze Vorurteil alle Schwerbehinderten müssen doch depressiv werden oder irgendwie müssen unter ihrer körperlichen Einschränkung doch ohne Ende leiden“. So gewinnt auch die starke Betonung von Lebensfreude und Leichtigkeit im Umgang mit ganz und gar nicht leichten Lebenssituationen ihre tiefere Bedeutung vor dem Hintergrund der vehementen Zurückweisung eines zu einseitigen Bildes von Schwerbehinderung als Synonym für ein unglückliches, durch Leiden bestimmtes Leben.

#### *Die Sicht der zweiten Co-Mentorin Friederike Ilmen*

Friederike Ilmen ist die zweite Co-Mentorin, sie lebt ohne eine Behinderung. Für eine Teilnahme wird sie direkt vom Hildegardis-Verein angefragt. Zunächst sei sie eher „ratlos“ gewesen, was von ihr erwartet werde, was für sie auch mit der Frage verbunden ist, wie viel sie in die neue Aufgabe „investieren“ möchte. Trotz dieser anfänglichen Unsicherheiten entschließt sie sich dann aber doch zur Teilnahme, nicht zuletzt, weil sie sich in ihrer eigenen Studienzeit ein solches KompetenzTandem-Programm gewünscht hätte, es ein solches „Angebot“ aber nicht gab oder ihr zumindest nicht bekannt gewesen sei: „mensch, das hätte ich mir sehr sehr gewünscht und jetzt bin ich mal auf der anderen Seite, jetzt kann ich das Angebot geben“. Ihr Einstieg in das Programm ist

also mit einem Rückblick auf die eigenen Studienerfahrungen und mit der Erinnerung an damalige unerfüllte Wünsche nach Begleitung verbunden. Heute steht sie „auf der anderen Seite“ und kann etwas anbieten. Dabei hebt Friederike Ilmen die Bedeutung der Frauenförderung hervor: „dass es so verschiedene Angebote für Studentinnen gibt, das finde ich einfach toll, also das ist schon eine Errungenschaft, die es jetzt mal vor zwanzig Jahren so nicht gab“. Damit nimmt sie eine wertschätzende Perspektive auf das Angebot des Vereins ein, das sie als das Resultat einer erfolgreichen Entwicklung sieht. Der Begriff „Errungenschaft“ verweist darauf, dass dieses Recht auf Unterstützung erkämpft werden musste. Die Ausrichtung des Angebots auf Frauen findet sie angemessen und die Zusammensetzung der Viererkonstellation aus zwei Co-Mentorinnen und zwei Studentinnen gefällt ihr. Dabei denkt sie konzeptionell in die Zukunft und entwickelt die Idee, das nun laufende Programm möglicherweise zu modifizieren:

„dass es zwei Co-Mentorinnen gibt, finde ich auch gut, und die Idee, dass man sich auch sogar vielleicht über das ganze Jahr lang zu zweit auf diesen Weg begibt, das würde mir auch gut gefallen, könnte ich mir vorstellen, dass das auch mal so im nächsten Projekt das ausprobiert werden könnte“

Ähnlich wie Christine Zennek begrüßt Friederike Ilmen den Einsatz von zwei Co-Mentorinnen. Sie stellt den Wechsel nach einem halben Jahr aber zugleich in Frage und entwirft ein anderes Modell: Beide Co-Mentorinnen könnten auch das ganze Jahr als Team begleiten. Was sie sich von diesem Arrangement verspricht, bleibt im weiteren Interview offen. Ihr Vorschlag könnte darauf hindeuten, dass sie sich gerne mit der anderen Co-Mentorin austauschen möchte. Das Bild, gemeinsam aufzubrechen, könnte auch bedeuten, dass sie sich in ihrer Rolle allein gelassen fühlt und gerne eine Wegbegleiterin hätte – wie dies auch die Studentinnen füreinander sind. Dies könnte auch damit korrespondieren, dass sie heute zwar „auf der anderen Seite“ steht, ihre Wünsche nach Unterstützung und Begleitung aber nicht abgegolten sind und durch ihr Engagement im Programm aktualisiert werden. Was im Interview mit ihr auf jeden Fall deutlich wird, ist ihre anfängliche Unsicherheit im Umgang mit der neuen Aufgabe. So löst das erste Treffen mit den Studentinnen „Fragezeichen“ aus:

„ich hab mich dabei beobachtet, wie ich auch so mit einem Fragezeichen da war, was kann ich denen jetzt da weitergeben oder was brauchen die, und diese Frage war schon über das ganze halbe Jahr jetzt so immer wieder aufgetaucht wie weit geht mein Engagement, wie weit kann ich etwas weitergeben und was sind die Bedürfnisse von den beiden Studentinnen“

Friederike Ilmen erinnert sich, wie sie sich in der Situation „selbst beobachtet“ und welche Fragen sie sich gestellt hat. Diese Reflexion betrifft ihre persönlichen Möglichkeiten: Was kann sie „weitergeben“? Eine Weitergabe ist mit der Vorstellung von Tradierungen zwischen den Generationen verbunden. Die verknüpft die Co-Mentorin aber auch mit der Frage, was die zwei jüngeren Frauen „brauchen“ und öffnet damit ihren Blick für deren „Bedürfnisse“. Diese Selbstreflexion auf Möglichkeiten und Grenzen des eigenen Engagements begleitet den Prozess während der gesamten Zeit („über das ganze halbe Jahr“). Das im Motiv der Tradierung bereits angeklungene Generationenverhältnis wird von Friederike Ilmen auch manifest thematisiert. So fällt ihr bei der ersten Begegnung zunächst das Lebensalter der Studentinnen auf: „also altersmäßig könnten die meine Töchter sein, das ist ja schon ein Generationenwechsel“. Auch wenn das Bild der Töchter zunächst an ein Mutter-Tochter-Verhältnis erinnert, steht das Generationenverhältnis und der damit verbundene „Wechsel“, also der Wandel zwischen den Generationen im Fokus dieser Reflexion. Der Co-Mentorin wird bewusst, dass ihre Generationenlage eine andere ist als die der heute Zwanzigjährigen. Daraus resultiert für sie aber kein Gefälle, sondern eine Differenzierung zwischen sich und den Studentinnen:

„grade in der Altersstufe einfach auch zu sehen, dass die Probleme, die ich jetzt hätte als Absolventin oder Studentin, dass das eben Frauen in einem ähnlichen Alter, dass die halt noch andere Probleme haben und durch dieses sich Austauschen ich einen neuen Aspekt in meinem Leben sehe, der mich dann wieder weiter bringt auf meinem Lebensweg“

Bemerkenswert ist zunächst, dass Friederike Ilmen die Gemeinsamkeit der Studentinnen aufgrund ihres „ähnlichen Alters“ hervorhebt und deren offensichtlichen Unterschied, an dem das Programm ja auch ansetzt, nicht weiter anspricht: Behinderung und Nicht-Behinderung sind

kein Thema. Im Fokus steht vielmehr die Erkenntnis, dass die zwei jungen Frauen „andere Probleme haben“ als sie selbst sie aus ihrer Zeit als Studentin kennt. Diese Gemeinsamkeit der Studentinnen korrespondiert mit einer Differenz gegenüber ihr selbst als Co-Mentorin mit anderen Erfahrungen. Ob der Gewinn des wechselseitigen Austauschs sich auf die Studentinnen oder auf ihren eigenen Lernprozess im Hinblick auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede bezieht, bleibt offen. Deutlich wird aber, dass das Generationenverhältnis von großer Bedeutung für die Co-Mentorin ist und die Begegnung mit den jüngeren Frauen in ihrem eigenen Erleben etwas in Gang setzt.

Den Kontakt zu den Studentinnen wollte Friederike Ilmen „möglichst ausgeglichen gestalten“. Diese Feststellung passt dazu, dass sich in ihren Erzählungen wenige Differenzierungen zwischen den Tandempartnerinnen finden. Ihre Beziehung zu beiden und die gemeinsamen Themen will sie möglichst „offen lassen“ und „schauen was sich entwickeln“ wird. Für sie ist es „wichtig, dass sich Dinge einfach ergeben“. Mit dieser Haltung grenzt Friederike Ilmen sich von einer zu starken Steuerung der Beziehung ab. Dennoch nimmt die zeitweise sehr schwierige gesundheitliche Situation von Olivia Ahrent entsprechend viel Raum ein. Diese Situation bestimmt sowohl die Beziehung und den Austausch zwischen den beiden Studentinnen, als auch die eigene Auseinandersetzung mit dem Einfluss von Behinderung auf das Leben von Olivia Ahrent. Trotzdem ist es für Friederike Ilmen von großer Bedeutung, dass beide Studentinnen genügend Aufmerksamkeit und Zuwendung von ihr erhalten und es nicht zu einem Ungleichgewicht kommt:

„ich hatte zwischendurch so ein bisschen Sorge, dass dann vielleicht die zweite Studentin etwas zu kurz kommt, also da hatte ich dann so vielleicht noch mal ab und zu drauf geachtet, dass ich da noch mal nachfrage, wie es ihr grad geht, aber das hat sich immer so entspannt angehört, dass ich dachte ‚ok sie wird schon sagen wenn da was fehlt oder wenn da so ein Ungleichgewicht ist‘ und das war dann für mich auch so stimmig“

Ähnlich wie in den weiter oben zitierten Interviewsequenzen schildert Friederike Ilmen auch hier, dass sie die Entwicklung der Beziehungssituation beobachtet und zunächst sich selbst und dann auch ihrem Gegenüber, der Studentin Nora Quast Fragen stellt. Dabei vertraut sie auf

deren Antworten und auf ihr Gefühl, dass diese sich „entspannt“ anhören. Zudem geht sie davon aus, dass Nora Quast in der Lage ist, ihre Bedürfnisse zu äußern, und vermittelt damit den Eindruck einer reziproken Interaktion. Dies passt zu ihrem Resümee, dass ihre Beziehung zu beiden Studentinnen „unkompliziert“ ist. Sie verbindet dies maßgeblich mit ähnlichen biographischen Erfahrungen:

„eine Gemeinsamkeit des sich Durchbeißens und auch schon sehr früh zu erkennen, dass das Leben einfach ganz andere Wege einschlägt, während man grad was plant, das hab ich bei denen zwei schon auch gesehen und ja würd- ich als Gemeinsamkeit bezeichnen, und dass wir sehr unkompliziert miteinander umgehen, das schätze ich und das ist schon eine Fähigkeit von mir und das hat mich auch gefreut, dass es da keine komischen, oder es gab einfach keine Probleme in dem Sinn, dass man sagt ‚oh da sind wir jetzt komisch miteinander umgegangen““

Nicht nur die Studentinnen, auch die Co-Mentorin hat Hindernisse überwinden müssen. „Sich durchbeißen“ kann bedeuten, sich durchzuschlagen, für etwas kämpfen zu müssen oder widrige, schwierige Situationen zu bestehen, mit denen nicht zu rechnen war. Die Erfahrung, das Leben nicht immer unter Kontrolle zu haben, verknüpfen sich in der Passage mit der Feststellung, „unkomplizierte“ Umgangsformen zu beherrschen. Hängt diese Fähigkeit möglicherweise damit zusammen, sich erfolgreich durchgekämpft zu haben? Friederike Ilmen beschreibt sich selbst auf jeden Fall als jemand, deren „Fähigkeit“ es ist, unkompliziert mit anderen umzugehen und dass dies zugleich das Band ist, das sie mit den beiden Studentinnen verbindet.

Neben diesem Gleichklang in der Kommunikation ist der Austausch über grundsätzliche Werte und die „gegenseitige Beziehung“ zueinander aus ihrer Sicht besonders wichtig: Sie sprechen über Werte „wie Dankbarkeit, Wertschätzung, Anerkennung, respektvoller Umgang, also wir haben da schon sehr philosophisch auch uns ausgetauscht“. Damit bettet sie die Erfahrung, dass beide Studentinnen und beide Co-Mentorinnen zeitweise sehr stark mit der gesundheitlichen Situation von Olivia Ahrent befasst waren, in einen gemeinsamen Reflexionsraum ein, in dem eine Auseinandersetzung mit grundlegenden Fragen stattfindet. Der Unkompliziertheit und der Fähigkeit, schwierige Situationen durch-

zustehen, wird so eine weitere Dimension hinzugefügt: die geteilte Bereitschaft, sich über eigene Werte und Haltungen zu verständigen. Dabei handelt es sich um einen wechselseitigen Prozess und um die Reziprozität der Beziehung zu unterstreichen, hebt Friederike Ilmen hervor, auch von den Studentinnen etwas lernen zu können:

„auch persönlich wieder dankbar sein kann für Dinge, die ich vielleicht nicht gesehen hab ohne Behinderung in Führungszeichen, also das schätze ich und das lerne ich und das nehme ich mit und dafür ist es schon so ein Austausch mit gegenseitigen Gewinnen“

Sie selbst lebt „ohne Behinderung in Führungszeichen“. Mit dieser Formulierung benennt sie einen Unterschied zwischen sich und Olivia Ahrent (und auch der anderen Co-Mentorin) und nimmt diese Setzung zugleich kritisch zurück. Die „Führungszeichen“ reflektieren Behinderung als eine Zuschreibung von Differenz, zugleich beschreibt Friederike Ilmen aber auch, dass ihre Lebenssituation als Frau „ohne Behinderung“ damit verbunden sei, dass sie eine begrenzte Wahrnehmung habe. Hier hat sie etwas dazu gewonnen, wobei sie vom „Austausch mit gegenseitigen Gewinnen“ spricht und sich damit in ein Beziehungsgeflecht einbettet.

Auch hebt Friederike Ilmen am Ende des Interviews resümierend erneut die Konstellation der Vierergruppe hervor und betont, dass sie sich dazu entschlossen hätten nach dem offiziellen Ende weiterhin in Kontakt zu bleiben und auch Treffen zu viert durchzuführen.

#### *Die Sicht der Studentin Olivia Ahrent*

Olivia Ahrent, die mit einer Behinderung lebt, erfährt über die Studienberatung ihrer Hochschule von dem KompetenzTandem-Programm. Für sie ist die Teilnahme mit dem Wunsch verbunden, ihrer Tandempartnerin etwas vermitteln zu können:

„es geht ja nicht nur um mich, sondern es geht um die Tandempartnerin und es wurde gezielt nach Leuten gesucht, die auch was mitgeben können, das wollte ich einfach auch machen, was weitergeben, vielleicht auch ein bisschen die Unterstützung von Mentoren, was es für andere Lebensgeschichten gibt“

Wenn Olivia Ahrent sagt, „es geht ja nicht nur um mich“, nimmt sie eine Perspektive ein, die den Austausch im Tandem und ihre Beziehung zu einer anderen Studentin in den Mittelpunkt stellt. Zugleich verdeutlicht sie, dass sie zu den „Leuten“ zählt, die vom Verein gesucht werden – „die auch was mitgeben können“. Olivia Ahrent bringt etwas mit, das sie „weitergeben“ möchte. Dieser Aspekt bezieht sich auf die Beziehung im studentischen Tandem und sie rückt ihr persönliches Potential für den Austausch in den Vordergrund. Eigene Wünsche nach Unterstützung formuliert sie hingegen eher zurückhaltend: „vielleicht auch ein bisschen“, indem sie die „anderen Lebensgeschichten“ der Co-Mentorinnen oder Co-Mentoren kennen lernt. Ein weiteres wichtiges Motiv für ihre Mitwirkung an dem Programm ist ihr Interesse, etwas Neues auszuprobieren und zu erfahren:

„dass ich einfach was Neues ausprobieren will und halt einfach auch Neues dazu lernen, also Erfahrungen, wenn man viel Erfahrungen kriegt dann kann man auch vieles schaffen, also dann hat man einfach auch was später für das Berufsleben und man kann sich dadurch profilieren, weil man schon in andere Richtungen auch Erfahrungen gesammelt hat“

Etwas ausprobieren und etwas dazu lernen, bedeutet für Olivia Ahrent „Erfahrungen“ zu sammeln. Wenn sie sagt, „wenn man viel Erfahrungen kriegt“ vermittelt diese Formulierung, die interaktive Dimension von ‚Erfahrungen machen‘. Neues entsteht aus dieser Perspektive im Austausch mit anderen, die etwas vermitteln, das für einen selbst zur Erfahrung wird. Diesen Prozess begreift Olivia Ahrent als eine sehr konkrete Möglichkeit, ihre Handlungsspielräume zu erweitern. Dies bezieht sie auf ihr späteres Berufsleben, für das sie sich durch vielfältige Erfahrungen „profilieren“ möchte. Diese Vorstellung verbindet sie zunächst mit dem Programm:

„also am Anfang habe ich wirklich gedacht, man soll Kompetenz erwerben später für die Berufswelt oder allgemein für das Erwachsenenleben, dass man sich durchboxen kann, [da] durchkommt“

Nach dem Programmtitel „KompetenzTandems: Lebensweg inklusive“ gefragt, reflektiert die Studentin ihre anfänglichen Erwartungen im Hinblick auf das, was sie dort lernen „soll“. Sie hatte zunächst vermutet, dass der Erwerb konkreter Kompetenzen für das spätere Berufsleben im

Mittelpunkt des Programms stehen würde. Bemerkenswert ist, dass sie dies erweitert um das „Erwachsenenleben“ und dann davon ausgeht, dass dies mit der Aneignung von Kampfgeist und Durchhaltevermögen einhergeht. Das Erwachsenen- wie auch das Berufsleben zeichnen sich demnach durch die Anforderung aus, zu kämpfen und sich durchzusetzen. Dies verdeutlicht, dass das Berufsleben von Olivia Ahrent als eine harte Situation antizipiert wird, die zu bewältigen besondere Fähigkeiten erfordert.

### *Die studentische Tandembeziehung aus Sicht von Olivia Ahrent*

Die Begegnungen zwischen den beiden Studentinnen fanden größtenteils über Internettelefonate statt. Diese erlebt Olivia Ahrent als „intensiv“ und sie beschreibt ihr Tandem als flexibel und unkompliziert. Zugleich reflektiert sie nach dem Abschluss des Programms, dass es viel um sie selbst und ihre Beeinträchtigung gegangen sei. Olivia Ahrent erzählt nicht viel über ihre studentische Tandempartnerin als Person. Sie spricht hingegen mehr über die Qualität der Beziehung, wobei die Begegnung auf „Augenhöhe“ für sie einen hohen Stellenwert hat:

„die Zusammenstellung find ich eigentlich recht gut, weil man hat immer jemanden der auf Augenhöhe ist, der grad in derselben Situation so äußerlich, aber halt vom Denken her doch wie anders ist, [weil] der eine hat was und der andere normal, was man eigentlich nicht sagen kann, und dass [man] sich da einfach austauschen konnte war gut“

Zunächst lobt Olivia Ahrent das Programm, wenn sie die Zusammensetzung des Tandems als „recht gut“ bewertet. Im Anschluss differenziert sie diese allgemeine Feststellung und begründet, warum ihr der Ansatz des Tandems gefällt. Mit der körperbezogenen Metapher „auf Augenhöhe“ wird eine Situation angesprochen, in der Menschen sich ebenbürtig begegnen. Sich wechselseitig in die Augen sehen zu können, ist dabei nicht nur an die Körpergröße, sondern vielmehr an den sozialen Status von Personen gebunden. Diese Position im gesellschaftlichen Gefüge ist maßgeblich für die Frage, ob zu jemandem aufgeschaut, auf jemanden herabgeblickt oder ob, wie die Studentin dies hier für ihre Tandembeziehung zu einer anderen Studentin ausführt, ein egalitärer Blickwechsel

praktiziert wird. Dieses Moment der Ebenbürtigkeit resultiert für Olivia Ahrent daraus, dass sich beide Studentinnen „in derselben Situation“ befinden. Die damit hervorgehobene Gemeinsamkeit differenziert sie sofort weiter aus und meint, „äußerlich“ sei dies der Fall, „vom Denken her“ aber nicht. Genau darin sieht sie den Gewinn, wenn sie weiter ausführt, dass der Austausch über Themen, die möglicherweise als abweichend wahrgenommen und vielleicht deshalb nicht angesprochen würden, im Tandem Platz findet. Der gemeinsame Status als Studentinnen und die unterschiedlichen Perspektiven der beiden Personen kombinieren sich so zu einer für Olivia Ahrent passenden Situation. Sie bleibt auch im weiteren Interview dabei, dass es lebensgeschichtlich nicht viele Gemeinsamkeiten zwischen ihr und Nora Quast gebe, dass sie aber eine Haltung im Umgang mit anderen Menschen und mit neuen Situationen teilen würden:

„wirkliche Gemeinsamkeiten habe ich nie ganz gefunden, aber so die Denkweisen, also so das gegenseitige Verständnis einfach und die Akzeptanz, das hat man gefunden, dass man einfach auch Neues lernen will, dass man das sehen will, dass man das annehmen will und damit umgehen“

Hier werden Werte benannt, die den Umgang miteinander leiten. Wechselseitigkeit, gegenseitige Anerkennung, die Bereitschaft zu lernen und sich „Neues“ anzueignen, um aktiv damit umzugehen. Die Reflexionen von Olivia Ahrent erinnern an dieser Stelle an die der zweiten Co-Mentorin Friederike Ilmen, die ebenfalls auf der Meta-Ebene über die Beziehungsqualität in der gesamten Viererkonstellation spricht.

#### *Die Beziehung zu den Co-Mentorinnen aus Sicht von Olivia Ahrent*

Ähnlich wie zuvor über ihre Beziehung zu Nora Quast spricht Olivia Ahrent auch wenig über die zwei Co-Mentorinnen als konkrete Personen. Sie differenziert auch wenig zwischen den beiden Frauen und bleibt eher allgemein, wenn sie über ihre Erfahrungen mit diesem Aspekt des Programms spricht. Dabei vergleicht sie die beiden Frauen im Hinblick auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede mit sich selbst:

„bei mir war es so die erste Co-Mentorin hat besser zu mir gepasst, weil sie auch behindert war, bei der zweiten Mentorin, das das war

auch gut weil man hat dann zwei verschiedene Persönlichkeiten direkt hat von denen man irgendwas ziehen konnte“

Zwar ordnet Olivia Ahrent sich zunächst der ersten Co-Mentorin zu und betont so die Bedeutung von Behinderung. Deshalb hätte Christine Zennek „besser“ zu ihr gepasst. Damit korrespondiert, dass sie an einer anderen Stelle des Interviews vermutet, dass ihre Tandempartnerin sich mehr mit der zweiten Co-Mentorin verbunden gefühlt habe. In der zitierten Passage relativiert Olivia Ahrent aber ihre Feststellung und hebt hervor, dass auch die Begegnung mit der zweiten Co-Mentorin Friederike Ilmen „gut“ war. „Verschiedene Persönlichkeiten“ wie sie von den beiden Frauen in die Beziehung eingebracht werden, sind für Olivia Ahrent unterschiedliche Quellen, aus denen sie „irgendwas ziehen konnte“. In anderen Worten hat sie von beiden Co-MentorInnen profitiert, wobei sie dies nicht weiter konkretisiert.

#### *Die Bedeutung von Behinderung aus Sicht von Olivia Ahrent*

Olivia Ahrent findet, „das Wort Behinderung ist eigentlich kein geeigneter Ausdruck“. Aus ihrer Sicht ist „niemand“ behindert und sie betont die Gleichheit zwischen allen Menschen: „wir sind alle Menschen, wir sind alle gleich und jemand, der einfach mehr braucht oder mehr Hilfsmittel braucht, das ist ein Mensch mit besonderen Bedürfnissen“. Damit schlägt sie die Bezeichnung ‚besondere Bedürfnisse‘ als Alternative zum Begriff ‚Behinderung‘ vor. Das Motiv der Gleichheit aller Menschen leitet viele ihrer Überlegungen im Interview, ohne dass dies immer explizit auf Behinderung oder Geschlecht bezogen wäre. Zugleich erklärt sie mit Nachdruck, dass das von ihr vertretene Ideal, dass alle Menschen gleich und „Menschen mit Behinderung nicht anders sind“, gesellschaftlich längst nicht realisiert sei:

„wenn die Welt mal so weit wär, dass diese Aufmerksamkeit auf diese Menschen allgemein geleitet wird und dass anerkannt wird, dass Menschen mit Behinderung auch was können, nicht anders sind als wie die wo jetzt keine Behinderung haben, dann wär es, wäre ein Schritt für Frauen mit Behinderung in die Wissenschaft eigentlich auch nicht mehr so schwierig, ich glaube das ist viel, dass das nicht bewusst ist, dass Menschen mit Behinderung nicht anders

sind, dass die genauso viel können wie Menschen ohne Behinderung“

„Die Welt“ ist weit entfernt von ihrem Ideal, dass „Menschen allgemein“ wahrgenommen und nicht auf ihre Behinderung festgelegt werden. Dieser Perspektivwechsel ist für Olivia Ahrent entscheidend, soll der „Schritt für Frauen mit Behinderung in die Wissenschaft“ leichter werden. So lange aber nicht wahrgenommen wird, dass sich Menschen mit einer Behinderung nicht von denen ohne eine Behinderung unterscheiden und „genauso viel können“, ist diese Aussicht allerdings verstellt. Impulse zur Veränderung der Situation verortet die Studentin auf der Ebene des fehlenden Bewusstseins über die Tatsache, dass Menschen mit einer Behinderung als „anders“ wahrgenommen und konstruiert werden, dies aber nicht „sind“. Mit diesen Überlegungen grenzt Olivia Ahrent sich ausdrücklich von Differenzkonstruktionen ab und plädiert für eine universale Auffassung des Menschlichen. Dazu passt, dass sie es zwar einerseits „sinnvoll“ findet, dass verschiedene Vereine die Förderung von Frauen betreiben. Andererseits sollte bei Menschen mit Behinderung aber nicht das Geschlecht im Vordergrund stehen. Hier wünscht sich Olivia Ahrent eine Förderung von Frauen und Männern, die mit einer Behinderung leben, „weil die haben es auch nicht immer leicht“. Ihre Erfahrungen in dem als Frauenförderung konzipierten Programm resümiert sie sehr positiv und beschreibt ihr eigene Haltung im Interview auch als ein Resultat des Lernprozesses, den sie durchlaufen hat: „jeden Menschen so zu nehmen, wie er ist, das sieht man nicht alle Tage, hat mich beeindruckt, weil ich auch selber lange Zeit nicht so war“. Es handelt sich um eine beeindruckende Ausnahmefahrung, die dazu beiträgt, dass Olivia Ahrent auch ihre eigene Haltung reflektiert.

#### *Die Sicht der Studentin Nora Quast*

Nora Quast hat über eine Bekannte von dem KompetenzTandem-Programm erfahren. Sie möchte mit der Teilnahme ihren „Erfahrungshorizont erweitern“ und „neue Menschen kennenlernen“. Auch hat sie als jemand, die ohne Behinderung lebt, bereits Erfahrungen in der Unterstützung von Kindern, die mit einer Behinderung leben, und möchte durch das Programm neue Perspektiven gewinnen:

„so einen Blickwinkel zu erlangen, wie es Gleichaltrigen geht mit Behinderung, und wie sie auch studieren und wie sie das schaffen, weil ich ja auch eben Studentin bin und auch an meine Grenzen stoße und an meine Hindernisse und wie es dann ja auch für Studentinnen mit Behinderung ist“

Mit „Gleichaltrigen“ in Kontakt treten zu wollen, setzt bei einer Gemeinsamkeit an, die durch die Formulierung „auch studieren“ unterstrichen wird. Diese gemeinsame Erfahrung interessiert Nora Quast aus der Perspektive von „Gleichaltrigen“, die unter anderen Bedingungen studieren als sie selbst und sie möchte erfahren, „wie sie das schaffen“. Diese Neugier hat auch etwas damit zu tun, dass auch sie selbst das Studieren als grenzwertig und hindernisreich erlebt. Das bedeutet, Nora Quast setzt einerseits voraus, dass ihre Situation sich von der einer Studentin mit einer Behinderung unterscheidet, setzt dies aber nicht als absolute Differenz, sondern eher als eine changierende Bewegung zwischen Unterschieden und Gemeinsamkeiten, über die sie gerne etwas herausfinden möchte.

### *Die Tandembeziehung aus Sicht von Nora Quast*

Eine Beziehung zu Olivia Ahrent aufzubauen, fiel Nora Quast leicht, obwohl sie „auf den ersten Blick keine Gemeinsamkeiten“ habe feststellen können. Diese Einschätzung ist insofern bemerkenswert, als dass sie mit der von Olivia Ahrent übereinstimmt. Zudem spricht Nora Quast ebenfalls darüber, dass sie eine gemeinsame Haltung hätten. So sagt sie, deshalb „waren wir irgendwie trotzdem auf einer gleichen Wellenlänge“. Schnell seien sie miteinander ins Gespräch gekommen. Die gemeinsame Basis ihrer Verbindung ist für Nora Quast der positive Blick auf das Leben und die Offenheit für andere Menschen: „ja [sie] ist sehr interessiert auch an anderen Menschen, was ich eigentlich auch so bin an anderen Lebenswegen und wie es so anderen Menschen ergeht und das verbindet uns“. Sich für die Lebenswege anderer zu interessieren, ist die konzeptionelle Basis für das KompetenzTandem-Programm des Hildegardis-Vereins. Dieses Interesse an den biographischen Entwicklungsprozessen anderer Menschen bringen beide Studentinnen aus Nora Quasts Sicht in das Programm mit und es ist ihre Grundlage. Die Gestaltung des Tandems wird stark durch die gesundheitliche Beeinträch-

tigung von Olivia Ahrent bestimmt. Dies führt zeitweise auch dazu, dass die zwei Studentinnen weniger Kontakt zueinander haben. Nora Quast erlebt diese Situation aber nicht als ungleichgewichtig. Vielmehr betont sie die Wechselseitigkeit und die persönliche Tiefe des Austausches miteinander:

„und sonst natürlich auch viel zu Uni und aber auch Alltag so, also wir sind auch so eingestiegen indem wir einfach uns Alltägliches erzählt haben, da wurde das immer tiefgehender und ja, ich hab auch so erzählt, wie es auch mir geht, auch ohne Behinderung“

Im Mittelpunkt des Austausches steht in Nora Quasts Erzählung das, was beide verbindet: „viel zu Uni“. Ebenso wichtig ist das wechselseitige Erzählen über „Alltägliches“ und schließlich schildert sie einen Prozess, in dessen Verlauf die Kommunikation an Tiefe gewinnt. Im Lauf dieser Entwicklung bringen sich aus ihrer Sicht beide mit ihren Befindlichkeiten ein und sie spricht genauso über sich wie die andere Studentin. Indem sie sagt, „wie es auch mir geht auch ohne Behinderung“, hebt sie die Wechselseitigkeit ausdrücklich hervor. Zugleich wird aber auch spürbar, dass diese nicht selbstverständlich vorausgesetzt wird, sondern explizit benannt werden muss. Dies hängt in der hier vorgestellten Konstellation damit zusammen, dass die gesundheitliche Situation von Olivia Ahrent sich während des laufenden Programms verschlechterte. Zugleich verweist die ausgewählte Passage auf die generelle Auseinandersetzung über die Frage, wer in einem Tandem weshalb wieviel Raum einnimmt. Diese wird auch in anderen Tandems immer wieder aufgegriffen. Nora Quast betont in diesem Zusammenhang immer wieder die Wechselseitigkeit: „also ich hatte auch nie irgendwie das Gefühl, dass nur ich es bin, die irgendwie meiner Tandempartnerin was gibt oder nur meine Tandempartnerin mir was“. Während sie durchgehend die gemeinsame Haltung im Umgang mit dem eigenen Leben und mit anderen Menschen hervorhebt, thematisiert sie aber doch eine für sie entscheidende Differenz zwischen sich selbst und Olivia Ahrent aufgrund von Behinderung und Nicht-Behinderung: „dass meine Tandempartnerin einfach wirklich vieles Unerwartete hat und vieles Unerwartete meistern muss“. Im Vergleich mit ihrer eigenen Situation erlebt sie dies als eine Begrenzung von Autonomie: „was bei mir jetzt nicht so ist, also ich kann viel mehr so bestimmen, was ich auch grad möchte“.

### *Die Beziehung zu den Co-Mentorinnen aus Sicht von Nora Quast*

Die ersten Begegnungen mit Christine Zennek, der ersten Co-Mentorin, beschreibt Nora Quast sehr positiv. Sie charakterisiert sie als „offen, herzlich und interessiert“ und berichtet, dass die zwei Studentinnen sogar Bedenken gehabt hätten, als der Wechsel anstand und sie die „neue Mentorin bekommen“ sollten. Sie seien unsicher gewesen, ob diese genauso sympathisch sein würde wie Christine Zennek, was sie dann aber als unbegründete Sorge erwies. Ganz im Gegenteil reflektiert sie gegen Ende des Interviews, dass sie mit beiden Co-Mentorinnen „Glück gehabt“ hätten. Beide konnten trotz aller Unterschiede den Studentinnen auf ihre Art etwas mitgeben.

In den weiteren Erzählungen über den Kontakt zu den beiden Co-Mentorinnen werden dann eher deren ähnliche Haltungen und gemeinsame Themen deutlich. Mit beiden werden Gespräche über die grundsätzliche Einstellung zum Leben, die Möglichkeiten der Bewältigung von Hürden sowie über den Umgang mit Brüchen und Neuanfängen im Lebenslauf geführt. Die Bereitschaft der beiden Frauen, über solche Themen zu sprechen und die damit verbundene Ermutigung der Studentinnen steht im Zentrum der folgenden Passage:

„was zählt im Leben, und auch die Einstellung zum Leben und auch wenn Hindernisse kommen, auch wie geht man da ran, und auch den Mut, immer wieder Neues anzupacken und einfach auch einer positiven Grundeinstellung da ranzugehen, auch wenn man vielleicht einmal durch eine Hürde irgendwie auch zurück geworfen wird, und es darf einem dann auch mal schlecht gehen, das war auch mal ganz schön zu hören, also beide Mentorinnen hatten in ihrem Leben auch mal Phasen, wo es einfach auch nicht so gut lief aber es kommt dann auch irgendwie wieder, also das war irgendwie so die Kernbotschaft“

Die „Kernbotschaft“, die bei Nora Quast angekommen ist, bezieht sich auf den Umgang mit Hindernissen und Neuanfängen. Für die Studentin ist dies mit einer Frage verbunden: „wie geht man da ran“? Die zwei Co-Mentorinnen vermitteln ihr, dass es erlaubt ist, sich „mal schlecht“ zu fühlen, dass es schwierige Phasen im Leben gibt und diese auch vorüber gehen. Nora Quast erlebt die Co-Mentorinnen als gelassen und sie sieht, dass diese schwierige Lebenssituationen bewältigt haben. Indem

sie diese Erfahrung betont, wird implizit spürbar, dass die Vorstellung von möglichen Hürden oder die Möglichkeit, im Leben an etwas zu scheitern, für Nora Quast etwas Bedrohliches hat. „Wie geht man da ran?“ ist eine Frage, die auf Handlung zielt: Was kann ich tun, um Hürden zu überwinden? Die Antwort, die Nora Quast als wichtige Botschaft aus dem Austausch mit den Co-Mentorinnen mitgenommen hat, ist aber keine, die Handlungsrezepte mitgibt: „Was zählt im Leben“ relativiert die Dramatisierung von Hürden und Misserfolgen eher und ist Ausdruck einer „positiven Grundeinstellung“, die der Studentin imponiert und ihr vermittelt, dass Biographien keine reibungslosen Handlungsketten sind.

Dass die Co-Mentorinnen von ihr zwar als verschiedene Persönlichkeiten beschrieben, tatsächlich aber eher als eine Einheit wahrgenommen werden, passt zu der Entwicklung, dass sich aus dieser Viererkonstellation im Lauf der Zeit eine Gruppe bildet: „jetzt skypen wir auch zu viert, das ist auch ganz schön, also unsere Mentorinnen verstehen sich auch untereinander total gut“. Hier schaffen sich die Teilnehmerinnen über das Programm hinaus eine ganz neue Beziehungsstruktur, in der auch beide Co-Mentorinnen eine Ebene des gemeinsamen Austausches finden.

### *Die Bedeutung von Geschlecht und Behinderung aus Sicht von Nora Quast*

Geschlecht ist für Nora Quast an soziale Konventionen gebunden, gegenüber denen Frauen den Mut aufbringen sollten, sie zu überwinden. Hierbei setzt sie einerseits auf die individuelle Courage, sich als Frau in männerdominierte Felder zu bewegen. Andererseits plädiert sie dafür, Frauen und Mädchen gezielt zu ermutigen:

„ja und dann find ich es wichtig, einfach auch Mut zu machen Lebenswege zu gehen, die vielleicht nicht so typisch Frau sind, also auch in Sparten zu gehen, die eigentlich männerdominiert sind, und dass man sich davon einfach nicht abschrecken lässt, sondern das macht, was man möchte und ja darauf hört und nicht auf irgendwelche sozialen Konventionen“

Untypische Lebenswege einzuschlagen, verknüpft sie damit bedeutet unerschrocken zu handeln und sich in befremdliche, aber möglicher-

weise auch unangenehme Situationen zu bewegen. Dabei setzt sie auf die Handlungsmacht von Frauen und auf die Fähigkeit, dem eigenen Willen zu folgen um soziale Konventionen zu durchbrechen.

Sie erinnert, dass sie im Vorfeld ihrer Teilnahme am Programm häufig gefragt wurde, warum dieses Projekt nur für Studentinnen angeboten werde und ob diese Beschränkung nicht auch eine Form der Diskriminierung sei. Sie selbst erlebt die gleichgeschlechtliche Zusammensetzung des Tandems und der gesamten Viererkonstellation aber positiv. Andernfalls, so meint sie, wären einige Themen nicht thematisiert worden. Dennoch erkennt sie einen ähnlichen Bedarf auch für Männer und zieht eine gemischte Gruppe als Möglichkeit in Betracht. Letztlich, das zeigt die folgende Passage, findet sie aber ihre eigenen Erfahrungen in einem Frauenförderprogramm „ganz wichtig“:

„allerdings nehme ich es auch sehr wichtig, dass männliche Studierende auch so was vielleicht mal hätten und vielleicht auch irgendwie mal eine gemischte Gruppe auch mal wäre, wobei ich es jetzt auch ganz schön fand, dass jetzt innerhalb des Tandems das gleichgeschlechtlich war, das fand ich auch schon eigentlich ganz wichtig“

Für die weitere Förderung von Frauen würde Nora Quast viel früher ansetzen, als es bereits getan wird. Die Förderung von jungen Frauen während des Studiums sei möglicherweise bereits zu spät, da sich dort „viele schon für was entschieden“ hätten. Aus der Perspektive von Nora Quast reichen Angebote wie Girls Day oder Boys Day in Schulen nicht aus, um das berufliche Entscheidungsspektrum von Jugendlichen zu erweitern.

Die Entfaltung der eigenen Entscheidungs- und Handlungsspielräume und die damit verbundenen Möglichkeiten, seinen individuellen Weg zu finden, sind für Nora Quast von großer Bedeutung. Das gilt auch für ihre Auffassung von Inklusion, die aus ihrer Sicht nur dann greift, wenn alle Menschen einen eigenen Lebensweg haben:

„jeder geht seinen Weg und vielleicht trifft es sich an einigen Stellen mit anderen, aber es ist wirklich sehr individuell und das ist eigentlich für mich so dieses Inklusive, dass jeder seinen eigenen Lebensweg hat“

Nach dieser Auffassung ist Inklusion die Berechtigung und Ermächtigung von uneingeschränkter Individualität. Dieses Ideal verweist auf seine Kehrseite: die Einschränkung von Lebenswegen durch äußere Bedingungen und Vereinheitlichungen, die den eigenen Weg versperren oder beschränken.

### *Das Beziehungsgefüge zwischen studentischem Tandem und Co-Mentorinnen*

Die untersuchte Viererkonstellation zeichnet sich durch eine hohe Übereinstimmung zwischen den Sichtweisen der vier Beteiligten aus. In allen Interviews wird immer wieder eine Gruppensituation hervorgehoben. Zugleich werden die unterschiedlichen Beziehungskonstellationen, die das Programm vorsieht, nicht aufgegeben. Das bedeutet, dass die dyadische Struktur des studentischen Tandems und die damit zusammenhängenden Potentiale deutlich zu erkennen sind. Die triadische Konstellation mit der ersten und der zweiten Co-Mentorin wird ebenfalls als ein Lernszenario genutzt, wobei auch die zwei Co-Mentorinnen sich in einen Austausch begeben. Zum Schluss erleben sich alle vier als Teil einer Gruppe, deren gemeinsame Lebenshaltung die Basis für den Zusammenhalt bildet. Die intensive Auseinandersetzung mit existenziellen Fragen, die ebenfalls in allen Interviews zur Sprache kommt, ist an die gemeinsame Bewältigung einer konkreten Belastungssituation geknüpft, löst sich aber auch von dieser ab und wird als ein genereller Diskurs über Vulnerabilität, biographische Brüche oder Wendepunkte und die ‚Normalität‘ von schwierigen Lebenssituationen geführt.

Die zwei Co-Mentorinnen setzen sich unterschiedlich ins Verhältnis zu den Studentinnen. Während Christine Zennek höchsten Wert darauf legt, keine Hierarchien zu etablieren, reflektiert Friederike Ilmen das Generationenverhältnis als einen Lernraum nicht nur für die Studentinnen, sondern auch für sich selbst. Im Vergleich mit Christine Zennek, die eine sehr dezidierte Vorstellung von ihrer Rolle und ihren Zielen auch im Hinblick auf Inklusion hat, ist sie unsicherer und vorsichtiger, was von ihr erwartet wird und was sie meint, geben zu können. Zugleich wird über alle Interviews hinweg deutlich, dass beide Co-Mentorinnen in einen intensiven persönlichen Kontakt treten, sowohl mit den Studentinnen als auch miteinander.

Die Studentin Olivia Ahrent legt großen Wert auf die Wechselseitigkeit im Tandem und auf die Überwindung von Zuschreibungen, die die Potentiale von Menschen mit Behinderung verdecken. Sie reflektiert, dass ihre eigene Situation zeitweise die Dynamik in der gesamten Konstellation bestimmt, ist aber zugleich sicher, dass der wechselseitige Austausch nicht zusammengebrochen ist. Dies teilt Nora Quast, die zweite Studentin, die die Beziehung im Tandem als reziproken Austausch über Gemeinsamkeiten und Unterschiede erlebt. Ebenso erlebt sie die Begegnungen mit den Co-Mentorinnen als einen starken Impuls für die Reflexion der eigenen Lebenshaltung. Ihre Unsicherheiten, wie der biographische Umgang mit Widrigkeiten in der Zukunft möglich sein könnte, werden durch die Lebenserfahrungen der Co-Mentorinnen relativiert.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass alle vier Teilnehmerinnen, die in den Interviews über ihre Erfahrungen miteinander sprechen, ein komplexes Beziehungsgefüge beschreiben, das aus ihrer Sicht durch gemeinsame Haltungen und differente Erfahrungen in Bewegung gesetzt und zusammengehalten wird. Vor diesem Hintergrund treten sie gemeinsam in einen Diskurs über das „Überleben“ und das „schöne Leben“, der Verletzungsoffenheit nicht ausspart.

#### **4.2.7 Die intersubjektive Aushandlung und (De-)Konstruktion von Unterschieden und Gemeinsamkeiten**

Die sechs verschiedenen Konstellationen verdeutlichen die Potentiale und die Grenzen des Programms „Lebensweg inklusive“, das den intersubjektiven Austausch über Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten im Kontext von Ungleichheit zum Ziel hat. Die rekonstruktive Untersuchungsperspektive, die wir bei der Analyse der Interviews einnehmen, fokussiert auf die intersubjektive und die interpretative Dimension von sozialer Wirklichkeit. Für unsere folgenden Überlegungen zu den Struktureigentümlichkeiten der jeweiligen Erzählungen über die Erfahrungen der Tandems und mit den Positionen der Co-MentorInnen bedeutet das, dass wir die aus unserer Sicht zentralen Interpretationen und Deutungsmuster, die in den Interviews erkennbar werden, noch einen Schritt weiter verdichten. Im Mittelpunkt stehen dabei die folgenden Fragen: Welche Beziehungs- und Interaktionsmuster werden deutlich?

Korrespondieren diese Muster erkennbar mit der Konstruktion und der Wirkung von Differenzkategorien?

Die Fragen zielen darauf, das spezifische Potential des Programms mit Bezug zu den intersubjektiven Dimensionen seiner Konzeption auszuloten. Die komplexe Struktur des Wechsels zwischen dyadischen und triadischen Beziehungsstrukturen, die in eine Gruppe eingebettet sind, setzt voraus, dass die TeilnehmerInnen sich fortlaufend ins Verhältnis zu sich selbst und zu anderen setzen müssen. Zum Tragen kommen dabei die Verschränkung von Peer-Beziehungen mit intergenerationalen Beziehungsdimensionen sowie die systematische Kombination von Frauenförderung mit Behinderung und Nichtbehinderung. Im Fokus des Prozesses steht somit eine komplexe *Relationalität*: als grundlegendes Prinzip des wechselseitigen Austauschs von sozialem Sinn und als ebenso grundlegendes Prinzip der Bedeutung und Wirkung von Differenzkategorien und Ungleichheitsdynamiken. Aus dieser Perspektive verschränken sich die Intersubjektivität sozialer Beziehungen und die Intersektionalität sozialer Kategorien auf komplexe Weise. Subjektive und soziale Konstruktionen von Differenz und die strukturelle Wirkmacht von verfestigten Unterschieden und Ungleichheiten verweisen aufeinander, verdecken sich aber auch gegenseitig. So werden Behinderung und Geschlecht in den Interviews beispielsweise immer wieder einer spezifischen und kontextgebundenen Gewichtung unterzogen, was die strukturelle Ungleichheit, die gesellschaftlich mit diesen Kategorien verbunden ist, nur ausschnitthaft und teilweise recht einseitig aufnimmt. Gemeinsames Lernen am Unterschied bedeutet aus dieser Perspektive, sich mit der Verfestigung und der Verflüssigung von Zuschreibungen, aber auch mit deren struktureller Beharrungskraft auseinanderzusetzen.

Die Perspektive, die das Programm des Hildegardis-Vereins für diesen Lernprozess voraussetzt, ist die Stärkung von Persönlichkeit im Austausch sowie die Vernetzung mit anderen Menschen. Damit wird die gemeinsame Reflexion von subjektiven Erfahrungen zum Ausgangspunkt der Auseinandersetzung mit institutionalisierten Ungleichheiten, die schwerlich immer als solche erkennbar sind. Die Grundüberzeugung, dass alle Menschen sich voneinander unterscheiden und homogene Normalitätskonstruktionen diese Vielfalt menschlicher Existenzweisen einseitig und abwertend verdecken, gerät dabei zwangsläufig in eine fortlaufende Spannung zu den eigenen Verwicklungen in Vorurteile, Zu-

schreibungsprozesse und Abwehrhaltungen gegenüber den Irritationen, die in Begegnungen mit anderen Menschen relevant werden. Die Wirkung von Behinderung und Geschlecht entfaltet sich dabei sehr unterschiedlich. Vor diesem Hintergrund veranschaulichen die von uns untersuchten sechs Konstellationen eine Bandbreite von Möglichkeiten, dem konzeptionellen Angebot des Hildegardis-Vereins eine eigensinnige Gestalt zu verleihen. Wenn wir diese Gestalt im Folgenden für jede der vier Konstellationen resümieren, geschieht dies ohne einen normativen Blick, der die Qualität des Programms an der Qualität der Beziehungskonstellationen misst oder diese Konstellationen in einen bewertenden Vergleich einbindet. Wir gehen vielmehr davon aus, dass sich in allen sechs untersuchten Beispielen Räume für einen wechselseitigen Lernprozess zeigen, die durch unterschiedliche Öffnungen und Schließungen gekennzeichnet sind.

Die folgenden Überlegungen basieren auf den spezifischen Aussagemöglichkeiten, die die Auswertung der verschiedenen Interviews eröffnen. Dabei ist zu bedenken, dass die Strukturen und Prozesse, die für die sechs untersuchten Konstellationen herausgearbeitet werden können, in vier Analysen auf die Perspektive von zwei Personen aus einer Viererkonstellation und in einer Analyse auf die Sichtweisen von drei Personen bezogen sind. Eine Fallanalyse umfasst Interviews mit allen vier Beteiligten. Könnten wir die Stimmen der anderen Beteiligten noch heranziehen, würde das entstandene Bild sich vervollständigen, es würden andere Bedeutungsfacetten der Beziehungsqualität und damit verbundene Übereinstimmungen und Divergenzen zum Ausdruck kommen. Gleichwohl dadurch die vorgestellten Analysen entsprechend begrenzt werden, erlauben diese fundierte Aussagen zu unseren Fragestellungen.

Welche Beziehungs- und Interaktionsmuster entfalten sich in den Erzählungen von Ute Onken und Melanie Schubert (4.2.1)? Aus den Erzählungen dieser beiden Frauen entsteht das Bild einer sich mehrfach wandelnden Relation. Wird zunächst die Identifikation zwischen Frauen mit Behinderung (Ute Onken) und die enge Verbindung zwischen den Studentinnen (Melanie Schubert) hervorgehoben, verändert sich dies im Lauf der Begegnungen und zum Schluss zeigt sich eine *intergenerationale Bindung* zwischen der Co-Mentorin mit Behinderung und der Studentin ohne Behinderung, die auch über die Laufzeit des Programms hinaus trägt. Wird diese Entwicklung im Kontext des Wechsels zwischen

Dyade und aufeinanderfolgenden Triaden reflektiert, zeigen sich wechselnde Polarisierungen und Identifizierungen. So werden sowohl für das erste als auch für das zweite Halbjahr Identifikationen und Abgrenzungen entlang von Behinderung und Geschlecht thematisiert, die die Entfaltung der triadischen Struktur begrenzen. Die *brüchige Triangulierung*, die für beide Phasen als die Herausbildung von Zweierbündnissen in der Triade beschrieben wird, korrespondiert mit einem unabgegoltenen Konflikt im Tandem, der sich manifest auf die Beziehung zu der Co-Mentorin des zweiten Halbjahrs bezieht, latent aber auch mit unterschiedlichen Vorstellungen von wechselseitiger Offenheit korrespondiert. Im Mittelpunkt des explizit thematisierten Konflikts steht die Wahrnehmung, dass Behinderung mit einer besonderen Vulnerabilität verbunden und dadurch zum Bezugspunkt für einseitig gewährte Aufmerksamkeit wird. Im Kontrast dazu gewinnt die intergenerationale Bindung zwischen der Co-Mentorin des ersten Halbjahrs und einer Studentin ihre spezifische Qualität aus der Auseinandersetzung mit der Entwicklung einer eigenen Version von Leistungsfähigkeit. Die wechselnden Identifikationen und Allianzen, die in den Interviews thematisiert werden, korrespondieren mit einer grundlegenden Spannung zwischen Handlungsautonomie und Vulnerabilität, die über die Auseinandersetzung mit Behinderung explizit wird und eng an Zumutungen und eigene Vorstellungen von Leistung und Leistungsgrenzen gebunden ist. Die Bedeutung von Inklusion oszilliert vor diesem Hintergrund zwischen der Auflösung und Überwindung aller Unterschiede und Hindernisse und der Verfestigung von Abgrenzung.

Die Erzählungen von Magdalena Ortwein und Ruth Gillen (4.2.2) weisen eine hohe Übereinstimmung auf und sind auf die Bedeutung der *Peer-Bindung* konzentriert, die sich über den Programmzeitraum hinaus verstetigt. Aus ihrer Perspektive steht die dyadische Beziehung im Vordergrund und öffnet sich punktuell für eine Triade, die von beiden aus einer Wir-Perspektive erlebt wird. Strukturell handelt es sich um eine *abgegrenzte Triangulierung*, die genügend Durchlässigkeit für den wechselseitigen Austausch aufweist und den Horizont der Studentinnen erweitert, ohne die grundlegende Qualität der Peer-Beziehung zu verändern. Anders gesagt, die zwei Studentinnen gewähren den Co-Mentorinnen zeitweise Zutritt zu ihrem gemeinsamen Raum, bleiben aber zugleich ein Duo, das sich gemeinsam auf die dritte Person bezieht. Die Co-

Mentorinnen werden dabei als recht unterschiedliche Personen und als eine zusätzliche Bereicherung der Auseinandersetzung mit den eigenen Fragen und thematischen Schwerpunkten erlebt. Diese Strukturierung korrespondiert mit einem lebensweltlichen und pragmatischen Zugang zu Behinderung als Ausdruck von strukturellen Hürden, die gemeinsam überwunden werden müssen. Behinderung macht somit keinen Unterschied auf der persönlichen Ebene und wird vielmehr als Ausdruck institutionalisierter Grenzen thematisiert. Die Bedeutung von Geschlecht ist hingegen deutlich ambivalenter, wenn einerseits in Frage gestellt wird, inwieweit Frauen einer sozialen Benachteiligung unterliegen und andererseits betont wird, dass die Durchsetzungsfähigkeit und das Selbstbewusstsein der Co-Mentorinnen wichtige Impulse für den eigenen Weg setzen.

Die Beziehungs- und Interaktionsmuster, die in den Erzählungen von Greta Pahl und Wanda Jakob (4.2.3) erkennbar werden, weisen eine deutliche Perspektivendivergenz auf. Während die Co-Mentorin die Qualität der Tandembeziehungen der Studentinnen und ihre gemeinsame Triade als passförmig und gelungen wahrnimmt, resümiert die Studentin ihre Erfahrungen kritischer, insbesondere im Hinblick auf das Erleben der Tandembeziehung. Strukturell zeigt sich hier eine Wechselbeziehung: *unabgegoltene Konflikte in der dyadischen Beziehung* und eine Polarisierung aufgrund von Zuschreibungen von Behinderung und Nichtbehinderung wirken über beide Triaden hinweg ineinander. Es handelt sich um eine *unabgeschlossene Triangulierung*, die in den Interviews mit beiden Frauen immer wieder unter Bezug auf die Bedeutung von Behinderung und damit verbundenen Zuschreibungen und Kontrastbildern umschrieben wird. Behinderung wird so zu einem Dreh- und Angelpunkt, wobei es sich um eine Kippfigur zwischen Fremdheit, Idealisierung, Verunsicherung und Stereotypisierung handelt. Das Beziehungsgeflecht gewinnt seine Struktur vor diesem Hintergrund durch die Zentrierung von Behinderung und damit einhergehende Vereinzelungen.

Die Erzählungen der Studentinnen Lena Isgard, Nicole Vogt und der Co-Mentorin Chantal Wister (4.2.4) gewähren Einblicke in eine Interaktions- und Beziehungsdynamik, in deren Mittelpunkt eine *stabile Dyade* zwischen den Studentinnen steht, die von beiden als eine Relation der wechselseitigen Übereinstimmung beschrieben wird. Gleichwohl zeigen

sich in den Einzelinterviews divergierende Deutungsmuster zu Behinderung. Diese irritieren die grundlegende Übereinstimmung jedoch nicht. Die Beziehung zu den beiden Co-Mentorinnen erleben beide Studentinnen übereinstimmend als distanziert, sodass aus ihrer Sicht von einer *reservierten Triangulierung* gesprochen werden kann. Zugleich wird in den Einzelinterviews deutlich, dass die Studentinnen diese Prozesse sehr unterschiedlich erleben, nutzen und einschätzen. Es handelt sich insofern auch um *wechselnde dyadische Konstellationen*, ohne dass die Triangulierung dadurch unterlaufen würde. Die Erzählungen der Co-Mentorin ergänzen das Bild durch eine weitere Facette – die Zurückhaltung der Studentinnen. Dies unterstreicht das Bild der *reservierten Triangulierung*. Insgesamt ergibt sich aus den drei Interviews ein Beziehungsgefüge, das durch verschiedene Differenzierungen und Abgrenzungen gekennzeichnet ist. Bemerkenswert ist, dass die Studentinnen in ihren grundsätzlichen Einschätzungen übereinstimmen, sich aber individuell durchaus unterschiedlich zu den beiden Co-Mentorinnen ins Verhältnis setzen. Insofern steht diese Beziehungskonstellation exemplarisch für die Integration von Differenzierungsprozessen in die Zusammenarbeit der Frauen.

Die Studentinnen Paula Christiansen und Nina Berens (4.2.5) gestalten ihre Beziehung als ein Arbeitsbündnis. Sie schildern eine zeitlich *begrenzte Dyade*, die ihnen die Möglichkeit bietet, sich gegenseitig im Studienprozess zu unterstützen und ansatzweise die Bedeutung von Behinderung, Krankheit und Vulnerabilität zu thematisieren. Ihre Verbindung erleben sie nicht als eine, die über die gemeinsame Zeit im Programm hinausreichen wird. Beide setzen sich mit Fragen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf und mit dem Übergang vom Studium in den Beruf auseinander und nutzen hierfür eher die Kontakte in der gesamten Gruppe als ihr eigenes Tandem. Paula Christiansen und Nina Berens erleben die Zusammenarbeit mit den Co-MentorInnen als unbefriedigend, sodass von einer *ausbleibenden Triangulierung* gesprochen werden kann. Auseinandersetzungen mit den Co-MentorInnen oder kritische Rückmeldungen werden in den Interviews nicht thematisiert, sodass der intergenerationale Lernprozess aus der Perspektive der Studentinnen blockiert bleibt.

Welche Beziehungs- und Interaktionsmuster entfalten sich in den Erzählungen von Christine Zennek, Friederike Ilmen, Olivia Ahrent und Nora

Quast (4.2.6)? Wird die spezifische Relationalität dieser Konstellation in den Blick gerückt, zeigt sich zunächst eine hohe Übereinstimmung zwischen den Interviews mit den zwei Studentinnen und den zwei Co-Mentorinnen. Die Peer-Beziehung im Tandem und die Triangulierung in der Begegnung mit den Co-Mentorinnen münden in eine Vierergruppe, ohne dass sich die verschiedenen Rollen und Positionen der Beteiligten verwischen. Das Beziehungsgefüge umfasst also *zwei wechselseitig geöffnete Dyaden*. Es handelt sich um einen Prozess, in dessen Verlauf die Dyade der Studentinnen durch eine Dyade der Co-Mentorinnen ergänzt und die Begegnungen zu dritt in diese Struktur eingebettet werden. Diese *transformatorische Triangulierung* in Richtung einer Vierergruppe und die damit verbundene weitere *wechselseitige Differenzierung* entfaltet ihre spezifische Qualität im Kontext der gemeinsamen Thematisierung von existenziellen Fragen. Dies wird durch die konkrete Krisensituation einer der beiden Studentinnen in Gang gesetzt, bleibt aber nicht auf ihre Person und Situation fixiert. Die Interviews verdeutlichen vielmehr, dass die Qualität der komplexen Beziehung sich für alle vier Frauen daraus ergibt, dass sie ihre Unterschiede nicht nivellieren, diese aber in eine gemeinsame Haltung einbetten. Diese Haltung umfasst Fragen der Selbstsorge, die Bewältigung von schwierigen Lebensphasen und Situationen sowie die Überzeugung, dass Behinderung und Geschlecht mit grundlegenden Fragen und längst nicht eingelösten Gleichheitsidealen in einer durch Ungleichheit charakterisierten Gesellschaft zusammenhängen. Damit verbunden ist die ebenfalls durch alle vier Teilnehmerinnen geteilte Einschätzung, dass das Programm „Lebensweg inklusive“ im Kontext grundlegender gesellschaftlicher Veränderungen zu verorten ist und Inklusion erst am Anfang steht.

## 5 Zusammenfassende Schlussbemerkungen

Die vorliegende qualitative Begleitstudie zum KompetenzTandem-Programm „Lebensweg inklusive“ basiert auf leitfadengestützten Längsschnittinterviews mit TeilnehmerInnen aus beiden Jahrgängen des Programms. Im Mittelpunkt stehen deren Relevanzsetzungen und Deutungsmuster des im Programm vorgesehenen wechselseitigen Austauschs über Gemeinsamkeiten, Unterschiede und Ungleichheiten. Entsprechend des konzeptionell vorgesehenen Austauschs und der Vernetzung zwischen den TeilnehmerInnen fokussiert die Auswertung der Interviews die im gesamten Programm angelegte *Relationalität*. Vor diesem Hintergrund dokumentieren die zentralen Ergebnisse der Untersuchung die Potentiale von strukturiert begleiteten und methodisch angeleiteten, subjektbezogenen Settings, die eine (selbst-)reflexive Auseinandersetzung mit Differenz und Ungleichheit anstoßen. Solche Ansätze leisten einen wichtigen Beitrag zu Gleichstellung und Inklusion, indem sie Sensibilisierung und Empowerment miteinander verknüpfen. Das komplexe Beziehungsmodell, das der Verein entwickelt hat und das eine dyadische und triadische Struktur des wechselseitigen Austauschs mit der Peer-Beziehung und der intergenerationalen Beziehung kombiniert, entfaltet verschiedene Dimensionen der gegenseitigen Unterstützung, Förderung und des gemeinsamen Lernens ‚am Unterschied‘, an die auch für andere Konzepte und Settings weiter angeknüpft werden kann. Abschließend zu nennen sind die Dimensionen *Reziprozität*, *Reflexivität* und *Ambivalenz*.

### *Reziprozität*

Die biographische Methode, die dazu beiträgt, dass Studentinnen etwas über die Lebenswege ihrer Co-MentorInnen erfahren, stößt intensive Prozesse der wechselseitigen Identifikation und Abgrenzung an. In vielen Interviews wird betont, dass das biographische Erzählen keinen einseitigen, sondern einen in die intergenerationale Beziehung integrierten, reziproken Lernprozess in Gang setzt. Die narrative Einbettung von Erfahrungen der Differenz und Ungleichheit öffnet den Blick für Diskriminierungserfahrungen ebenso wie für Erfahrungen und Möglichkeiten der Ermächtigung. Sie trägt dazu bei, einseitige Entwürfe von Autonomie und Abhängigkeit erkennen zu lernen und das Erzählen stiftet wechsel-

seitige Identifikationen und Bindungen. Das Wechselspiel von eigensinnigen Narrationen und intersubjektivem Austausch erfordert die Bereitschaft, reziproke Interaktions- und Kommunikationsmodi zu entwickeln und zu praktizieren. Diese Reziprozität ist maßgeblich davon abhängig, ob sich sowohl die Studentinnen im Tandem als auch die Co-MentorInnen für diesen Austausch öffnen und ihre unterschiedlichen Vorstellungen des Verhältnisses zwischen fachlichen, akademischen und karrierebezogenen Themen einerseits und persönlichen Themen und Anliegen andererseits miteinander aushandeln. Dieses Miteinander gilt für die Peer-Ebene, aber auch für den Erfahrungsaustausch zwischen Studentinnen und Co-MentorInnen, sodass auch der intergenerationale Dialog durch wechselseitiges Lernen geprägt ist. Wenn dies gelingt, kann die biographische Perspektive des Programms dazu beitragen, eine kritische Auseinandersetzung mit der gesellschaftlich dominanten und – historisch betrachtet – männlich konnotierten *Konstruktion einer Normalbiographie* anzustoßen. In den Interviews wird greifbar, wie leitend diese Konstruktion für Leistung und Erfolg im Wissenschaftssystem auch gegenwärtig noch ist. Für die Verwirklichung von Gleichstellung und Inklusion an den Hochschulen und Universitäten (und darüber hinaus) ergeben sich daraus maßgebliche politische Herausforderungen, insbesondere mit den Vereinheitlichungen von Studienbedingungen im Zuge des Bologna-Prozesses. Im Rahmen des hier untersuchten Programms wird deutlich, dass die Konstruktion einer Normalbiographie an Leistung geknüpft wird. Dies führt zu einer Abwertung und tendenziellen Abwehr von Vulnerabilität. In vielen Interviews wird deutlich, dass die generelle ontologische Unsicherheit und Verletzungsoffenheit der menschlichen Existenz einseitig mit Behinderung und Weiblichkeit assoziiert wird. Vor diesem Hintergrund bietet das Programm „Lebensweg inklusive“ einen Reflexionsraum für die Thematisierung von Vulnerabilität und Selbstsorge.

### *Reflexivität*

Ein Ziel von Sensibilisierungsansätzen ist es, naturalisierende Vorurteile und Zuschreibungen von Differenz und Ungleichheit, die häufig mit Zuschreibungen von Normalität und Abweichung korrespondieren, zu irritieren und damit der Reflexion zugänglich zu machen. Implizites Wissen und innere Konflikte werden explizit und im intersubjektiven Prozess bewusst. Das untersuchte Programm bietet einen Reflexionsraum für

die Auseinandersetzung mit Behinderung und Geschlecht, genauer mit Weiblichkeitskonstruktionen. Diese sind im akademischen Feld mit abstrakten, vermeintlich neutralen Leistungserwartungen verbunden, die mit der Figur eines umfassend leistungsfähigen und leistungsbereiten *adult worker* verknüpft sind. Denn schon für das Studium gilt, dass dieses im Kontext von modularisierten Studiengängen zumeist fraglos als Analogie zur vollen Erwerbszeit konzipiert ist. Vor diesem Hintergrund gewinnt die Auseinandersetzung mit der Vulnerabilität aller Menschen, mit den Grenzen überzogener Autonomieentwürfe und mit der Notwendigkeit von Selbstsorge ihre Bedeutung. Wird dieser Diskurs in vielen Interviews zunächst unhinterfragt an Behinderung geknüpft, zeigen sich im Austausch der verschiedenen Erfahrungen durchaus Verschiebungen. Die Reflexion der eigenen Leistungserwartungen und Grenzen verbindet sich in vielen Fällen mit der Frage nach den eigenen Maßstäben für ein ‚gutes‘ Leben: Was ist Karriere? Was macht Erfolg aus? Welchen Einfluss haben Umbrüche für das eigene Leben? Wie können persönliche Wünsche, beispielsweise nach dem Zusammenleben mit Familie, und die Anforderungen des akademischen Feldes zueinander vermittelt werden? Konkret bedeutet dies, dass der Austausch im studentischen Tandem einen Raum dafür öffnen kann, eigene Leistungsmaßstäbe zu suchen und Leistungsgrenzen nicht einseitig an Beeinträchtigung fest zu machen, sondern im Prozess des Austauschs als gemeinsame Themen zu erkennen. Hier zeigen die Interviews, wie verfestigt die Assoziation von Behinderung mit Passivität und Abhängigkeit ist – eine Zuschreibung, die umso deutlicher werden lässt, dass die im Programm angelegte Reflexivität für inklusive Szenarien unabdingbar ist, es zugleich aber auch politischer und verwaltungstechnischer Rahmenbedingungen bedarf, die die spezifischen Bedürfnisse von sehr unterschiedlichen Studierenden selbstverständlich aufnehmen.

### *Ambivalenz*

Reflexivität ist eine Grundvoraussetzung für die Veränderung von Vorurteilen, Stereotypisierungen und wechselseitigen Zuschreibungen beispielsweise bestimmter Weiblichkeitskonstruktionen oder Konstruktionen, die Behinderung mit Passivität, Abhängigkeit sowie mit Vulnerabilität assoziieren und Nichtbehinderung dabei als fraglosen Kontrast des allumfassenden Funktionierens im System setzen. Solche diskriminierenden Vorurteile klingen auch in den Diskursen, die die TeilnehmerInnen

des Programms entwickeln, immer wieder an. Dabei besteht der Wunsch, sich von Vorurteilen abzugrenzen, gleichzeitig wird sich aber immer wieder darin verwickelt. Deutlich wird, dass Begegnungen zwischen Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen immer noch eine Ausnahme für die als nichtbehindert markierte Gruppe darstellen. Entsprechend sind solche Begegnungen durch Unsicherheit und Ambivalenz geprägt. Vor diesem Hintergrund verdeutlicht das untersuchte Programm, was aus dem Bereich von Diversity- und Antidiskriminierungstrainings bekannt ist: Die Veränderung von Haltungen und der Abbau von Vorurteilen ist eine Herausforderung, die im Zuge von geschlechterpolitischen und inklusiven politischen Strategien nicht unterschätzt werden darf. Anders gesagt: Das Programm des Hildegardis-Vereins zeigt, wie wichtig Sensibilisierungsansätze sind und welche Bedeutung dabei Impulse haben, die es ermöglichen, die eigenen Ambivalenzen und Konflikte im Umgang mit der grundlegenden Erfahrung, ‚anders‘ zu sein, zu reflektieren. Die Vision, die in vielen Interviews zur Sprache kommt, verbindet diese Fähigkeit zur Ambivalenztoleranz und zum wechselseitigen Austausch über Differenz mit einer Gesellschaft, für die Unterschiede nicht mit Ausgrenzung verkoppelt sind. Das Empfinden von Ambivalenz, also das Schwanken zwischen verschiedenen Gefühlen und Optionen, verweist auf die Uneindeutigkeit und die Mehrdeutigkeit von Situationen und Handlungsmöglichkeiten. Die Spannung, die mit Mehrdeutigkeiten verbunden ist, auszuhalten und die darin aufgehobenen Spielräume für das eigene Handeln zu erkennen, ist eine grundlegende Fähigkeit auch für die Auseinandersetzung mit Diskriminierungen und Vorurteilen. Die damit auf der Handlungsebene verbundene Ambiguitätstoleranz ist eine Grundlage für die Fähigkeit, verfestigte Vorstellungen zu hinterfragen, Stereotype zu erkennen und zu überwinden und damit einen anderen Blick auf Statuszuweisungen und Machtbeziehungen zu gewinnen.

#### *Intersubjektive und strukturpolitische Maßnahmen verknüpfen*

Abschließend ist zu betonen, dass subjektbezogene Ansätze, wie der hier untersuchte, nur dann erfolgreich sein werden, wenn sie mit anderen politischen Instrumenten der Gleichstellung und Inklusion korrespondieren. Kommunikative Räume zur gemeinsamen Reflexion und Netzwerke der wechselseitigen Unterstützung ersetzen nicht den Abbau struktureller Barrieren und institutioneller Schließungsmechanismen, sie

sensibilisieren aber grundlegend für solche Mechanismen sozialer Ungleichheit. Die TeilnehmerInnen des untersuchten Programms sind deshalb wichtige MultiplikatorInnen für den Prozess der Verwirklichung einer geschlechtergerechten inklusiven Hochschule im Kontext der Überwindung gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse.

## **Lebensweg inklusive – Der biographische Ansatz im Konzept der KompetenzTandems**

Gastbeitrag von Theresa M. Straub und Eva M. Welskop-Deffaa

### **Vom Mentoring zum KompetenzTandem**

Junge Frauen mit und ohne Behinderung für ihren Lebensweg als Akademikerinnen auszustatten – das war das Anliegen, das der Hildegardis-Verein in den Jahren 2008 bis 2013 mit seinem bundesweit ersten Mentoring-Programm für Studentinnen mit Behinderung verband. Das von der Contergan-Stiftung geförderte Projekt (Bereswill/Pax/Zühlke 2013) war ein großer Erfolg für die teilnehmenden Frauen und den Hildegardis-Verein. Zwei Fragen allerdings blieben offen: Wie lässt sich in einem Mentoring-Programm, gerade in einem Mentoring-Programm für Studierende mit Behinderung, verlässlich verhindern, dass zwischen Mentorin und Mentee eine hierarchische Fürsorge-Beziehung entsteht, in der die Mentorin zum Coach oder zur Super-Nanny zu werden droht? Und: Wie kann das Programm für Studentinnen mit und ohne Behinderung gleichberechtigt geöffnet und damit wirklich inklusiv gestaltet werden?

Eine Antwort des Hildegardis-Vereins war das KompetenzTandem-Projekt „Lebensweg inklusive“, das die auf ein Jahr angelegte studentische Tandem-Beziehung einer behinderten und einer nicht behinderten Studentin in den Mittelpunkt stellte und jedem Tandem zweimal – jeweils ein halbes Jahr lang – eine Mentorin oder einen Mentor zur Seite stellte.<sup>5</sup> Um den Unterschied zur klassischen MentorInnen-Rolle zu unterstreichen, wählte der Hildegardis-Verein für die lebenserfahreneren ProjektteilnehmerInnen den Namen „Co-MentorIn“. Gleichzeitig wurde die Beziehung des Tandems zu den MentorInnen durch die Methode des biographisch-narrativen Interviews strukturiert. Mit dem Transfer dieses aus der Forschung stammenden Instruments in die Bildungsarbeit knüpfte der Hildegardis-Verein an gute Erfahrungen mit dem Affidamento-Ansatz im ersten Mentoring-Projekt<sup>6</sup> an: Gestaltet werden Möglich-

---

<sup>5</sup> In jedem Tandem fanden sich eine Studierende mit und eine Studentin ohne Behinderung zusammen. Bei den Co-MentorInnen sah das Konzept des Hildegardis-Vereins vor, dass sowohl Männer als auch Frauen (mit und ohne Behinderung) einbezogen wurden. In der ersten Tandemphase waren nur Mentorinnen beteiligt.

<sup>6</sup> Das Affidamento-Konzept des Mit- und Aneinander-Wachsens, entwickelt von italienischen feministischen Philosophinnen (Libreria delle donne di Milano 1988), fand aus der Arbeit des Katholischen Deutschen Frauenbundes Eingang in das erste Mentoring-

keitsräume, die den TeilnehmerInnen das Lernen aneinander und miteinander, wechselseitig und ‚auf Augenhöhe‘ erleichtern. Die latente Übermacht und Dominanz des älteren ‚Vorbilds‘ in einer Mentoring-Beziehung sollte im KompetenzTandem ausgeglichen werden, indem die Studierenden im Tandem ihre Fragen an die Mentorin und die Auseinandersetzung mit deren Antworten gemeinsam vorbereiteten und reflektierten. Die mit dem komplexen und innovativen Ansatz des Programms verbundene Hoffnung, dass im Rahmen des Projektes (insbesondere auch durch die Erweiterung des Mentoring-Ansatzes um das narrative Interview) Ideen und Handlungsempfehlungen entstehen, die eine auf Inklusion zielende Öffnung der Hochschulen begünstigen, war berechtigt (vgl. den Gastbeitrag von Birgit Mock und Monika Treber in diesem Buch). Das narrative Interview blieb aber im Kern Instrument der strukturierten Begegnung und des Austauschs über die verschiedenen Lebenswege der ProjektteilnehmerInnen, die Reflexion politischer Handlungsvorschläge fand wesentlich im Projektbeirat statt.

### **Raum für Erzählungen schaffen**

Mit der Perspektive auf die Biographien der Studierenden und MentorInnen (mitsamt ihrer Barrieren und Träume) setzte das Programm „Lebensweg inklusive“ an den persönlichen Erfahrungen aller TeilnehmerInnen an (Bereswill/Zühlke 2016a: 38) – der biographieorientierte Austausch wurde von Anfang methodisch initiiert: Das erste Treffen der Teilnehmenden begann mit der Aufgabe, auf einem Blatt Papier eine Lebenslinie zu zeichnen. Es ging darum, Höhen und Tiefen darzustellen, Aufgaben, die gemeistert wurden und solche, die als Überforderung in Erinnerung geblieben waren – und anschließend darum, sich im Gespräch mit der Tandempartnerin dazu auszutauschen. Die Lebenslinie mit ihren Stationen wirkte als Erzählimpuls des Kennenlernens.

Für die Begegnung des studentischen Tandems mit der Co-MentorIn, die sich an das Lebenslinien-Gespräch der Studierenden anschloss, bot der Hildegardis-Verein den TeilnehmerInnen die „erzählgenerierende“ Methode des narrativen Interviews aus der Biographieforschung an, die von Fritz Schütze begründet wurde (vgl. Straub 2015: 153). Dazu erhielten die Studierenden Informationen über die besondere Erzählform des narrativen Interviews.

---

Projekt des Hildegardis-Vereins. Zu den Inspirationsquellen vgl. Welskop-Deffaa 2001, S. 81.

Am Anfang des gemeinsamen Prozesses steht die Erzählaufforderung an die erfahrene Persönlichkeit. „Wir sind heute zu Ihnen gekommen, um mehr über Ihren persönlichen Lebens- und Berufsweg zu erfahren. Wir würden Sie bitten, uns zu erzählen – alles was Ihnen einfällt und was Ihnen wichtig ist. Nehmen Sie sich Zeit ...“ Diese offene Einleitung schafft für die Erzählenden einen Raum für Erinnerung und Reflexion der eigenen Lebensgeschichte; sie gestaltet zugleich den Beginn eines Austauschs, der wechselseitig angelegt ist. Die erzählende Person bekommt Zeit, in die Erzählung und Gestaltung zu finden und wird im Idealfall erst einmal nicht unterbrochen. Die GesprächspartnerInnen können eine Zeitbegrenzung vereinbaren oder zeitlich frei arbeiten, sie werden aber immer überrascht, welch tiefer Prozess in Gang kommen kann. Anschließend können Fragen gestellt werden, die weitere Erinnerungen auslösen. Ein Beispiel: „Sie haben einen Umzug erwähnt, können Sie dazu noch mehr erzählen?“ In der Praxis ist während des Prozesses eine wichtige Entscheidung zu treffen – wie tief man gehen möchte und auch wie sich die einzelnen Personen die Beziehung zueinander vorstellen. Daran anknüpfend können Bezüge zu der eigenen Biographie hergestellt werden, Interessen vertieft und weitere gemeinsame Themen gefunden werden. Dies kann als Impuls für die weitere gemeinsame Arbeit gesehen werden. So ist die angesprochene Person völlig frei, was sie wann und wie von sich zeigt, und wie sie ihren bisherigen Erfahrungen Bedeutung beimessen möchte.

Mit der Methode wird aufgegriffen, dass die Summe unserer Erfahrungen ein biographisches ‚So-Geworden-Sein‘ ergibt, dessen besondere Gestalt erst in der Reflexion darüber, warum wir Dinge wie erzählen, ersichtlich wird: Der schon hinter uns liegende Lebensweg beeinflusst die gegenwärtige Situation und begrenzt und eröffnet Möglichkeiten für unsere persönliche – berufliche wie private – Zukunft. Wenn wir einen anderen Menschen kennenlernen, begegnen wir auch uns selbst neu. Wir erzählen bestimmte Elemente unseres Lebens und verstehen dabei ihren Zusammenhang neu. Was wir vom Gegenüber hören, wahrnehmen und erleben, hat mit unseren eigenen Bildern zu tun und verändert unser Bild auf unser eigenes Leben.

Ein kurzes Gedankenexperiment – was bedeutet für uns selbst Erfolg? Die eine wünscht sich, Familie und Beruf zu verbinden und Zeit für Kinder zu finden, während die andere anstrebt, ein außergewöhnliches

Studium mit herausragendem Ergebnis abzuschließen. Jedes Wort – Erfolg, Glück, Behinderung oder andere – steht damit für ein breites Spektrum von Verständnissen, lässt sich in ein Kontinuum verschiedener Wahrnehmungen einreihen.

Die vom Hildegardis-Verein ermöglichte reflektierte Aneignung der Methode des narrativen Interviews erleichterte den Mentees zu erkennen, dass die Vergangenheit bei jeder Rückschau anders dargestellt werden kann, aus der aktuellen Situation heraus (re-)konstruiert wird, jedoch nie beliebig ist. Eine Biographie ist eine von einem Menschen durch seine individuelle Erzählung aufgezeigte Lebensgeschichte (vgl. Völter 2012: 23), die jeder (zuhörende/erzählende) Mensch individuell versteht. In den – im KompetenzTandem vor- und nachbereiteten – Gesprächen ging es also sowohl darum zu verstehen, wie die Vergangenheit erlebt wurde als auch darum, wie diese Erlebnisse in der Gegenwart persönlich geordnet werden (vgl. Griesehop/Rätz/Völter 2012: 70).

Gelingt es, ein Gespräch möglichst frei von eigenen Vorstellungen offen zu beginnen, ergibt sich im anschließenden Austausch eine „gemeinsame Wirklichkeit“ (vgl. Rosenthal 2008: 39), die gemeinsam erlebt und in die eigene Biographie eingebunden werden kann. Die Verarbeitung des Erlebten und Gehörten (im Tandem) eröffnet weitergehende Klärungen. Hier geht es vor allem um die Auseinandersetzung mit den eigenen Auffassungen und Wahrnehmungen: Wie ist es mir in dem Prozess ergangen? Was erinnere ich besonders aus der Erzählung? Welche Lebensthemen kommen auf? Wie würde ich das Gespräch in wenigen Sätzen zusammenfassen? Was kann ich selbst für meinen Weg mitnehmen?

Findet die Reflexion über diese Fragen im Austausch statt, sei es im studentischen Tandem oder im weiteren Verlauf mit einer Co-MentorIn, ergeben sich neue Sichtweisen und Verständnisse der (eigenen) Biographie, die weitere Lernprozesse und Entwicklungen anstoßen können. An dieser Schnittstelle zwischen Forschung und Praxis des gemeinsamen Lebens und Erlebens gelang es im Programm „Lebenswege inklusive“ anzusetzen: Das Gestalten von Narrationen konnte wiederkehrend – wie ein roter Faden – in das inklusive Mentoring eingebunden werden.

## **Gemeinsamkeiten und Unterschiede anerkennen**

Viele Studentinnen benannten als wichtiges Motiv für die Projektteilnahme ihr Interesse daran, sich mit Studierenden anderer Studienfächer über ihre Situation auszutauschen, aus den biographischen Erfahrungen anderer zu lernen und dadurch nicht nur ein Gefühl von gemeinsamer Erfahrung und Verbundenheit zu entwickeln, sondern auch ganz praktisch anhand dieser Erfahrungen neue Perspektiven für das eigene Leben und die Berufsplanung zu gewinnen. Dafür war es notwendig, im Rahmen des Projektes Zeit und vor allem auch Räume zur Verfügung zu stellen, in denen diese Erfahrung gemacht werden konnte. ‚Räume‘ sind hier einerseits als konkret nutzbare Räumlichkeiten zu verstehen – im Kontext unseres Projektes auch als zentrale Workshops an unterschiedlichen Orten in Deutschland –, vor allem aber als kommunikative Räume für Begegnung und Austausch. An den drei Projekttreffen – und immer wieder während des Projektes – war es allen Beteiligten möglich, Gemeinsamkeiten zu finden. Es gelang Räume zu gestalten und sich – auch in Abgrenzung zu anderen „verrückten Biographien“, wie dies eine im Rahmen der Begleitforschung interviewte Teilnehmerin formulierte (Bereswill/Zühlke 2016a: 39) – selbst weiter zu entwickeln. Wichtig waren eine anerkennende, offene Atmosphäre und ein Blick darauf, dass Leben nicht linear verlaufen müssen, dass es zum ausgeschilderten, vorgetretenen Pfad oft auch eine zielführende Alternative gibt. So wuchsen alle TeilnehmerInnen an den Erfahrungen und Erzählungen der anderen – und anfängliche Unsicherheiten, Vorurteile, Rollenbilder und Erwartungen konnten verändert und aufgebrochen werden. Entscheidend war, dass jede Person mit all ihren Themen dabei sein konnte und so ein Raum entstand, der Perspektiven weitete, Horizonte öffnete und darauf ausgerichtet war, die eigenen Stärken sichtbar zu machen.

Die weit über ein klassisches Mentoring hinaus reichende komplexe Anlage des Programms unterstützte vielfältig die Auseinandersetzung mit Unterschieden und Normalitätskonzepten, Wertvorstellungen und Vulnerabilität: Es beheimatete die studentischen Teilnehmerinnen zuerst in einer gleichberechtigten Tandem-Beziehung und ermutigte sie gleichzeitig die Tandem-Beziehung in Relation zu den beiden zugehörigen Co-Mentoring-Beziehungen zu öffnen. Die Begleitstudie zum Projekt beschreibt eindringlich, wie unterschiedlich die damit gegebenen Möglichkeiten und Herausforderungen in den aus dem Tandem und den beiden

Co-MentorInnen bestehenden Quartetts gestaltet wurden. In jedem Fall gelang es, die jungen Frauen von der Vorstellung zu lösen, ein Leben lasse sich auf einen Begriff bringen.

Den TeilnehmerInnen und dem Hildegardis-Verein als Träger wurde zunehmend bewusst, wie wichtig es ist, die Tatsache hybrider Identitäten anzunehmen – nicht nur, aber nicht zuletzt auch bei Frauen mit einer Behinderung oder bei Frauen mit Migrationshintergrund, die ihr Heimatland verlassen müssen (vgl. Welskop-Deffaa 2016). Menschen definieren sich je nach Situation sowohl über ihre (körperlichen) Fähigkeiten oder Beeinträchtigungen, über ihre Ethnie oder ihre Religion, über ihr Geschlecht oder den Beruf, und bilden situativ Zugehörigkeiten oder Abgrenzungen.

Empowerment umfasst die Ermutigung, hybride Identitäten zu akzeptieren, die eigene fließende Identität anzunehmen. Angeboten exklusiv für Frauen wie dem Co-Mentoring-Programm des Hildegardis-Vereins kommt hier eine besondere Bedeutung zu. Mit der in ihnen eröffneten Chance, Frau-Sein in einer inklusiven Umgebung als identitätsstiftend erfahren zu können – allen offensichtlich werdenden Unterschieden zwischen jüngeren und älteren, behinderten und nicht behinderten, kämpferischen und enttäuschten, zufriedenen und suchenden Frauen zum Trotz – können sie lernen, eigene Bedürfnisse im Hier und Jetzt erfolgreich zu artikulieren. Der Ent-Deckungsprozess kultureller und sozialer Konstruktionen von Geschlecht und Behinderung, der in dem Tandem-Programm angestoßen wurde, ist als Teil einer Empowerment-Strategie kaum zu ersetzen. Ungleichzeitigkeiten im Prozess der ‚Identifizierung‘ und ‚Beheimatung‘ korrespondieren mit der grundlegenden Spannung zwischen Handlungsautonomie und Vulnerabilität, zwischen Vitalisierung der eigenen Erfahrungen und Werte und der Öffnung für Chancen und Wertvorstellungen der anderen TeilnehmerInnen – einer Spannung, die in der hybriden Identität perspektivisch auszuhalten ist.

### **Neue Wege beschreiten**

Auch nach Ende des Programms beschreiten die TeilnehmerInnen neue Wege: Sie trauen sich zu, Kinder zu bekommen, finden Praktikumsplätze, sie beginnen, mit Persönlicher Assistenz zu leben oder sie starten mit Elan ins Berufsleben. „Lebensweg inklusive“ konnte Türen öffnen, Blickwinkel verändern, und Offenheit schaffen für ‚fremde‘ Situationen

und Herausforderungen. Das Programm hat die Bereitschaft zu politischem Engagement gestärkt: Bildungs-, Frauen- und Migrationspolitik, Teilhabepolitik, Soziale Lebenslaufpolitik (vgl. Zentralkomitee der deutschen Katholiken 2013) in einem ganz konkreten Verständnis. TeilnehmerInnen des Programms sind zu MultiplikatorInnen geworden. Sie haben das Programm als inklusives Programm gestaltet, indem sie ihre Lebenswelten, ihre Erfahrungen mit Diversität und erlebten Barrieren zum Ausgangspunkt nahmen. „Lebensweg inklusive“ hat den TeilnehmerInnen die Chance eröffnet, Geschlecht und Behinderung als komplexe soziale Kategorien zu verstehen, die das gesellschaftliche Gefüge strukturieren und die ihre Wirkung in Prozessen der Zuschreibung entfalten. Das Programm ermöglichte ein Verständnis der Wirkung dieser (von einigen TeilnehmerInnen intuitiv, teils auch bewusst abgelehnten) Kategorien und eröffnete Chancen, sich aktiv zu ihnen zu verhalten. Die Fähigkeit zum offenen Austausch mit dem in jedem Einzelfall besonderen Gegenüber gestärkt zu haben, ist ein wesentlicher Teil des politischen Erfolgs, den der Hildegardis-Verein sich und seinem Kompetenz-Tandem-Programm zurechnet.

**Theresa M. Straub**, M.A., war von 2013 bis 2016 beim Hildegardis-Verein Koordinatorin des Projektes „Lebensweg inklusive - Kompetenz-Tandems für Studentinnen mit und ohne Behinderung“. Zurzeit ist sie Universitätsassistentin am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck im Lehr- und Forschungsbereich Disability Studies und promoviert zu Inklusions- und Exklusionsmechanismen in Bildungsbiographien.

**Eva M. Welskop-Deffaa** war als stellvertretende Vorsitzende im Hildegardis-Verein bis 2015 ehrenamtlich koordinierend für die dort durchgeführten (Co-)Mentoring-Projekte für Studierende mit Behinderung verantwortlich. Hauptberuflich ist sie seit 2013 als Mitglied im ver.di-Bundesvorstand zuständig für Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik, Teilhabepolitik, Migration und Integration.

## **Empfehlungen für eine gendergerechte inklusive Hochschule**

Gastbeitrag von Birgit Mock und Monika Treber

Das Projekt „Lebensweg inklusive: KompetenzTandems von Studentinnen mit und ohne Behinderung“ (2013 – 2015) war das erste seiner Art in Deutschland. Es bestärkte die Teilnehmerinnen darin, sich mit dem eigenen Lebensweg zu befassen, und dessen Bedeutung für die Planung der weiteren Karriere zu entdecken. Zudem ermöglichte es den Teilnehmerinnen einen Perspektivwechsel. Im Tandem einer Studentin mit und einer Studentin ohne Behinderung wurden Lebenskategorien wie „Leben mit einer Behinderung“ einerseits zum Thema gemacht, andererseits verloren sie im Projektverlauf an Bedeutung. Wer lernt von wem, wer ist wem Vorbild, wer ist stark, wer steht vor Barrieren? Auf diese Fragen gab es keine einseitigen Antworten. Schließlich ermöglichte das Projekt den Teilnehmenden, sich unbewusster Vorannahmen (sog. *unconscious bias*) bewusst zu werden, feste Zuschreibungen zu hinterfragen und mit Standards aufmerksam umzugehen.

### **Unconscious bias**

Unbewusste Vorannahmen gehören zur menschlichen Natur. Sie sind biologisch bedingt und Ausdruck eines Effizienzstrebens unseres Gehirns (Habermaacher/Peters/Ghadiri 2011). Die Suche nach Mustern und deren Vorwegnahme nach ersten Eindrücken und Informationen erleichtert uns als Menschen das Leben und „reduziert die Komplexität der stetig fließenden und zu verarbeitenden Informationen“ (Voß 2011). Ausgehend von Beobachtungen (eine kleine Frau, ein großer Mann) interpretieren wir das Gesehene und verbinden es mit Bewertungen (schwach, stark, unfähig, kompetent). Diese Muster entstehen aufgrund von Lernerfahrungen und Erlebensgewohnheiten. Solche Vorannahmen können, vor allem dann, wenn sie unbewusst getroffen werden, Entwicklungen hemmen, Zuschreibungen zementieren, die nicht angemessen sind, und die Nutzung der Potentiale, die in Vielfalt liegen, verhindern.

Im Projekt „Lebensweg inklusive“ wurde die Frage nach *unconscious bias* im Kontext von Karriereförderung konkretisiert. Die TeilnehmerInnen wurden mit ihren unbewussten Vorannahmen konfrontiert und für

eine kritische Befassung damit sensibilisiert (s. auch Stangel-Meseke 2011). Gleichzeitig wurden die studentischen Teilnehmerinnen ermutigt, für ihren eigenen Lebens- und Karriereweg neue Freiheitsgrade zu definieren.

### **Über Fähigkeiten und Leistung sprechen**

Ein Projekt, das sich im Kontext der Karriereförderung von behinderten und nicht behinderten Studierenden verortet, kann darüber hinaus nicht von der Frage absehen, wie der Zugang zu Studium und Berufsleben kommuniziert wird. Mehr oder weniger bewusste Standards von Leistungsfähigkeit und Gesundheit als Voraussetzung für die Wahrnehmung bestimmter Aufgaben bergen als Kehrseite Kompetenzzweifel und Abwertung. Sie werden unter dem Schlagwort „Ableism“ diskutiert.

So enthält die Feststellung der ‚bewundernswerten Fähigkeiten‘ von behinderten Menschen eine implizite Vorstellung von Normalität und Abweichung. Die Benennung von Beeinträchtigung, die nötig ist, um bestimmte Assistenz und Nachteilsausgleiche zu erhalten, geht zugleich mit der Gefahr einer Reduktion auf körperliche und geistige Funktionalität einher (Maskos 2015).

Die Klärung von Karrierewegen fand im Projekt „Lebensweg inklusive“ in einem biographischen Reflexionsrahmen statt. In diesem Rahmen konnte die Ambivalenz des Sprechens über Vulnerabilität erfahren und reflektiert werden. Indem die Vergewisserung des eigenen Lebenswegs mit dem Kennenlernen unterschiedlicher biographischer Verläufe verknüpft wurde, unterlief das Projekt normative Vorstellungen von einem ‚geraden‘ Karriereweg ebenso wie die Tendenz zu normierenden Zuschreibungen von Fähigkeiten aufgrund körperlicher und psychischer Beeinträchtigungen.

### **Handlungsempfehlungen**

Die Handlungsempfehlungen für die Gestaltung einer inklusiven gendergerechten Hochschule, die sich aus dem Projekt ableiten, resultieren unmittelbar aus den Erfahrungen in der Projektarbeit. Grundlage dafür sind die Erfahrungsberichte der studentischen Projektteilnehmerinnen und ihrer Co-MentorInnen sowie der Diskurs mit der Begleitforschung.

Was die Anforderungen an eine inklusive Hochschule hinsichtlich der Gestaltung von organisatorischen, strukturellen und finanziellen Rah-

menbedingungen angeht, verweisen wir insbesondere auf die Empfehlung der Hochschulrektorenkonferenz „Eine Hochschule für alle“ aus dem Jahr 2009, in der entsprechende Anforderungen umfassend formuliert sind. Wir sehen in der Erfahrung und den Äußerungen unserer studentischen Projektteilnehmerinnen die Beobachtung bestätigt, dass die dort formulierten Maßstäbe zwar bezüglich der formalen Anforderungen weitgehend umgesetzt sind. Hinsichtlich ihrer sozialen und kommunikativen Dimensionen lassen sie jedoch noch sehr viel Wünschenswertes offen. Das bestätigte die Evaluation der Umsetzung der Empfehlungen aus dem Jahre 2012 (HRK 2013).

Für unsere Empfehlungen zur künftigen Ausgestaltung einer inklusiven Hochschule legen wir besonderes Augenmerk auf die zunächst ungewöhnliche und bisher in der Projektlandschaft einzigartige Betonung von Kommunikation, Austausch und gegenseitiger Unterstützung – sowohl der Studentinnen untereinander als auch in der Wechselbeziehung mit ihren Co-MentorInnen. Dieses multiple Dialogmodell verknüpfte die Potentiale der Peer-Beziehungsebene mit denen des intergenerationalen Dialogs. Dabei war im Projektverlauf zu erkennen, dass in der Hochschullandschaft Lernende und Lehrende mit und ohne Behinderung aufeinandertreffen, die das Bedürfnis teilen, ihre beruflichen und privaten Biographien gemeinsam zu reflektieren.

Alle folgenden Handlungsempfehlungen hat der Hildegardis-Verein mit den Mitgliedern seines Projektbeirates intensiv beraten und vor dem Hintergrund der dort vertretenen Arbeitsfelder der FachexpertInnen gewichtet.

### **Räume schaffen**

Viele Studentinnen benannten als wichtiges Motiv für ihre Projektteilnahme ihr Interesse daran, sich mit Studierenden anderer Studienfächer über ihre Situation auszutauschen. Sie wollten aus den biographischen Erfahrungen anderer lernen und dadurch nicht nur ein Gefühl von gemeinsamer Erfahrung und Verbundenheit entwickeln, sondern auch ganz praktisch anhand dieser Erfahrungen neue Perspektiven für das eigene Leben und die Berufsplanung gewinnen (vgl. Bereswill/Zühlke 2016a: 19).

Dafür war es notwendig, im Rahmen des Projektes Zeit und vor allem auch Räume zur Verfügung zu stellen, in denen diese Erfahrung ge-

macht werden konnte. Räume sind hier einerseits als konkret nutzbare Räumlichkeiten zu verstehen – diese wurden im Kontext unseres Projektes u.a. für zentrale Workshops an unterschiedlichen Orten in Deutschland zur Verfügung gestellt –, vor allem aber auch als kommunikative Räume für Begegnung und Austausch.

Im Projekt fand auf einer zweiten Ebene in gleichermaßen strukturierter Form ein Austausch mit den Co-MentorInnen statt, durch den die gemeinsame Lernerfahrung im KompetenzTandem nochmals überprüft und auf die eigene mögliche biographische Zukunft hin reflektiert und perspektivisch erweitert wurde. Dabei zeigte sich, dass nicht nur die Studentinnen vom Austausch mit ihren Co-MentorInnen profitierten. In ähnlicher Weise konnten die erfahreneren Co-MentorInnen ihren Berufs- und Lebensweg anhand der ‚Anfängerperspektive‘ der Studentinnen beleuchten und neu bewerten (ebenda: 20 f.). Insofern sind die hier skizzierten Kommunikationsräume durch ein hohes Maß an Wechselseitigkeit – auch über deutlich erkennbare Hierarchien hinweg – gekennzeichnet.

Im Hochschulalltag sind laut Aussagen der studentischen Teilnehmerinnen genau dafür zu wenig Möglichkeiten vorhanden: Es gibt kaum Gelegenheit, sich mit anderen Studierenden oder auch mit dem Lehrpersonal außerhalb des eigentlichen Curriculums mit Fragen zu Karriereplanung, Vereinbarkeit von Familie und Beruf oder auch der ganz praktischen Gestaltung des eigenen Lebens an der Hochschule zu befassen. Insbesondere durch die Anforderungen aus dem Bologna-Prozess sind die diesbezüglichen Möglichkeiten geschwunden: Die Erfüllung der modularisierten Lehrpläne und zusätzliche Anforderungen durch Praktika während des gesamten Studienverlaufs etc. führen in der Wahrnehmung der Studentinnen zu Vereinzelung und zu einem vielseitig beklagten Verlust von Lernerfahrungen in einer Peer Group.

Ebenso sind informelle, persönliche Kontakte zu Lehrenden, die inhaltlich offen und nicht durch Prüfungsdruck gekennzeichnet sind, alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Nochmals verschärft stellt sich diese Situation in der Wahrnehmung von Studentinnen mit Handicap dar: Diese erleben sich teilweise als isoliert und alleingelassen mit ihren behinderungsbedingten Bedürfnissen.

Bei der Eröffnung der Räume setzte das Projekt klare Grenzen und gab Leitlinien für die Zusammenarbeit vor, um die zwischenmenschlichen Beziehungen nicht zu überfordern. Während der Projektlaufzeit war eine professionelle Begleitung durch externe Supervision und Prozessbegleitung sichergestellt. Dieses Konzept erwies sich als zielführend. Offene Räume der Begegnung mit ‚Rollen Vorbildern‘ brauchen geeignete strukturierende Spielregeln – das kann als Projekterfahrung und Handlungsempfehlung festgehalten werden.

### **Rollen Vorbilder entwickeln und nutzen**

Eine der Besonderheiten von „Lebensweg inklusive“ war, dass den Studentinnen auf zwei Ebenen Rollen Vorbilder begegneten. Einerseits fanden die Studentinnen in den Co-MentorInnen eine Quelle an Lebenserfahrung und ganz konkreten Handlungsmöglichkeiten. In den – im Programm methodisch eingebetteten – narrativen Interviews mit den Co-MentorInnen erfuhren die Studentinnen, dass Brüche und Grenzerfahrungen zum Leben dazugehören und oftmals erst den nötigen Hintergrund dafür bilden, den eigenen Platz im Beruf und in der Gesellschaft zu finden. Viele studentische Teilnehmerinnen berichteten davon, dass sie sich dank der Erzählungen der Co-MentorInnen über Erfahrungen von Scheitern und Umwegen sehr von dem Anspruch entlastet fühlten, in ihrer weiteren Lebensplanung ‚keinen Fehler machen zu dürfen‘. Aus dieser Erkenntnis resultierten eine neue ‚Gelassenheit‘ und die Bereitschaft, sich für eine Handlungsoption entscheiden zu können. Dass diese dann nicht unmittelbar die einzig zielführende sein muss, erlebten die Studentinnen als Ermutigung und zum Teil auch als Erlaubnis zu experimentieren (vgl. ebenda: 22).

Die andere Ebene, in der Rollen Vorbilder relevant wurden, lag im studentischen Tandem selbst. Studentinnen mit und ohne Behinderung, Studienanfängerinnen und solche, die kurz vor ihrem Abschluss standen, konnten ihre Unterschiedlichkeit als Bereicherung und Erweiterung der eigenen Perspektiven erleben. Sie stellten sich gegenseitig Fragen zur Standortbestimmung und Zielklärung: Wo stehe ich jetzt? Wo will ich hin? Was bringe ich dafür mit? Was brauche ich dafür noch? (ebenda: 18). Dabei gab es keine wahrnehmbaren Unterschiede zwischen Studentinnen, die ‚per se‘ als Vorbild infrage kamen – beispielsweise: Die nichtbehinderte Studentin wird zum Vorbild der behinderten Stu-

dentin oder genau umgekehrt. Vielmehr lernten die Studentinnen aufgrund ihrer Verschiedenheiten voneinander. Studentinnen ohne Behinderung fiel wiederholt auf, mit welcher Selbstverständlichkeit ihre Kommilitoninnen mit Behinderung sich über eigene Bedürfnisse und Interessen im Klaren sind und gelernt haben, berechnete Bedarfe ggf. auch gegen Widerstände durchzusetzen.

### **Empowerment**

Eine Erfahrung, die viele Studierende heute an Hochschulen machen, ist der weitgehende Verlust von Autonomie. Es fehlen multiple Handlungsoptionen im Hochschulkontext. Durch die Anforderungen, die aus dem Bologna-Prozess resultieren, ergeben sich für Studierende Rahmenbedingungen, die überwiegend festgelegt sind und denen sie bei der Setzung von Studienschwerpunkten und der Gestaltung ihres Studienalltags unterworfen sind. Während Studierende der Kohorten ‚vor Bologna‘ die Zeit ihres Studiums häufig als Freiraum für Selbsterfahrung und Experimente in der Lebensgestaltung, für den sprichwörtlichen ‚Blick über den Tellerrand‘ beschreiben, geben heutige Studierende das exakte Gegenteil an: Ihre Erfahrungen sind geprägt von Anforderungen und Reglementierungen, die eine strenge, für viele fast ausschließliche Fokussierung auf die Bewältigung der vorgegebenen Studieninhalte und -strukturen nötig macht. Dies ist mit einem spürbaren Leistungsdruck verbunden und kann auch mit Versagensangst einhergehen (vgl. ebenda: 33).

Dieses Problem zeigt sich wiederum in unterschiedlicher Ausprägung für die Studentinnen mit und jene ohne Behinderung, die zwar ähnliche Erfahrungen machen, aber deren Auswirkungen unterschiedlich erleben. Für Studentinnen mit Behinderung kommt zum allgemeinen Leistungsanspruch seitens der Hochschule die Notwendigkeit hinzu, ihren behinderungsbedingten Bedürfnissen und teilweise auch körperlichen Begrenzungen gerecht zu werden. Als Unterstützung gedachte Regelungen wie Zeitverlängerungen bei Klausuren oder andere Nachteilsausgleiche werden von Seiten des Lehrpersonals nicht immer selbstverständlich gewährt. Studentinnen berichten darüber, dass sie zum Teil darum kämpfen und argumentativ darlegen müssen, dass diese Sonderregelungen keine Bevorteilung, sondern tatsächlich einen Ausgleich für bestehende behinderungsbedingte Nachteile darstellen (vgl. ebenda: 28).

Viele Studierende haben in der heutigen Hochschullandschaft offenbar Probleme damit, ihre Bedürfnisse zu artikulieren und proaktiv zu vertreten. Manche Studentinnen beschreiben eine Art ‚inneren Druck‘, sich selbst und ihre Bedürfnisse zurückzustellen, um den tatsächlichen oder auch nur vermuteten Anforderungen des Hochschulalltags gerecht zu werden. Hiermit ist auch eine Ambivalenz im Umgang mit der Thematisierung von Vulnerabilität verbunden (vgl. ebenda: 113).

Im Projektverlauf stellten die Studentinnen im Austausch miteinander fest, dass es nicht nur legitim, sondern auch Zeichen einer reifen Persönlichkeit ist, sich für eigene, gemeinsam erlebte Anliegen und Bedürfnisse (gemeinsam) stark zu machen. Manche der Studentinnen haben sich auch aus diesem Grund im Projektverlauf Interessenvertretungen und studentischen Organisationen angeschlossen, um ihre eigene Handlungsfähigkeit und Selbststeuerung stärker als bisher zum Ausdruck zu bringen.

### **Engagement und Netzwerkbildung fördern**

Aus den oben genannten Projektergebnissen ergeben sich weitere Schlussfolgerungen: Angesichts der häufig zu einseitigen Fokussierung der Hochschulen auf die Vermittlung fachlicher Kenntnisse, erkennen wir die zunehmende Bedeutung, bei den Studierenden gesellschaftliches Engagement und die Bildung von Netzwerken zu fördern, die nachhaltig auch über ein zeitlich befristetes Projekt oder eine Maßnahme hinaus wirken können. Unser Projekt war von Beginn an angelegt auf die Vernetzung der daran beteiligten Persönlichkeiten.

Durch die Vermittlung von Praktika und Anregungen seitens der berufserfahrenen Co-MentorInnen bezüglich Studienausrichtung, Berufswahl und Bewerbung sowie durch das vorbildhafte Anregen zu eigener gesellschaftlicher Beteiligung bildeten sich Strukturen heraus, die eine tragfähige Zusammenarbeit in Eigenverantwortung der Teilnehmenden auch nach der Beendigung unseres Projektes erwarten lassen.

Die Selbstverständlichkeit, mit der dieser Prozess in Gang kam, lässt vermuten, dass es sich hier um ein Bedürfnis handelt, dass Studierende an den Hochschulen in nicht ausreichendem Maß befriedigt sehen. Insbesondere der Wunsch nach Kontakten, die über die eigentliche Studiendauer hinausreichen, wurde explizit zum Ausdruck gebracht.

Von den Co-MentorInnen wurde in Gesprächen und Seminarblöcken immer wieder der Wunsch nach Strukturen für intensivere Zusammenarbeit und kollegiale Beratung angesprochen. Gerade von den Co-MentorInnen, die beruflich im Hochschulbereich tätig sind, wurde beklagt, dass unter den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern nur wenig formelle oder informelle Netzwerkstrukturen anzutreffen sind. Es wurde ein deutliches Bedürfnis nach Veränderung geäußert.

### **Diversität ist eine Frage der Kultur**

Die Kultur der Hochschulen ist wesentlich durch das Bologna-System geprägt. Das Bologna-System mit seiner Bemessung von Workload und Credits orientiert sich an dem Bild des voll leistungsfähigen Studierenden, der sein Studium wie eine hauptberufliche Tätigkeit betreibt, acht Stunden am Tag und mit sechs Wochen Jahresurlaub – ein Arbeitnehmermodell.

Alle, die dieser Norm nicht entsprechen können (Studierende mit Kindern, Menschen mit Behinderung, pflegende Angehörige) sind Abweichende, fallen aus diesem ‚normalen‘ Ablauf heraus und werden damit leicht zu ‚Störfaktoren‘ des Systems. Die Gefahr dieser Form von Benachteiligung wurde längst erkannt und viele Regelungen ermöglichen einen Ausgleich von Nachteilen. Gleichwohl bleibt die Frage, ob die – auch mit den Nachteilsausgleichen immanent stabilisierte – Orientierung am ‚Normalstudenten‘ zukunftsweisend ist oder ob ein System angestrebt werden sollte, das ausdrücklich Vielfalt als (Innovations-) Merkmal modernen Wissenschaftslebens nutzt. Dies bleibt eine zentrale hochschulpolitische Frage.

Ein wichtiger Ansatzpunkt für die Entwicklung einer inklusiven Hochschule ist der Einbezug und die Weiterbildung des Personals (Lehrende und Verwaltung). Im Verständnis der eigenen Profession müssen Ängste vor Verschiedenheit abgebaut, Verschiedenheit als ‚Normalfall‘ vermittelt, eine Sensibilisierung für *unconscious bias* sichergestellt und eine kritische Haltung zum eigenen Sprechen über Fähigkeiten und Leistungsbeeinträchtigungen erworben werden.

### **Stützender Rahmen für eine selbstbestimmte Entfaltung**

Die Landeshochschulgesetze verlangen die Einsetzung von Gleichstellungsbeauftragten und von Beauftragten für die Belange behinderter Studierender. Deren Kooperation gilt es zu entwickeln. Gebraucht wird

einerseits eine bessere Zusammenarbeit zwischen den Beauftragten, andererseits die Abstimmung von passgenauen Angeboten, vor allem gruppenbezogenen Beratungs- und Begegnungsangeboten.

Mentoringprogramme als verstetigtes Angebot benötigen eine koordinierende Struktur. Dazu brauchen diese Beauftragten eine bessere zeitliche Ausstattung und die Unterstützung durch MitarbeiterInnen. Das System der unterschiedlichen ‚Beauftragten‘ auf diese Weise zu einer Diversity-Struktur umzugestalten, könnte auf der Grundlage der Projekterfahrungen des Hildegardis-Vereins als erfolgreiche Empowerment-Strategie angesehen werden.

Die Beauftragten für die Belange behinderter Studierender, Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte, Studienberatung und Karriereservice bieten sich als Struktur für die Initiierung von gruppenbezogenen Angeboten an, die zum Erleben von Selbstwirksamkeit und zur Vernetzung beitragen. Alle diese Prozesse benötigen gleichwohl Kristallisationspunkte und ein Mindestmaß an Logistik, um nachhaltig wirken zu können. Bewährte Formen wie Stammtische, themenorientierte oder auch rein auf Austausch angelegte Gruppen außerhalb des Curriculums könnten in dieser Weise inklusiv weiterentwickelt werden.

Vor dem Hintergrund der Projekterfahrungen empfehlen wir die Institutionalisierung offener kommunikativer Räume, in denen Lernerfahrungen anhand der Unterschiedlichkeit biographischer Erfahrungen möglich werden.

**Birgit Mock** ist seit 2004 Geschäftsführerin des Hildegardis-Vereins in Bonn. In dieser Zeit verantwortete sie unter anderem das vom Verein entwickelte bundesweit erste Mentoring-Programm für Studentinnen mit Behinderung (2008-2013) und das Programm „Lebensweg inklusive - KompetenzTandems für Studentinnen mit und ohne Behinderung“ (2013-2016).

**Monika Treber**, Professorin (i.R.) für Soziale Arbeit, ist Vorsitzende des Projektbeirates „Lebensweg inklusive - KompetenzTandems für Studentinnen mit und ohne Behinderung“ beim Hildegardis-Verein. Von 2009 bis 2013 war sie Präsidentin der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin.

## Literaturverzeichnis

- Becker-Schmidt, Regina (2013): Konstruktion und Struktur. Zentrale Kategorien in der Analyse des Zusammenhangs von Geschlecht, Kultur und Gesellschaft. In: Graf, Julia; Ideler, Kristin; Klinger, Sabine (Hrsg.): Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 19-42.
- Bereswill, Mechthild (2015): Komplexität steigern: Intersektionalität im Kontext von Geschlechterforschung. In: Bereswill, Mechthild; Degenring, Folkert; Stange, Sabine (Hrsg.): Intersektionalität als Forschungspraxis. Wechselseitige Herausforderungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 210-230.
- Bereswill, Mechthild (2008): Geschlecht. In: Baur, Nina; Korte, Hermann; Löw, Martina; Schroer, Markus (Hrsg.): Handbuch Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 97-116.
- Bereswill, Mechthild; Degenring, Folkert; Stange, Sabine (2015): Intersektionalität als Forschungspraxis. In: Bereswill, Mechthild; Degenring, Folkert; Stange, Sabine (Hrsg.): Intersektionalität und Forschungspraxis. Wechselseitige Herausforderungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 8-19.
- Bereswill, Mechthild; Pax, Rafaela M.; Zühlke, Johanna (2013): Mentoring als Möglichkeitsraum. Erfahrungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer eines Mentoring-Programms für Studentinnen mit Behinderung. Kassel: kassel university press.
- Bereswill, Mechthild; Zühlke, Johanna (2016a): Abschlussbericht der Begleitstudie zum KompetenzTandem-Programm: „Lebensweg inklusive“. Kassel (unveröffentlicht).
- Bereswill, Mechthild; Zühlke, Johanna (2016b): „Faktor Frau kommt meilenweit danach“. Eine qualitative Exploration zum Verhältnis von Geschlecht und Behinderung. In: Bude, Jürgen; Offen, Susanne; Tervooren, Anja (Hrsg.): Das Geschlecht der Inklusion. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 137-152.

- Bereswill, Mechthild; Zühlke, Johanna (2016c): Wissenschaftliche Evaluation. In: Hildegardis-Verein (Hrsg.): Lebensweg inklusive. KompetenzTandems für Studentinnen mit und ohne Behinderung. 2013 – 2016. Projektdokumentation. Bonn: Hildegardis-Verein, S. 38-44.
- Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang (Hrsg.) (2009): Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder. 3. grundlegend überarbeitete Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Blumer, Herbert George (1954): What is wrong with social theory? In: American Sociological Review, 18, p. 3-10.
- Goffman, Erving (1999/1975): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Griesehop, Hedwig Rosa; Rätz, Regina; Völter, Bettina (2012): Grundlagen, Arbeitsschritte und Praxisrelevanz. In: Dies. (Hrsg.): Biografische Einzelfallhilfe. Methoden und Arbeitstechniken. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 46-82.
- Hildegardis-Verein (Hrsg.) (2016): Lebensweg inklusive. KompetenzTandems für Studentinnen mit und ohne Behinderung. 2013 – 2016. Projektdokumentation.
- Klein, Uta; Schindler, Christiane (2016): Inklusion und Hochschule: Eine Einführung. In: Klein, Uta (Hrsg.): Inklusive Hochschule: Neue Perspektiven für Forschung und Praxis. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 7-18.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2013): ÜberKreuzungen: Zu Produktivität und Grenzen von „Intersektionalität“ als „Sensitizing Concept“. In: Bereswill, Mechthild; Liebsch, Katharina (Hrsg.): Geschlecht (re)konstruieren. Zur methodologischen und methodischen Produktivität der Frauen- und Geschlechterforschung. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 242-262.
- Köbsell, Swantje (2010): Gendering Disability. Behinderung, Geschlecht und Körper. In: Jacob, Jutta; Köbsell, Swantje; Wollrad, Eske (Hrsg.): Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht. Bielefeld: transcript, S. 17-34.
- Libreria delle donne di Milano (1988): Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis. Berlin: Orlando Frauenverlag.

- Meuser, Michael; Nagel, Ulrike (2005): Experteninterviews – Vielfach erprobt wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In: Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang (Hrsg.): Das Experteninterview. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 71-93.
- Oevermann, Ulrich (1983): Zur Sache. Die Bedeutung von Adornos methodologischem Selbstverständnis für die Begründung einer materialen soziologischen Strukturanalyse. In: Friedeburg, Ludwig von; Habermas, Jürgen (Hrsg.): Adorno-Konferenz. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 235-288.
- Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2008): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Rosenthal, Gabriele (2008): Interpretative Sozialforschung. Opladen: Beltz Juventa.
- Rothenberg, Birgit; Welzel, Barbara; Zimmermann, Ute (2016): Behinderung und Diversitätsmanagement. Von der Graswurzelarbeit zum Disability Mainstreaming. In: Klein, Uta (Hrsg.): Inklusive Hochschule: Neue Perspektiven für Forschung und Praxis. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 20-40.
- Straub, Theresa (2016): Narratives Interview. In: Rätz, Regina; Völter, Bettina (Hrsg.): Wörterbuch Rekonstruktive Soziale Arbeit. Opladen: Barbara Budrich, S. 152-154.
- Strauss, Anselm L. (1994): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München: Wilhelm Fink.
- Völter, Bettina (2012): Von der klassischen zur biografisch orientierten Einzelfallhilfe. In: Griesehop, Hedwig Rosa; Rätz, Regina; Völter, Bettina (Hrsg.): Biografische Einzelfallhilfe. Methoden und Arbeitstechniken. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 46-82.
- Waldschmidt, Anne (2014): Macht der Differenz. Perspektiven der Disability Studies auf Diversität, Intersektionalität und soziale Ungleichheit. In: Soziale Probleme 25/2, S. 173-192.
- Walgenbach, Katharina (2012): Gender als interdependente Kategorie. In: Walgenbach, Katharina; Dietze, Gabriele; Hornscheidt, Lann; Palm, Kerstin (Hrsg.): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 23-64.

- Wansing, Gudrun (2014): Konstruktion – Anerkennung – Problematisierung. Ambivalenzen der Kategorie Behinderung im Kontext von Inklusion und Diversität. In: Soziale Probleme 25/2, S. 209-229.
- Welskop-Deffaa, Eva M. (2016): Bewegungsfreiheit. Geflüchtete Frauen in Deutschland. In: Heimbach-Steins, Marianne (Hrsg.): Begrenzt aufnahmefähig? Flüchtlingsintegration in der Diskussion. Freiburg i.Br.
- Welskop-Deffaa, Eva M. (2001): Die kölnische Annengruppe. In: Glauben leben. Zeitschrift für Frauen in Kirche und Orden 3, S. 81-82.
- Wernet, Andreas (2000): Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik. Qualitative Sozialforschung, Band 11. Opladen: Leske + Budrich.
- Winker, Gabriele; Degele, Nina (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript.

*Internet, PDF*

- Ahmann, Martina (2007): „Machbarkeitsstudie zum Studienförderbedarf von Studentinnen mit Behinderung“. Zugriff 14.09.2016, <http://www.hildegardis-verein.de/files/uploads/hildegardis/downloads/machbarkeitsstudie-gesamtfassung.pdf>
- Habermacher, Andreas; Peters, Theo; Ghadiri, Argang (2011): Das Gehirn, Entscheidungen und unconscious bias. Charta der Vielfalt. Zugriff 09.11.2016, <http://www.charta-der-vielfalt.de/service/publikationen/vielfalt-erkennen/unconscious-bias/das-gehirn-entscheidungen-und-unconscious-bias.html>
- Hildegardis-Verein e.V., Zugriff 25.09.2016, <http://www.hildegardis-verein.de>
- Hildegardis-Verein e.V.: Mentoring-Programm für Studentinnen mit Behinderung, Zugriff 25.09.2016, <http://www.hildegardis-verein.de/mentoring-programm.html>
- HRK. Hochschulrektorenkonferenz (2009): „Eine Hochschule für Alle“. Empfehlung der 6. Mitgliederversammlung am 21.4.2009 zum Studium mit Behinderung/chronischer Krankheit. Bonn. Zugriff 12.09.2016, [https://www.hrk.de/uploads/tx\\_szconvention/Entschliessung\\_HS\\_Alle.pdf](https://www.hrk.de/uploads/tx_szconvention/Entschliessung_HS_Alle.pdf)

- HRK. Hochschulrektorenkonferenz (2013): „Eine Hochschule für Alle“. Empfehlung der 6. Mitgliederversammlung am 21.4.2009 zum Studium mit Behinderung/chronischer Krankheit. Ergebnisse der Evaluation. Bonn. Zugriff 14.09.2016, [http://www.hrk.de/fileadmin/redaktion/hrk/02-Dokumente/02-03-Studium/02-03-08-Barrierefreies-Studium/Auswertung\\_Evaluation\\_Hochschule\\_fuer\\_Alle\\_01.pdf](http://www.hrk.de/fileadmin/redaktion/hrk/02-Dokumente/02-03-Studium/02-03-08-Barrierefreies-Studium/Auswertung_Evaluation_Hochschule_fuer_Alle_01.pdf)
- LesMigraS. Antigewalt- und Antidiskriminierungsbereich der Lesbenberatung Berlin e.V. (Hrsg.) (2012): „...nicht so greifbar und doch real“. Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-) Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans\* in Deutschland. Berlin. Zugriff 06.09.2016, [http://lesmigras.de/tl\\_files/lesbenberatung-berlin/Gewalt%20\(Dokus,Aufsaeetze...\)/Dokumentation%20Studie%20web\\_sicher.pdf](http://lesmigras.de/tl_files/lesbenberatung-berlin/Gewalt%20(Dokus,Aufsaeetze...)/Dokumentation%20Studie%20web_sicher.pdf)
- Maskos, Rebecca (2015): Ableism und das Ideal des autonomen Föhibig Seins in der kapitalistischen Gesellschaft. In: Zeitschrift für Inklusion-online.net 2/2015. Zugriff 09.11.2016, <http://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/277/260>
- Maxqda. Programm zur qualitativen Datenanalyse. Zugriff 26.09.2016, <http://www.maxqda.de/>
- Stangel-Meseke, Martina (2011): Unconscious Bias – ein erfolgskritischer Faktor. Charta der Vielfalt. Zugriff 09.11.2016, <http://www.charta-der-vielfalt.de/service/publikationen/vielfalt-erkennen/unconscious-bias/unconscious-bias-ein-erfolgskritischer-faktor.html>
- Voß, Eva (2011): Unconscious Bias im Recruiting. Wie sich vor allem in Personalprozessen die Stereotypenfalle umgehen lässt. Charta der Vielfalt. Zugriff 09.11.2016, <http://www.charta-der-vielfalt.de/service/publikationen/vielfalt-erkennen/unconscious-bias-in-der-wirtschaft/unconscious-bias-im-recruiting.html>
- Zentralkomitee der deutschen Katholiken (2013): Soziale Lebenslaufpolitik. Bonn. <http://www.zdk.de/veroeffentlichungen/erklaerungen/detail/Soziale-Lebenslaufpolitik-Zukunft-wagen-in-einer-Gesellschaft-des-langen-Lebens-216s/>

# Anhang

## KompetenzTandem Interviewleitfaden (t<sub>1</sub>)

Mich würde eingangs interessieren, wie und wann Sie das erste Mal von dem KompetenzTandem-Programm erfahren haben. Es wäre schön, wenn Sie das ausführlich erzählen könnten. Was haben Sie anschließend erlebt? / Wie ging es weiter?

### **Beginn und Matching**

Welche Erwartungen und Wünsche hatten Sie zu Beginn?

Wie stellen Sie sich den Verlauf des Programms vor?

Der Programmtitel lautet:

„KompetenzTandems - Lebensweg inklusive“ – was verbinden Sie persönlich mit diesem Titel?

Ihr Tandem setzt sich zusammen aus zwei Studentinnen mit und ohne Behinderung, sowie zwei Co-MentorInnen, die im Berufsleben stehen – was denken Sie über diese Konstellation?

### **Tandem**

Sehen Sie Vor- oder Nachteile in diesem Konzept?

Wie verlief das Kennenlernen im Tandem? (Trio, Gruppe, Verein)

Welche Themen besprechen Sie im Tandem? Fehlen Ihnen bestimmte Themen?

Sehen Sie Gemeinsamkeiten zwischen sich und der anderen Studentin [Mentorin]?

Sehen Sie Unterschiede?

Was, würden Sie sagen, verbindet Sie mit ihrer Mentorin [Mentees]?

Worin unterscheiden Sie sich? Gibt es etwas, was Sie voneinander lernen können?

### **Programm**

Stellen Sie sich bitte einmal vor, Sie wären nun Studentin/MentorIn [*jeweils andere Position*] in diesem Programm – was wäre Ihnen dabei besonders wichtig?

Welche Personen sind für Sie noch wichtig?

Der Hildegardis-Verein richtet sich mit dem Programm speziell an junge Frauen auf ihrem akademischen Werdegang. Wie beurteilen Sie diese Ausrichtung?

### **Zukunft und Schluss**

Wie stellen Sie sich das offizielle Ende des Programms vor?

Was denken Sie, wird sich nach der Teilnahme für Sie etwas verändert haben?

Wenn Sie den Organisatorinnen jetzt eine Rückmeldung geben könnten, was würden Sie sagen?

*Blick über das Programm hinaus:*

Wie Sie sicherlich wissen, sollen nach dem Abschluss des Programms Handlungsempfehlungen formuliert werden, wie Inklusion gelingen kann. Dazu möchten wir Ihnen als TeilnehmerInnen auch das Wort geben. Was denken Sie wären gute Ideen oder politische Vorschläge wie Inklusion speziell für Frauen in der Wissenschaft gelingt?

Möchten Sie noch etwas erzählen? Haben Sie noch Fragen an mich?

## **KompetenzTandem** **Längsschnittleitfaden (t<sub>2</sub>)**

Zu Beginn möchte ich Sie bitten, dass Sie sich nochmal zurück erinnern an die Zeit als ProgrammteilnehmerIn. Was ist Ihnen davon besonders in Erinnerung geblieben?

### **Programm**

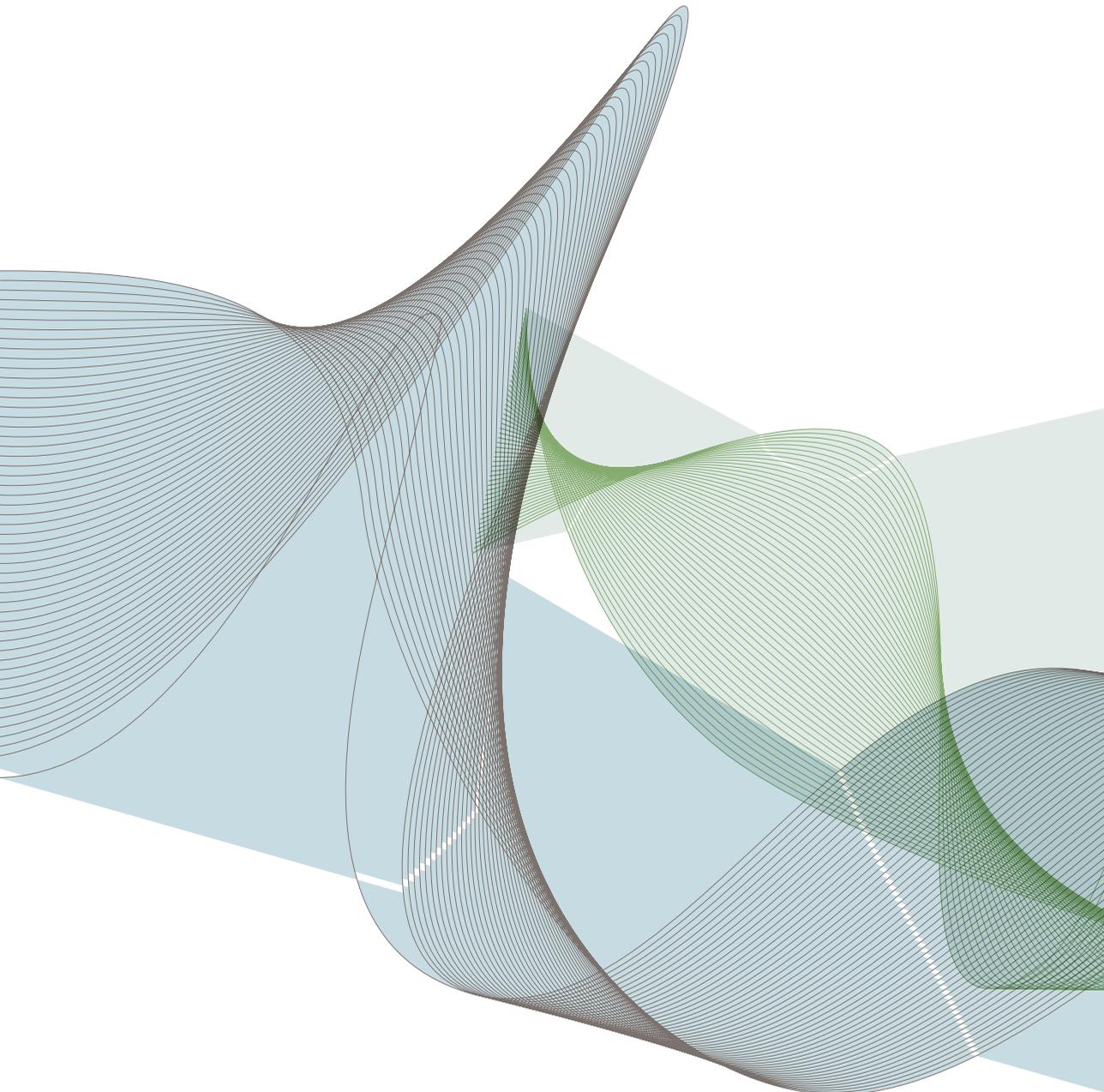
Sie haben zu Beginn unbekannte Menschen getroffen. Wie ist es Ihnen gelungen sich kennenzulernen?  
Welche Erwartungen und Wünsche hatten Sie zu Beginn Ihrer Teilnahme?  
Haben sich Ihre Vorstellungen im Verlauf des Jahres verändert?  
Ihre Gruppe bestand aus zwei Studentinnen mit und ohne Behinderung und zwei AkademikerInnen. Wie haben Sie diese Zusammensetzung erlebt?  
Welche Vor- oder Nachteile sehen Sie in diesem Konzept?

### **Tandem**

Nach einem halben Jahr fand ein Wechsel der MentorInnen statt. Wie verlief das in Ihrer Gruppe?  
Welche Themen waren bei Ihnen im Tandem/in der Gruppe zentral? Gab es Themen, die Sie gerne mehr vertieft hätten?  
*MentorInnenfrage:*  
Welche Gemeinsamkeiten sehen Sie zwischen sich und der/dem anderen MentorIn? Unterschiede?  
Was, denken Sie, nehmen Sie als Gruppe aus dieser Zeit mit?

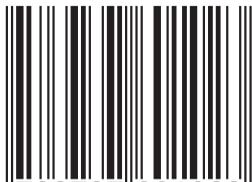
### **Schluss**

Hat die Teilnahme auf Sie oder Ihre Lebenssituation Einfluss genommen?  
Wie schätzen Sie das bei Ihren TandempartnerInnen ein? Denken Sie, dass die Teilnahme sie (auch) beeinflusst hat?  
Was denken Sie ist wichtig, um Frauen mit und ohne Behinderung auf ihrem akademischen Werdegang zu unterstützen? Was müsste dafür verändert werden?  
Möchten Sie noch etwas erzählen? Haben Sie noch Fragen an mich?



Bereswill Zühlke

ISBN 978-3-7376-0102-3



9 783737 601023 >